

GRIGORE GAFENCU

EHEMALIGER RUMÄNISCHER AUSSENMINISTER

*EUROPAS*  
*LETZTE TAGE*

*Eine politische Reise im Jahre 1939*

MIT 12 ILLUSTRATIONEN



VERLAG AMSTUTZ, HERDEG & CO., ZÜRICH

*Verlagsnummer 72*

COPYRIGHT 1946 BY VERLAG AMSTUTZ, HERDEG & CO.  
ZÜRICH, NÜSCHELERSTRASSE 45

*Alle Rechte vorbehalten. Auch teilweiser Abdruck nur mit schriftlicher*

*Genehmigung des Verlages gestattet*

*Gedruckt bei C.J. Bucher AG., Luzern*

*Printed in Switzerland Hergestellt in der Schweiz*

*Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader*

## VORWORT

**I**ch berichte in diesem Buch über Dinge, die ich im Jahre 1939 gesehen habe. Ich sah sie mit den Augen der Vorkriegszeit, und ich habe versucht, sie so niederzuschreiben, wie sie sich damals meinem Geist eingeprägt haben.

Ich bin mir bewusst, wie fragwürdig ein solches Vorgehen ist; wie leicht die «diplomatische» Darstellung einer durch die Ereignisse überholten Welt unwirkliche Bilder hervorrufen kann. Was vor dem Krieg wahr erschien, ist heute keine Wahrheit mehr. Denn zwischen der schon so fernen Epoche, in der sich unter den Berechnungen der Politiker und den Formeln der Diplomaten das Drama vorbereitete, und der Gegenwart, in der die Überlebenden in den Trümmern nach etwas suchen, woran sie ihre Hoffnung klammern könnten, hat das entsetzlichste Unwetter gewüthet. Während der Krieg mit seinem Gefolge von Mord und Zerstörung die Völker zerriss, wandten sich schändliche Leidenschaften gegen das Individuum, marterten sein Fleisch und folterten seinen Geist. Die Katastrophe breitete sich über die ganze Welt aus; sie warf sich auf alle Dinge und drückte jedem Gedanken ihren Stempel auf. Sie war die einzige Wirklichkeit, die Zählte – sie bestimmte die «Verantwortlichkeiten» und wies jedem Hauptdarsteller des grossen Dramas seinen Platz an in der Ordnung der Werte und der Schandtaten.

Nichts vermag den Umfang dieser Katastrophe besser zu veranschaulichen als die Aufzählung der «Lose», die in dem sehr kurzen Zeitraum von sechs Jahren den wichtigsten Darstellern der Handlung, die in diesem Buch beschrieben wird, Zugefallen sind: Oberst Beck ist tot, nachdem er den Schmerz der Niederlage

## EUROPAS LETZTE TAGE

*und den Kummer des Exils kennengelernt hat; von Ribbentrop und Göring sitzen in den Reihen der Kriegsverbrecher; der Sturm der Verwüstung hat Könige und Fürsten von ihren Thronen gefegt: König Boris ist tot, und Prinz Paul, durch eine Erhebung des jugoslawischen Volkes der Regentschaft entsetzt, floh nach Südafrika; König Carol ist in Brasilien, König Leopold in Genf; Chamberlain und Metaxas sind tot. Auch Präsident Hacha ist tot; Ciano wurde auf Befehl Mussolinis und der Deutschen hingerichtet; Mussolini wurde von den Partisanen erschlagen und mit Starace und anderen in Mailand auf offenem Platz zur Schau gestellt; Hitler endlich, der Hauptschuldige, den die Furien bis zur letzten Erfüllung der ungeheuren Tragödie bewahrten, verschwand als Letzter, unter den Trümmern der Reichskanzlei.*

*Nicht um die Aufmerksamkeit von der gewaltigen Umwälzung abzulenken, die von solchen Ereignissen hervorgerufen wurde, veröffentliche ich diese schlichten Erinnerungen. Wie vermöchten sie übrigens das dunkle Gemälde zu erbellen, vor das der Krieg uns gestellt hat? Auf dem umgekehrten Wege – indem wir die heutigen Bilder der Ruinen und der trostlosen Verzweiflung auf die Leinwand projizieren, auf der die diplomatischen Aktionen des Jahres 1939 ihre Bewegungen abgezeichnet haben – kann die Gegenüberstellung der beiden Epochen von einigem Nutzen sein. Sieht man die Anstrengungen, die damals zur Rettung des Friedens unternommen wurden, mit den Augen der Nachkriegszeit, so offenbaren sie eine erschütternde Schwäche und Wertlosigkeit, während die Aktion, die bewusst zur Katastrophe trieb, den Charakter einer Entfesselung dämonischer Kräfte annimmt. Bei einer solchen Überprüfung wird der Leser, der gelitten und begriffen hat, dahin geführt, den Bildern, die ihm vorgeführt werden, die Farben und Akzente zu geben, auf die der Verfasser bewusst verzichtet hat. So wird sich der Leser jener nicht zu zählenden Schar der Geschworenen einreihen, die, vereidigt auf eine schmerzreiche Erfahrung, berufen sind, lebendigen Anteil an der Bildung des Urteils der Geschichte zu nehmen.*

\* \* \*

*Die Betrachtung der letzten diplomatischen Anstrengungen des alten Europa wirft zwei gleichermassen dramatische Probleme auf. Das erste bezieht sich auf Hitlerdeutschland und seine Aktion gegen die angrenzenden Völker.*

## VORWORT

*Gab es eine objektive Notwendigkeit, die zum Kriege drängte? Am Vorabend des Konfliktes vermochte niemand es zu glauben.*

*Das Reich befand sich nicht in einer wirtschaftlichen Situation, die ihm den Frieden unerträglich gemacht hätte. Die antarktische Wirtschaft, der es sich unterworfen hatte, hatte es nicht gehindert, seine Absatzmöglichkeiten zu erweitern und im Osten einen Markt nach dem anderen zu erobern. Von allen grossen Staaten des Kontinents schien das Deutsche Reich am meisten in der Rage, eine lange Friedensperiode auszunutzen: es entwickelte seinen Produktionsapparat, steigerte seine Produktion und vervollkommnete seine Technik in einem Tempo, mit dem weder seine Nachbarn im Westen noch Sowjetrussland schritthalten konnten. Gewiss war es dank diesem wunderbaren Aufstieg besser gerüstet, um Krieg führen; aber es hatte das grösste Interesse daran, den Frieden aufrechtzuerhalten. Denn man konnte voraussehen, dass der Krieg, gleich einer tiefgreifenden Revolution, überall schlummernde Energien wecken und gewisse Reiche, die über unendlich viel zahlreichere Hilfsquellen verfügten als Deutschland, in furchtbare Militärmächte verwandeln würde. Wenn das Reich den Krieg provozierte, würde es der Welt sein eigenes Tempo der technischen Entwicklung aufzwingen und Gefahr laufen, sich von reicheren und günstiger gelegenen Gegnern überholt zu sehen. Wie hätte man ihm solche Absichten zuschreiben können?*

*Auf der Ebene der Politik war ein Krieg für das Deutsche Reich nicht weniger riskant. Wenn es sich auf die Notwendigkeit der Ausdehnung und Macht der deutschen «Masse» stützte, lief es Gefahr, die Ansprüche unendlich viel grösserer Massen zu wecken, die fähig waren, seinen Ansturm zu brechen und seinen «Lebensraum» nur noch einzuengen.*

*Um solche Realitäten zu übersehen, musste es in der Geistesverfassung des deutschen Volkes und seiner Führer ein Element des Wahnsinns geben, dessen Stärke und Einfluss schwer im Voraus zu berechnen war. Es handelte sich dabei jedoch um einen Wahnsinn, der Europa nicht fremd war. Es war jener Eroberungsgeist, von dem ein politischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Emile Montaigne, in Worten, die zitiert zu werden verdienen, sagte, dass «er existiert und existieren wird, bis Europa seine verlorene Einbeit wiedergefunden oder, richtiger, bis es seine neue Einbeit gefunden hat.»*

*«Der Eroberungsgeist ist der Anspruch auf die Weltherrschaft», sagte der französische Moralist und fügte hinzu: «Dieser Anspruch, der der Traum eines*

*Wahnsinnigen zu sein scheint, war trotzdem die bestimmende Kraft für mehr als eine Aktion, die die Welt umgestürzt hat» – «Die Einbeit durch die Welt-herrschaft ist der Triumph der äusseren Gewalten, die Heuchelei des Scheins, die Tyrannei und der Zwang über die Seelen, die künstliche Herrschaft eines Systems oder einer mechanischen Gewalt, die in der ganzen zivilisierten Welt an die Stelle der freien Entwicklung des Lebens und des spontanen Ausdrucks der echten Daseinsformen treten»*

*Es ist verblüffend, wenn man heute diese im Jahre 1858 geschriebenen Sätze wieder liest: «Stets hat eine gerechte Sühne diese Ausbrüche des Grössenwahns getroffen. Die Preisgabe aller Werte oder wilder Wahnsinn haben sich der Länder bemächtigt, in denen diese Idee herrscht, und der Völker, die sie durchsetzen wollten. Sie haben dabei die Kräfte verloren, die ihnen diese wütenden Ansprüche eingegeben hatten, und haben keine anderen dafür gewonnen. Hingegen haben sie das Wesen eines Lasters genau studieren können, seinen Nutzen und den Vorteil, den man aus ihm ziehen kann .... Dieser Grössenwahnsinn, der stets für das Volk verhängnisvoll ist, und dem immer prompt die Sühne folgt, ist trotzdem nicht aus der Welt verschwunden ... «<sup>1)</sup>*

*Diesem «Eroberungsgeist» und der von ihm hervorgerufenen tiefen Verwirrung, die von Zeit zu Zeit unseren Kontinent umwälzt, wurde Europa preisgegeben. Nur wenige Staatsmänner wussten das Wesen und das ganze Ausmass der Gefahr vorauszu sehen. Die meisten berechneten die Aussichten des Konfliktes, indem sie das «Interesse» und die «Beweggründe» des mutmasslichen Angreifers suchten. Sie glaubten politische Lösungen finden, indem sie zunächst seine Eitelkeit schonten und ihm dann die zerbrechliche Schranke der Sicherheitsformeln entgegenstellten. Aber sie schienen nicht zu bemerken, dass das Übel, dem sie die Stirn zu bieten hatten, «die grösste geistige Epidemie seit dem Mittelalter» war – wie es später Professor Jung nennen sollte.*

*Denn Hitlers Eroberungszug sollte sich von allen anderen Eroberungen, die in der Neuzeit die Unterwerfung Europas versuchten, durch sein verbissenes Streben unterscheiden, die «Einbeit» nicht nur durch die brutale Gewalt, sondern auch und vor allem durch die Erniedrigung und Vergiftung des Geistes zu schaffen. Die europäische Einbeit sollte durch die Verneinung Europas und durch die*

<sup>1)</sup> EMILE MONTAIGU: *Libres opinions morales et historiques*, Paris 1858.

## VORWORT

*Preisgabe jedes Glaubens an die wesentlichen Werte der Kultur erstehen. Dieser «Traum eines Wahnsinnigen» konnte gewiss nicht Wirklichkeit werden: er trug in sich das Nichts, in das er nach tausend Katastrophen zu stürmen verdammt war. Sein Einfluss breitete sich dennoch weit über die deutschen Grenzen aus und erschütterte die Gewissen und die Willenskräfte, deren die Gesellschaft zu ihrer Verteidigung bedurfte. Längst bevor die deutschen Armeen in den Krieg gezogen waren, hatten ansteckende Ideen schon starke Verteidigungsstellungen auf dem Kontinent durchbrochen; die geistige Kapitulation gewisser Persönlichkeiten und gewisser politischer Kreise hatte den Kampfgeist und zu gleicher Zeit den Selbsterhaltungswillen der Völker geschwächt. Die Ereignisse hätten einen anderen Verlauf nehmen, Europa hätte Erniedrigung und Entehrung vermeiden können, wenn die Empörung gegen das nationalsozialistische Gedankengut spontaner, heftiger und allgemeiner gewesen wäre.*

*Besser als man es im Jahre 1939 sah, tritt heute in Erscheinung, dass die Unzulänglichkeit der diplomatischen Bemühungen am Vorabend des Krieges – denen es weder an gutem Willen noch an Beharrlichkeit fehlte – zu einem grossen Teil auf das Fehlen einer tiefgreifenden moralischen Reaktion gegen den absurden und schändlichen Hitlerismus zurückzuführen ist.*

*Da Europa es versäumt hatte, rechtzeitig diesen Widerstand zu leisten, musste es ertragen, dass die persönliche Aktion des deutschen Diktators immer gebieterischer und entschlossener wurde. Niemals wurde die Geschichte ausschliesslich dem Willen eines einzelnen Menschen unterworfen. Die Diplomatie war von nun ab machtlos, den Willen Hitlers zu hemmen, der seinen Traum mit lauter Stimme verkündete, ohne seine Ambitionen oder seine Pläne zu verhüllen. Weil er das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, weil er nicht länger warten zu können glaubte, weil er sich reif fühlte, das Abenteuer des Unmöglichen zu wagen, ging das alte Europa seinen letzten Tagen entgegen, und die Welt glitt in den schrecklichsten aller Kriege.*

*Aber der Mann, dem die Menschen nicht mehr Halt gebieten konnten, begann selbst die Herrschaft über die Ereignisse zu verlieren. Sein Handeln, das trotz seiner genau berechneten Manifestationen nach aussen bereits nichts Menschliches mehr an sich hatte, setzte Kräfte frei, die sein Wille nicht zu meistern wusste. Gleich dem Zauberlehrling hatte er die Formel verloren, welche die Elemente beschwört. Das Schicksal, das durch die Handlungen eines Besessenen in Bewegung*

geraten war, schlug mit blinden Schlägen furchtbar zu, ehe es zu einer Entscheidung führte, die der hohen Bedeutung eines Gottesurteils entsprach.

In Hitlers Geist spiegelte sich am packendsten das Eingreifen übernatürlicher Kräfte. Ohne Gott und ohne die Vorsehung war er in den Krieg gezogen. Seine erste Rede als Kriegsführender, vom 1. September 1939, ist ein einziger Hymnus auf sein triumphierendes «Ich»: «Ich habe eine letzte Anstrengung gemacht, Ich habe gearbeitet, Ich habe erklärt, Ich habe festgestellt, Ich habe beschlossen, mit Polen zu reden; Ich habe beschlossen, das Danziger Problem, die Frage des Korridors, das Problem des Friedens zu lösen. . ., Ich werde diesen Kampf gegen jeden führen, wer es auch sei...» Dann folgten die törichten und verhängnisvollen Worte: «Ich habe den Rock wieder angezogen, der mir der teuerste und heiligste war. Ich werde ihn nicht wieder ausfielen, bevor der Sieg errungen ist, oder – Ich werde das Ende nicht erleben.» Das war eine Verpflichtung auf Tod und Leben; aber es war vor allem eine Herausforderung, denn an diesem Tage war nicht die Rede von Niederlage: «Ich habe gesagt, dass, wenn unser Wille stark genug ist – dieser Wille und das deutsche Eisen selbst die höchste Not brechen und besiegen werden.» Als Hitler auszog, um die höchste Not und den Tod zu besiegen, liess er keinen Raum für irgendeine äussere Hilfe; kein Appell an den göttlichen Beistand schwächte seinen dünnkelhaften Sang ab.

Erst später, nach den ersten Rückschlägen in Russland, tauchte die «Vorsehung» in den Reden des «Führers» auf. Zunächst richtete er nur einen Ordnungsruf an sie: wie wollte die Vorsehung die schmerzlichen Niederlagen vor dem deutschen Volk rechtfertigen? In dem Masse, in dem der Sieg auf die andere Seite überging, wurden die Anspielungen häufiger, die Anrufungen drängender. Mit Mühe verbarg Hitler die Bitterkeit, die ihm das Verhalten dieser Vorsehung verursachte. Er beharrte indessen darauf, zu glauben, dass es zwischen ihr und ihm ein festes Band gäbe. So wollte er ihr noch nicht seinen Kredit verweigern. Die Vorsehung würde ihn schliesslich doch retten.

Es bedurfte der grossen Zusammenbrüche des Jahres 1944, des Eindringens der Russen auf deutsches Gebiet und der Landung der Alliierten in Europa, um Hitler Zu bestimmen, auf eine noch höhere Autorität zurückzugreifen. In aller Eile wurde der «Allmächtige» zu Hilfe gerufen, da der deutsche Wille und das deutsche Schwert auf allen Fronten zurückwichen. Hitler überhäufte den Allmächtigen mit seiner Gunst und ging so weit, ihm in der nationalsozialistischen



## VORWORT

*Hierarchie einen Platz einzuräumen, der dem seinigen gleichwertig war. Seine letzte Rede, vom 30. Januar 1943, ist wie durchtränkt von einem Gefühl des Schreckens vor dem unaufhaltsamen Marsch des Schicksals; der Name des Allmächtigen wird zehnmal mit düsterer Glut angerufen: «Der Allmächtige hat unser Volk geschaffen; Er hat mich immer geschützt; Er hat mich am Tage des Attentats gerettet; Er wird mich niemals fallen lassen, das weiss ich . . .; wenn wir vor dem Allmächtigen erscheinen, werden wir von Ihm Gnade und Segen erleben.*

*Aber es war zu spät, und nichts mehr konnte die Erfüllung des dunklen Geschicks aufhalten. Das so vergängliche Grossdeutsche Reich zerbrach auf allen Seiten. Und schon war der Tod da, um seine Schuld einzutreiben. Von all den Abmachungen und Verträgen, die in Voraussicht des Krieges auf einem in Panik geratenen Kontinent eiligst zustande gebracht worden waren, bestand am Ende des grossen Unwetters nur noch der Pakt, den Hitler mit dem Tode geschlossen hatte. So brach nun der Tag an, den Hitler nicht zu erleben sich stark gemacht hatte. Würde er diesmal Wort halten oder auch noch den Tod betrügen?*

*Der «Führer» verschwand, ohne dass das Misstrauen, das sich an alle seine Gesten knüpfte, verschwunden wäre. Jenseits aller Wahrscheinlichkeit fürchtet die Welt, da es sieb um ihn handelt, noch immer einen grossen Betrug.*

\*\*\*

*Das zweite Problem betrifft die Beziehungen zwischen den Westmächten und der Sowjetunion.*

*Die Anstrengungen, die im Jahre 1939 zur Rettung des Friedens gemacht wurden, hatten zu den Moskauer Besprechungen zwischen England, Frankreich und Russland geführt. Am 21. August wurde die Diskussion abgebrochen; am 1. September griff Hitler Polen an.*

*Heute finden neue Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und der abendländischen Welt statt. Und wieder hängen der Friede und das Schicksal der Welt von ihrem Ergebnis ab.*

*Es wäre verlockend, diese beiden diplomatischen Aktionen miteinander zu vergleichen und in einer noch nahen Vergangenheit die Ursachen für einen Misserfolg suchen, der, wenn er sich wiederholen sollte, von Neuem eine Katastrophe hervorriefe.*

*Gewiss ist die heutige Situation nicht die gleiche wie die damalige vor Kriegsausbruch. Damals gab es im Herzen Europas ein ebrgeiziges Reich, das die Be-*

*ziehungen zwischen den Staaten trübte, um sich seine Handlungsfreiheit zu bewahren und den anderen seinen Machtwillen aufzuzwingen. Dieses Element der Trennung ist heute nicht mehr zu fürchten. Von Westen nach Osten scheint der Weg frei. Russen und Westmächte sind sich nach der schrecklichen Prüfung, die sie gemeinsam glücklich überstanden haben, nähergekommen.*

*Unglücklicherweise ist nicht nur das Reich Hitlers zusammengebrochen. Der beispiellose Kampf den es gegen Europa geführt hat, hat den ganzen Kontinent zu Boden geworfen und zerstört. In seinem Prestige getroffen, seines inneren Glanzes beraubt, in der Ordnung der politischen Werte erniedrigt, entzweit, gedemütigt und gewissermassen seiner Substanz beraubt, stellt Europa noch für einige Zeit eine grosse Leere dar. Und in dieser Leere ist es schwieriger zu verhandeln als im Jahre 1939. Denn alle Positionen, die im alten Europa gefestigt schienen, alle materiellen und geistigen Güter, für die die Nationen während Jahrhunderten gekämpft hatten, die Ordnung, die jedem Staat sein Recht sicherte, das allgemeine Gleichgewicht: alles scheint heute in Frage gestellt zu sein. Die Mächte, die sieb das Privileg der Verträge bewahrt haben, besitzen eine beunruhigende Bewegungsfreiheit: nichts begrenzt mehr das Feld ihrer Verhandlungen; gerade dies macht ihr Unternehmen so besonders schwierig. So sehen wir die gleichen Probleme wieder auftauchen, an denen der Westen und der sowjetische Osten schon einmal aufeinanderstossen: die Zeit hat gewisse auseinanderstrebende Tendenzen nur noch mehr verstärkt. Das gegenseitige Misstrauen trübt, ganz wie im Jahre 1939, das Gespräch: eine und dieselbe Formel gibt entgegengesetzten Gedanken Ausdruck; man tritt unentwegt auf der Stelle, ohne einen Ausweg wahrzunehmen; jede Rechtsfrage wirft ein Problem der Gewalt auf; unter dem Schutze einer weitgespannten «Union» scheint jeder nur seine eigenen Pläne zu verfolgen: die einen bemühen sich, eine feste Ordnung zu errichten, die anderen überrennen ihren Nachbarn und streben dahin, sich vollkommene Bewegungsfreiheit zu sichern. So entgleitet der Gedanke des einen und unteilbaren Friedens den Anstrengungen der grossen Mächte; das Ziel, das zu erreichen man sich zur Aufgabe gesetzt hatte – die Errichtung einer allgemeinen Rechtsordnung – verliert sich im Nebel nicht endender Diskussionen; und das Prinzip der Teilung der Welt in Einflusszonen, das gleiche, das Hitler 1938 in München und 1939 in Moskau zum Triumph führte, das gleiche, das den Krieg hervorrief, bietet sich von Neuem als düsterer Ausweg an. Die Teilung ist das Kompromiss auf Kosten Dritter, das*

## VORWORT

*Gegenstück der garantierten Sicherheit, der Schutz der Starken gegen den Angriff der Schwachen, der Triumph des Rechtes des Stärkeren über die Freiheiten Europas; aber sie ist auch die Bestätigung einer Rivalität zwischen «Grossen» ausserhalb jeder Ordnung und jeder rechtlichen Regel; sie bedeutet freie Bahn für alle Ambitionen und Hegemonieträume: die Teilung in Einflusszonen ist der Krieg.*

*Es ist kein Friede möglich, es gibt kein Mittel, zu dem unentbehrlichen Abkommen zwischen den Westmächten und den Sowjets: Sie gelangen, wenn man nicht der Erfahrung der letzten schrecklichen Jahre Rechnung trägt; wenn man sich nicht der Ursachen erinnert, die den Konflikt hervorgerufen, und der Elemente, die den Sieg begründet haben. Weil die Freiheit in Gefahr war, brach 1939 der Krieg aus; der verzweifelte Kampf der Nationen führte zum Triumph des Prinzips der Einbeit über das der Teilung, des Grundsatzes vom Gleichgewicht über den der Hegemonie, der Freiheit über den Hitlerfaschismus. Der Friede muss den gleichen Sinn empfangen wie der Kampf und der Sieg; anders gibt es keinen Frieden. Nach der Sintflut, die die Welt verwüstet hat, Frieden schliessen bedeutet: allen Missbräuchen der Gewalt ein Ende setzen, die Freiheit der Nationen sichern, das Gleichgewicht in der Mannigfaltigkeit errichten, mit anderen Worten: Europa wiederherstellen; es bedeutet auch für die sehr grossen Mächte, deren Wille heute ausschlaggebend ist, sich selbst Beschränkungen aufzuerlegen, um einen Rechtsgrundsatz retten, der ihnen allein den gerechten und ruhigen Genuss der Früchte des gemeinsamen Sieges sichern kann!).*

*Frieden schliessen bedingt heute eine weitere Anstrengung. Denn der Friede wird niemals mehr das sein, was er ehemals war. Die allgemeine Sicherheit ist nicht mehr denkbar unter den Bedingungen, die man einst für normal hielt. Die modernen Waffen haben die ganze Menschheit in tödliche Gefahr gebracht; solange uneingeschränkt souveräne Staaten einander gegenüberstehen, wird kein Abkommen, kein Vertrag, kein diplomatisches Arrangement sie von der Drohung plötzlicher, totaler Vernichtung befreien. Nur eine höhere Autorität, die über den Staaten steht, über den kleinen wie über den Grossmächten, wäre imstande, den Frieden zu sichern. Die ganze Aufmerksamkeit der Welt müsste also auf die Schaffung dieser höheren Autorität gerichtet sein, die unentbehrlich ist für die wahre Befriedung und für die Rettung der Menschheit. Die Verantwortung für die*

<sup>1)</sup> Siehe Anhang 2, S. 243 ff.

*Verwirklichung eines solchen Werkes fällt vor allem den sehr grossen Imperien zu, da sie die volle Ausübung ihrer Souveränität bewahrt haben, müssten sie den schwersten Opfern zustimmen, um gemeinsam zu einer einheitlichen Ordnung zu gelangen. Um der tiefen Erschütterung unserer Epoche ein Ende zu setzen, um ein drohendes schreckliches Geschick zu beschwören, müsste die Politik, deren Ideal eine die Welt umspannende Föderation ist, entschlossener und kraftvoller werden und über die entgegengesetzten Bestrebungen triumphieren, die eine Teilung in Einflusszonen oder die Hegemonie einer einzigen Ideologie und einer einzigen Macht erzwingen wollen.*

*Alle Staaten, grosse und kleine, werden sich im Übrigen über die Prinzipien auszusprechen haben, die den neuen Frieden bestimmen werden, der berufen ist, die Rechte und die Freiheit eines jeden in der allgemeinen Sicherheit zu garantieren. Die Grossmächte haben von Anfang an gemeinsam den Ton auf die «Demokratie» gelegt; auf dem Wege der Volksabstimmung werden die Staaten ihren Willen und ihre Wünsche zu manifestieren haben. Dieses Prinzip wäre vor allem auf die Länder des europäischen Ostens anzuwenden.*

*Aber die Demokratie unterliegt Interpretationen, die im Laufe der Geschichte gewechselt haben und die entsprechend den politischen Leidenschaften weiterhin wechseln. Nicht nur in London und in Moskau wird unter Demokratie etwas Verschiedenes verstanden. Der Kontinent ist voll von Widersprüchen in dieser Frage. Nicht, dass die Befragung der europäischen Völker, wenn die Wahlen streng überwacht sind, sich jemals zu Ungunsten Europas auswirken könnte; es gibt kein Volk, das nicht für die Freiheit stimmen würde. Aber in der Art, wie man jedem Volk sein Recht auf die Demokratie zuerkennt, gibt es so viele verschiedene Nuancen, dass schon die lebhaftesten Auseinandersetzungen zwischen den Mächten stattfinden, sodass die «Demokratie», statt ein Mittel zur Einigung zu sein, die Ursache noch ernsterer Spaltungen zu werden droht.*

*Was hier wirklich auf dem Spiel steht, ist nicht die Demokratie, die immer nur eine Form sein könnte (übrigens die ausgeglichenste und weiseste), um den Willen einer Nation zum Ausdruck zu bringen. Das Problem ist komplexer und reicht tiefer. Es geht um die Existenz selbst der Nationen, insofern sie mit der Gesamtheit der geistigen und religiösen Überlieferungen und der Bestrebungen verknüpft und verbunden sind, welche die europäische Kultur darstellen. An diese Kultur sind die Völker gebunden, welches auch der Charakter und der Grad ihrer Ent-*

## VORWORT

*wicklung sein mögen; in ihr finden sie sich wieder und wünschen sie weiterzuleben; sie bedeutet ihnen den Schutz des Rechtes, die Sicherung der persönlichen Freiheiten und den wahren Lebensinhalt; ihr Versagen empfinden sie mit einer unbeschreiblichen Angst, da sie zu fühlen glauben, wie der Schatten sich ausbreitet und das Schweigen sie umhüllt. Niemals haben die Völker, besonders jene, die man «Randstaaten» nennt, tiefer ihre Zugehörigkeit zu dieser gemeinsamen Kultur empfunden, als nach ihrer Befreiung vom Alpdruck des Faschismus; damals glaubten sie wahrzunehmen, dass sieb unter den Trümmern ein Europa erhob, welches für sie nicht nur ein politisches Ideal, sondern das Bild des wiedererwachenden Lebens selbst darstellte, das mit seinem Hauch die Individuen und die Nationen neu erweckt.*

*Ihre tief begründete Anhänglichkeit an eine gemeinsame Kultur – eine Anhänglichkeit, die in diesen Tagen, in denen alle Hoffnungen und alle Ängste möglich sind, auf ergreifende Art sichtbar wird – stellt diese Völker nicht in Gegensatz zu den grossen Nachbarreichen. Vom Osten so gut wie vom Westen kann Europa starke Impulse der Erneuerung empfangen, die geeignet sind, neue Bande zu knüpfen und neue Werte zu schaffen im Innern der menschlichen Gemeinschaft. Niemals waren die Nationen für die Ideen sozialer Gerechtigkeit und technischer Vervollkommnung empfänglicher als in diesen Tagen der Verfinsternung. Aber das Ideal der Kultur kann nicht den Gegenstand eines Tauschhandels bilden; es schafft eine Solidarität zwischen den Nationen, die nicht geopfert werden könnte, ohne Umwälzungen hervorzurufen, die noch mehr moralischer als politischer Natur wären, und denen keine friedliche Abmachung widerstehen könnte.*

*Das entscheidende Problem, über das man mit Verstand und Mut bis zur letzten Konsequenz nachdenken muss, ist ein Problem der Lebenskraft.*

*Von dem Willen, gemeinsam an einem Werk des Lebens teilzunehmen, hängt die Eintracht zwischen den grossen Mächten – und der Frieden der Welt ab.*

\*\*\*

*In einem Reisebericht ist der Autor gezwungen, in der ersten Person zu stehen. Wenn ich das Wort «ich» häufiger gebraucht habe, als ich es gewünscht hätte, so deshalb, um auf eine unmittelbarere Art Ereignisse wachzurufen, in die ich meist nicht anders denn als einfacher Beobachter verwickelt war.*

Genf, im Mai 1946.

G.G.

# INHALTSVERZEICHNIS

## EUROPAS LETZTE TAGE

### EINE POLITISCHE REISE IM JAHRE 1939

EINLEITUNG	21
------------	----

#### *Erstes Kapitel*

IM SALONWAGEN MIT OBERST BECK.....	35
------------------------------------	----

Zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. – Der Nichtangriffspakt vom 27. Januar 1934. – Die «Prinzipien» des Obersten Beck. – Die Versicherungen Hitlers. – Die Krise vom 21. März 1939. – Die grosse Täuschung der polnischen Staatsmänner: Becks Botschaft an Hitler.

#### *Zweites Kapitel*

HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN	63
------------------------------------	----

Berlin am Vorabend von Hitlers Geburtstag. – Ein «tour d'horizon» mit von Ribbentrop. – Unterhaltung mit Göring. – Audienz in der Reichskanzlei: der «Führer» legt seine Politik dar. – Die Parade vom 20. April 1939.

#### *Drittes Kapitel*

DIE FURCHT LEOPOLDS III.....	95
------------------------------	----

Die kleinen Staaten nach dem Münchener Abkommen. – Audienz bei dem König der Belgier. – Die Könige und das Problem der Sicherheit.

### *Viertes Kapitel*

#### **ENGLANDS INNERE KRAFT.**

106

Die Überquerung des Kanals. – London: der Hof, die Regierung, die öffentliche Meinung. – Winston Churchill in der «Stunde der Zigarre»: sein moralischer und politischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus; seine Pläne für eine «Grosse Koalition» (Reden vom 9. Mai 1938, vom 5. Oktober 1938 und vom 13. April 1939).

### *Fünftes Kapitel*

#### **DIE POLITIK DES FOREIGN OFFICE**

122

Neville Chamberlains Bekehrung. – Gedankenaustausch mit Lord Halifax: England widersetzt sich Hitler und übernimmt seine Verantwortlichkeiten auf dem Kontinent; es gibt «Garantien», unterhandelt mit der Türkei und beginnt Verhandlungen mit der Sowjetunion. – Die allgemeine Wehrpflicht.

### *Sechstes Kapitel*

#### **DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH.**

146

Die innere Krise und ihre Rückwirkungen auf die Aussenpolitik. – Die Regierung: Ministerpräsident Daladier; die Friedenspolitik des Aussenministers George Bonnet. – Hitlers Rede vom 28. April 1939. – Die französisch-englisch-sowjetrussischen Verhandlungen. – Frankreich und Italien.

### *Siebentes Kapitel*

#### **ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»**

172

Ein Diner in der Villa Madama. – Das Paar Mussolini-Ciano. – Politisches Exposé des Duce, Kommentare Cianos. – Audienz im Quirinal: die «Opposition» König Viktor Emanuels. – Besuch im Vatikan: die edle Erscheinung Pius' XII. – Italien und Frankreich.

## *Achtes Kapitel*

<b>DIE RÜCKKEHR</b>	193
---------------------	-----

Aufenthalt in Belgrad. – Prinz Paul und seine Minister. – Die «Vorsicht» des jugoslawischen Regenten. – Ankunft in Bukarest: Besuch des stellvertretenden Aussenkommissars Potemkin. – Potemkin ist optimistisch.

## *Neuntes Kapitel*

<b>BALKANREISE</b>	206
--------------------	-----

Ankara: die Türkei als Drehscheibe der Friedensdiplomatie. – Ein Ball im Palast von Ankara. – Jalowa: Audienz bei Präsident Ismet İnönü. – Athen: die Ruinen der Akropolis. – Ein Abend am Kap Sunion. – Der Heroismus des Generals Metaxas.

<b>EPILOG</b>	217
---------------	-----

<b>ANHANG</b>	240
---------------	-----

<b>PERSONENREGISTER</b>	255
-------------------------	-----



## EINLEITUNG

Der zweite Weltkrieg sollte am 1. Oktober 1938 ausbrechen. Diesen Tag hatte Hitler gewählt, um seine Truppen in das von den Sudetendeutschen bewohnte Gebiet einmarschieren zu lassen. Der Führer war entschlossen, das europäische Statut mit Gewalt zu ändern. Am 26. September hatte er erklärt: «. . . , Und jetzt stehen wir vor dem letzten Problem, das gelöst werden muss und das gelöst werden wird. Es ist die letzte territoriale Forderung, die ich in Europa zu erheben habe: aber eine Forderung, von der ich nicht abgehen werde, und die ich mit Gottes Hilfe verwirklichen werde.» So hatte Hitler die Brücken hinter sich abgebrochen. Und Göring hatte sich schon beeilt, die Generalmobilmachung zu verkünden. Die deutschen Armeen waren im Begriff, ins Feld zu ziehen.

Es schien, als ob die Westmächte, an der äussersten Grenze der Zugeständnisse angelangt, sich damit abgefunden hätten, den Krieg zu akzeptieren. Ein Zeuge, der die Ereignisse aus der Nähe verfolgte, berichtete am 4. Oktober: «Während der Tage des 27. und 28. September fühlte man, wie von Stunde zu Stunde die Sintflut näher kam .... In dieser Atmosphäre begann sich, am 28. September gegen zehn Uhr abends, die Nachricht von der Viererkonferenz zu verbreiten, die am anderen Morgen in München eröffnet werden sollte. Diese Kunde hat unmittelbar eine ungeheure Befriedigung hervorgerufen. Keinen Augenblick hat man daran gezweifelt, dass die Konferenz dem drohenden Krieg Einhalt gebieten

## EUROPAS LETZTE TAGE

würde. Das Wunder, auf das man schon nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, wurde Wirklichkeit.»<sup>1)</sup>

Das «Wunder» verwirklichte sich blitzartig: am anderen Tage, dem 29. September 1938, war das Abkommen von München schon geschlossen. Am übernächsten Tage unterzeichnete Neville Chamberlain mit der Reichsregierung eine Verpflichtung zu «gegenseitiger Beratung». Als der britische Premierminister am 1. Oktober in London inmitten einer begeisterten Menge aus dem Flugzeug stieg, erklärte er, dass der Frieden nunmehr für eine Generation gesichert sei. Am gleichen Tage drangen die deutschen Armeen, wie Hitler es gewollt hatte, in das Sudetengebiet ein. Aber das war nun nicht mehr ein Gewaltakt; die Eroberung vollzog sich «in Ausführung eines Abkommens, das unter der Garantie der vier Mächte geschlossen worden war».

In Deutschland wie anderswo feierte die gesamte Presse dieses wunderbare Abkommen als «Ausgangspunkt für die Errichtung eines neuen Europa, befreit von Hass und gegenseitigen Vorurteilen, beherrscht vom Respekt vor den Lebensrechten jedes Volkes und gerichtet auf eine harmonische Zusammenarbeit zwischen den Nationen».

Indessen wiesen besser plazierte Beobachter auf jene deutschen Führer hin, «die verkünden, dass man weiter vorwärts marschieren und in jeder möglichen Weise die militärische Überlegenheit, über die das Reich zu verfügen glaubt, ausnutzen müsse .... In dem Augenblick, in dem die deutsche Armee die böhmischen Berge besetzt, suchen sie den Horizont ab nach neuen Ansprüchen, die sie erheben, nach neuen Schlachten, die sie liefern, nach neuen Gebieten, die sie an sich reißen könnten»<sup>2)</sup>.

In dem Jubel, der auf die allgemeine Angst gefolgt war, war die Welt wenig geneigt, auf warnende Stimmen zu hören. Winston Churchill fand nur ein schwaches Echo, als er verkündete, die *totale Niederlage*, welche die Westmächte in München erlitten hätten, sei nur der «Anfang der grossen Abrechnung».

<sup>1)</sup> Bericht von François-Poncet, französischer Botschafter in Berlin, vom 4. Oktober 1938.

<sup>2)</sup> Bereits zitierter Bericht von François-Poncet.

## EINLEITUNG

Die Welt wollte den Frieden. Sie wollte ihn mit verzweifelter Kraft, denn man fühlte, dass ausser Hitler niemand wirklich gerüstet war, den Prüfungen des Krieges standzuhalten und seine Leiden zu ertragen<sup>1</sup>). Und man billigte die Haltung Chamberlains, der den deutschen Diktator beim Wort genommen, sich mit ihm über den Gegenstand seiner *letzten territorialen Forderungen* verglichen und ihn gezwungen hatte, diese Forderungen im Rahmen eines internationalen Vertrages zu unterzeichnen. Wenn Hitler die Wahrheit sprach, so war dies die einzige Art, den Frieden zu retten: man musste es versuchen.

Letzten Endes ruhte «der Frieden von München» auf dem Wort Hitlers. Allein, selbst wenn dieses Wort von zweifelhaftem Wert war, schien das Abkommen gewisse Vorteile zu bieten. Man gewann Zeit – eine kostbare Zeit, die man nutzen konnte, um Rüstungen und Bündnisse besser vorzubereiten. Sie verknüpfte England enger mit dem Schicksal des Kontinents. England verband sich mit Frankreich, um (laut Artikel 1 des Anhangs zum Abkommen) *«das in den französisch-britischen Vorschlägen vom*

<sup>1</sup> Die französische Regierung hatte sich bei den Regierungen der befreundeten Staaten informiert, wie der Stand ihrer militärischen Vorbereitungen sei, und was ihre entsprechenden politischen Dispositionen wären. Das Ergebnis dieser Erhebungen war äusserst entmutigend.

England hatte am 17. September 1938 wissen lassen, dass es entschlossen sei, Frankreich jede mögliche Unterstützung zu leihen «für den Fall, dass es selbst angegriffen würde»; aber es sei ihm «unmöglich», im Voraus Verpflichtungen zu übernehmen für den Fall, dass Frankreich in Ausführung seines Vertrages mit der Tschechoslowakei in den Krieg eintrete. Zwei Wochen vorher, am 2. September, war die französische Regierung informiert worden, dass die englische Hilfe zu Lande und in der Luft während der ersten sechs Monate des Krieges aus zwei nicht mit modernem Material ausgerüsteten Divisionen und aus hundert bis hundertfünfzig Flugzeugen bestehen könnte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte, seit dem Beginn der Krise, rund heraus erklärt, dass sie nicht in der Lage sei, irgendeine Hilfe zu gewähren.

Was Sowjetrussland betrifft, welches zweimal (im März und im Juni 1938) befragt worden war, so hatte es aus dem Munde Litwinows erklärt, dass es sich nicht weigern werde, im Falle eines deutschen Angriffs der Tschechoslowakei Hilfe zu leisten, wenn Polen und Rumänien sich im Voraus verpflichteten, die russischen Armeen durchmarschieren zu lassen. Da weder Polen noch Rumänien die Absicht hatten, eine solche Verpflichtung im Voraus einzugehen, konnte man nicht erwarten, dass Russland intervenieren werde.

19. September 1938 enthaltene Angebot einer internationalen Garantie der Grenzen des tschechoslowakischen Staates gegen jeden nicht provozierten Angriff aufrechtzuerhalten». Die englische Regierung tat damit einen Schritt vorwärts ins Innere Europas: nachdem sie die «Rheingrenze» als ihre eigene Grenze anerkannt hatte, schickte sie sich an, das ferner gelegene Territorium der Tschechoslowakei zu garantieren und exakte Verantwortlichkeiten in Mitteleuropa auf sich zu nehmen. Das war eine unleugbare Unterstützung für die französische Politik. Da sich andererseits Deutschland und Italien durch den gleichen Artikel verpflichtet hatten, der Tschechoslowakei gleichfalls eine Garantie zu geben, «wenn die Frage der polnischen und ungarischen Minderheiten geregelt sein würde», konnte man hoffen, dass die bis dahin von Hitler praktizierte Politik der Gewaltstrieche durch eine Politik europäischer Zusammenarbeit ersetzt werden würde.

Alles hing von der Interpretation ab, welche die vier Signatarmächte dem Münchener Abkommen zu geben beabsichtigten. Zu Beginn schien es, als habe Deutschland die These der französischen Regierung akzeptiert, nach welcher das Abkommen «den Charakter einer Regelung» hätte, «deren Ausführung im Wesentlichen der Kontrolle und in zahlreichen Fällen sogar der Entscheidung einer internationalen Kommission unterworfen ist». Warum sollte sich in der Tat das Reich verpflichtet haben, die tschechoslowakischen Grenzen zu garantieren, und warum hätte es mit England (und zwei Monate später mit Frankreich) einen Pakt «gegenseitiger Beratung» geschlossen, um die «internationalen Schwierigkeiten» zu regeln, wenn es nicht das Prinzip der Zusammenarbeit zwischen den vier Mächten zum Zweck gemeinsamer «Kontrolle» der europäischen Angelegenheiten akzeptiert hätte?

Dieses Prinzip entsprach offensichtlich nicht mehr dem Grundsatz der kollektiven Sicherheit, den der Völkerbund verteidigte; und doch leitete es keine wirklich neue Politik ein: es setzte in einem gewissen Sinne die Abkommen von Locarno und den berühmten Plan eines «Viererpakts» fort – der den europäischen Frieden unter den Schutz des gemeinsamen Vorgehens Englands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens stellen sollte. Es befriedigte zahlreiche Europäer, die, durch die ewigen Vertagungen des Völkerbundes entmutigt, der Ansicht waren, es

## EINLEITUNG

sei notwendig, eine höhere Autorität über den Kontinent zu schaffen, um den Frieden zu retten. Die schweren Mängel einer solchen Politik waren, dass sie einen Gewaltakt legalisierte und dass sie Osteuropa, in erster Linie Sowjetrußland, vom «Konzert» der führenden Nationen ausschloss. Man konnte sich indessen einbilden, dass es England und Frankreich gelingen werde, die Feindschaft zwischen Berlin und Moskau zu überwinden, um das ursprüngliche Abkommen in einen Fünfmächtepakt umzuwandeln.

Es gab aber einen schlimmeren Fehler, der schwieriger zu korrigieren war: die Unehrllichkeit Hitlers. Das Dritte Reich setzte *seine* Doktrin und *seine* Prinzipien über jeden diplomatischen Brauch: der Nationalsozialismus hatte die Natur und den Sinn der internationalen Verpflichtungen zu bestimmen, welche die nationalsozialistischen Führer eingegangen waren. So war die Eroberung des Sudetengebietes nur eine Etappe auf dem Wege zur Verwirklichung des nationalsozialistischen «Programms». Das Abkommen von München sollte von den Nationalsozialisten im Sinne einer Anerkennung – seitens der Westmächte – des Rechtes Deutschlands auf seinen Lebensraum interpretiert werden. Hitler nahm damit für sich in Anspruch, dass er sich seit München freie Hand im Osten gesichert habe. Diese eindeutig falsche Auslegung diente der Nazi-propaganda dazu, mit Heftigkeit und in einem immer schärferen Ton zunächst den «Anspruch» des deutschen Volkes und dann sein «heiliges Recht» zu vertreten, allein, nach seinem Belieben, das Schicksal Ost-europas zu regeln.

Vom Tage seines Abschlusses an war somit das Münchener Abkommen Gegenstand zweier verschiedener und einander ausschliessender Interpretationen. Die Westmächte hofften, die «letzte territoriale Forderung» Hitlers geregelt und glaubten, Deutschland an «ein allgemeines Werk des Friedens» gebunden zu haben; die deutsche Regierung war gewiss, das Recht gewonnen zu haben, dem Osten *den* Frieden aufzulegen, der *ibr* passte.

Dies war die Kluft, die sich im Laufe des Winters erweitern und seit dem Frühling 1939 die letzte und entscheidende Krise vor dem grossen Konflikt hervorrufen sollte.

Die leitenden Männer Frankreichs und Englands bemühten sich zu zeigen, dass es hier kein Missverständnis geben könne und dass Frankreich und England niemals darauf verzichtet hätten, in ihrer Eigenschaft als Grossmächte überall in Europa gegenwärtig zu sein. Hatten sie nicht den neuen Grenzen der Tschechoslowakei ihre Garantie gegeben? Hatten sie nicht von Deutschland die Verpflichtung erlangt, dass es eine entsprechende Garantie geben werde? Drängten sie nicht ununterbrochen darauf, dass dieses Versprechen gehalten werde? Hatte nicht Frankreich darüber hinaus seinen Willen bekräftigt, die Beistands- und Freundschaftspakte, die es mit Polen, der Sowjetunion und Rumänien verbanden, aufrechtzuerhalten?

Hitlerdeutschland antwortete mit Taten. Einige Wochen nach München entschied es allein den ungarisch-tschechoslowakischen Grenzkonflikt. «Es geschah, um Europa einen Dienst zu leisten», erklärte Hitler dem Botschafter François-Poncet; «eine Konferenz auf breiterer Grundlage hätte eine neue Krise hervorgerufen.» Aber gegenüber den Staaten Osteuropas erklärte der Führer, dass die Westmächte in Zentraleuropa nichts mehr zu sagen hätten; diese Mächte wären dort «raumfremd». Die Zeit der Kleinen Entente gehörte der Vergangenheit an. Und Deutschland regelte demgemäss seine Politik im Hinblick auf Rumänien, Jugoslawien und den Balkan.

So drang das Prinzip der *Teilung* in die europäische Politik ein. Hitlerdeutschland benutzte das Münchener Abkommen, um auf dem Wege der Interpretation seine «europäische» Doktrin durchzusetzen: die einheitlichen Sicherheitssysteme seien überlebt; der Kontinent teile sich von nun ab in zwei Zonen: im Westen die westlichen Demokratien, in der Mitte und im Osten die Schutzmacht des Grossdeutschen Reichs. Diese Teilung fand nicht in irgendeinem diplomatischen Dokument ihren Niederschlag; sie ergab sich aus den Tatsachen, aus dem langsamen und systematischen Druck, mit dem das Reich die Westmächte aus seinem «Lebensraum» hinausstiess, aus der neuen wirtschaftlichen und politischen Situation, die sich zwischen dem Rhein und dem Schwarzen Meer zu festigen begann. Um die Westmächte für seine Politik zu gewinnen, war das Reich bereit, ihnen auf jede Art die Sicherheit ihrer Grenzen zu

## EINLEITUNG

garantieren. In dieser Absicht hatte es die Konsultativpakte mit England (am 30. September) und mit Frankreich (am 6. Dezember) beschlossen, wobei es sich die Möglichkeit vorbehielt, diese Abkommen auf seine Art zu interpretieren. Die Losung war: Status quo im Westen, dynamische Politik im Osten. Aber man musste nur MEIN KAMPF gelesen haben, um zu wissen, in welchem Grade der den Westmächten vorgeschlagene Status quo trügerisch war; Hitler wollte sich den Rücken decken, während er auf der anderen Seite den Schlüssel zur Weltherrschaft suchte. Hinter den Theorien der Teilung stand der Wille zur Weltherrschaft.

Es mochte von nun ab sinnlos scheinen, den Wortlaut der neuen Verträge zu verteidigen. Als ob es sich um Texte gehandelt hätte! Hitlers Wille war Gesetz, war das einzige «Recht», das im Innern des deutschen Reichs zählte; wer immer mit diesem Reich verhandeln wollte, stiess auf dieses neue deutsche «Recht» und musste sich mit ihm abfinden.

Das Schlimmste war, dass die Westmächte, um dahin zu gelangen, gezwungen gewesen waren, alles preiszugeben, was noch den Anschein einer kollektiven Friedensorganisation besass: der Völkerbund hatte nach München den Rest seiner Autorität verloren; Russland benutzte seine Isolierung, um die Politik der gegenseitigen Beistandspflicht aufzugeben; alle regionalen Gruppierungen waren bedroht – die Kleine Entente war tot. Es blieb nur noch ein Köder; ein Abkommen, das vom Interesse eines «auserwählten» Volkes und vom wechselnden Willen eines Diktators bestimmt wurde. Den Westmächten schwand der Boden unter den Füßen: es gab keine Verpflichtung mehr, der sie hätten vertrauen können. Das nach den Wünschen der Nationalsozialisten geteilte Europa bot nur noch Interessenzonen, aber keine Rechtszone mehr.

Es entsprach dieser Situation, dass man alsbald wieder von Aufrüstung zu sprechen begann. Chamberlain verkündete den Willen Englands, stark zu werden. Hitler war darüber enttäuscht; er vertraute seinen Kummer François-Poncet an, der ihm im Adlerhorst von Berchtesgaden einen Besuch abstattete: England machte ihm Kummer – es wollte nicht begreifen; warum hallte es dort wider von Rufen zur Aufrüstung, wo doch das Gespenst des Krieges für alle Zeiten verjagt war?

Diese Rufe wurden immer dringender; das war das Lösegeld der

Politik der Teilung. In einer Welt, in der nicht mehr das Recht die Beziehungen zwischen den Staaten regelte und in der die Schwächeren der Willkür des Stärkeren preisgegeben schienen, konnte eine grosse Macht nur dann bleiben, was sie war, wenn sie sich ständig ihrer Stärke vergewisserte.

Hitler besass ein letztes Mittel, um die Rückkehr des «Kriegsgespentes» zu verhindern. Er konnte die Befürchtungen Englands und Frankreichs beruhigen, indem er der Tschechoslowakei die versprochene Garantie gab. Hätte er dieses eine Mal wenigstens Wort gehalten, Europa hätte sich beruhigt. Aber er dachte nicht daran. Die Tschechoslowakei sollte ein biegsames Instrument in seinen Händen werden – oder er würde sie zerbrechen. Um die versprochene Garantie zu umgehen, sorgte er dafür, dass das Problem der polnischen und ungarischen Minderheiten (von dem er die Ausführung seines Versprechens abhängig gemacht hatte) niemals endgültig geregelt würde. Seine Agenten schürten die Feindseligkeit der Nachbarvölker gegen die Tschechoslowakei, um ihm den Vorwand zu geben, das «Problem» zu lösen, wie und wann es ihm am richtigsten schiene.

In der Tat geschah es im Anschluss an angebliche Gärung bei den slowakischen und ungarischen Minderheiten, dass Hitler sich entschloss, von neuem in der Tschechoslowakei zu intervenieren. Die Methode, deren er sich bediente, beleuchtete seinen Charakter: da seine Weigerung, die tschechoslowakischen Grenzen zu garantieren, eine unangenehme Polemik auslöste und seine Unehrllichkeit enthüllte, hielt sich Hitler an die Ursache des «Missverständnisses» – und beseitigte die Tschechoslowakei.

Diese Freveltat vollzog sich am 15. März 1939.

Die List, mit der sie vorbereitet worden war, der Zynismus, mit dem sie ausgeführt wurde, die Gewalt, unter deren Druck der unglückliche Hacha während einer ganzen Nacht stand, um ihn zu zwingen, das Verschwinden seines eigenen Landes zu verlangen – dieses ganze Drama bildete eine der düstersten Seiten der modernen Geschichte. Der «Führer» übertraf sich selbst, indem er den Anspruch erhob, sein Handeln vor der Welt zu rechtfertigen. Seine gesamte Argumentation bedeutete,



## EINLEITUNG

dass das Reich die Freiheit besass, an seinen Grenzen die Ordnung zu errichten, die ihm passe; aber Hitler rief das Münchener Abkommen an, durch welches die Westmächte ihm das Recht zuerkannt hätten, in Zentraleuropa nach seinem Gutdünken zu handeln. Das lief auf die Behauptung hinaus, das Münchener Abkommen über die Tschechoslowakei hätte im Voraus Hitler die Freiheit – und das Recht – gegeben, die Verpflichtungen zu verletzen, die den Inhalt eben dieses Abkommens ausmachten. Hitlers Wille entschied; nachdem er zunächst die Verträge interpretiert hatte, schob er sie nun beiseite und setzte sich selbst an ihre Stelle; sein Wille regelte die Beziehungen zwischen den Mächten.

Es kam sogleich zu einer heftigen Kontroverse. Am 14. März (am Vorabend des Tages, an dem das Verbrechen geschah) hatte die französische Regierung daran erinnert, dass das Münchener Abkommen, «das in Deutschland selbst als ein wesentliches Element des Friedens in Zentraleuropa und als eine entscheidende Etappe in der Herstellung gegenseitigen Vertrauens zwischen den wichtigsten europäischen Mächten betrachtet werde, insbesondere in Bezug auf die Tschechoslowakei *eine unbestreitbare Solidarität der Absichten* geschaffen hätte».

Hitlers Antwort war, dass er die Westmächte am nächsten Morgen vor die vollzogene Tatsache stellte. Dann berief er sich auf das «Abkommen», das zwischen dem Reich und Präsident Hacha abgeschlossen worden sei. Hatte die Tschechoslowakei nicht *das Recht* zu verschwinden, wenn dies ihr Wunsch war? Als die französische Regierung in einer Note ausdrücklich die Anerkennung der Gesetzmässigkeit dieses schandbaren Abkommens verweigerte, erhielt sie die Antwort, dass es klar sei, dass die Tschechoslowakei nicht mehr «den Gegenstand eines Gedankenaustausches bilden» könne<sup>1)</sup>. Bonnet konnte lange beweisen, dass eine solche Behauptung offensichtlich falsch sei (indem er die zahlreichen Demarchen auf führte, die er unternommen hatte, um das Interesse zu beweisen, das Frankreich weiterhin den Fragen Zentral- und Osteuropas entgegenbrächte) – Hitler liess sich davon nicht bewegen. Er hatte ein für alle Male entschieden, dass ihm das Recht zuerkannt war, seinen Lebens-

<sup>1)</sup> Unterredung Weizsäcker-Coulondre am 18. März 1939.

raum allein zu regieren<sup>1</sup>); er würde niemandem gestatten, die Berechtigung einer Politik zu bestreiten, die durchzusetzen er die Kraft besass.

Coulondre, der neue Botschafter Frankreichs in Berlin, zog die einzig logische Schlussfolgerung: «Es ist klar, dass es vergeblich ist zu hoffen, man könne dem Führer mit Erfolg andere Argumente entgegensetzen als das der Gewalt. Das Dritte Reich hegt für Verträge und Abmachungen die gleiche Verachtung wie das Deutschland Wilhelms II. Deutschland bleibt das Land der Fetzen Papier.» Das Unglück war, dass der letzte in der Reihe dieser Fetzen Papier – das Abkommen von München – in der Tat alle vorhergehenden Abkommen zwischen den Nationen ersetzt hatte; nachdem er zerrissen war, blieb nichts mehr, worauf sich ein «legaler» Widerstand gründen konnte. Hitler hatte es erreicht, das internationale Recht in seiner Gesamtheit ins Wanken zu bringen. Europa war im März 1939 juristisch viel radikaler entwaffnet als im September 1938: denn damals hätte die Perspektive einer Besetzung der Tschechoslowakei durch Deutschland den Krieg hervorrufen müssen, und nur der hastige Abschluss des Abkommens vom 29. September hatte den Ausbruch der Feindseligkeiten verhindert. Sechs Monate später war das rettende Abkommen verletzt und die Tschechoslowakei besetzt, aber Europa rührte sich nicht. Nichts veranschaulicht besser den Triumph, den die Politik der Teilung über die europäische Rechtsordnung davongetragen hatte. Die Alte Welt war niemals so desorientiert gewesen wie während dieser Krise – einer Krise, die ebenso sehr eine moralische wie eine politische war.

Der Gewaltstreich vom 15. März enthielt jedoch die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung, denn er machte der Politik von München ein Ende. *«Die Abmachungen von München existieren nicht mehr»*, berichtete

«Die Abmachungen von München, ergänzt durch die deutsch-britische und die französisch-deutsche Erklärung, bedeuteten nach deutscher Auffassung für das Reich das Recht, Zentral- und Südosteuropa mit schweigender Zustimmung oder wenigstens Duldung der westlichen Grossmächte nach seinem Belieben zu organisieren. Diese Auffassung wurde seit Monaten Tag für Tag in den grossen deutschen Zeitungen, die die Wortführer der offiziellen Kreise waren, zum Ausdruck gebracht, und die Berichterstattung der Botschaft hat sie viele Male enthüllt.» (Bericht von Coulondre vom 19. März 1939.)

## EINLEITUNG

Coulondre seiner Regierung, *«die psychologischen Grundlagen, auf denen sich die in den Erklärungen vom 30. September und 6. Dezember enthaltenen Möglichkeiten hätten entfalten können, sind vernichtet. .. man steht einer vollkommen neuen Situation gegenüber.»*

Diese «neue Situation» war charakterisiert durch die Tatsache, dass Hitlerdeutschland seine Maske abgeworfen hatte und seinem Imperialismus freien Lauf liess, indem es sich fremder Länder bemächtigte; wenn man diese Gefahr, die die Welt bedrohte, bekämpfen und der Gewalt widerstehen wollte, konnte man sich nicht länger mit dem Dritten Reich verbünden; es galt, unabhängig von ihm und gegen es ein neues System des Rechts und der Sicherheit zu errichten.

Eine letzte Periode politischer und diplomatischer Anstrengungen begann.

\*\*\*

In den unruhigen Monaten zwischen dem Münchener Abkommen und der Besetzung Prags begriffen die Staaten Osteuropas, dass ihre Existenz auf dem Spiel stand. Setzte sich die These von der Teilung durch und wurde die Einheit Europas zerbrochen, so war dies das Ende ihrer Freiheiten und ihrer Unabhängigkeit.

Die erste Reaktion Rumäniens war, gegen die Entscheidungen zu protestieren, die die Integrität der Tschechoslowakei betroffen hatten: die rumänische Regierung weigerte sich, entgegen der Aufforderung von Oberst Beck, an der Teilung Karpathorusslands teilzunehmen.

Die zweite Reaktion bestand darin, dass es sich mit der europäischen Ordnung solidarisierte, wie sie bis dahin unter dem Schutz der Westmächte aufrechterhalten worden war: einen Monat nach München statete König Carol dem Hof von St. James einen offiziellen Besuch ab. Der König und sein Gefolge fanden in London und anschliessend in Paris den herzlichsten Empfang. Aber die Probleme der Aufrüstung und der wirtschaftlichen Zusammenarbeit, die er aufwarf, wurden von seinen Gastgebern nicht genügend beachtet. Die Illusionen, welche der kürzlich abgeschlossene Viererpakt hervorgerufen hatte, waren noch nicht vollständig verfliegen; man stand noch zu sehr unter dem Ein-

druck einer teuer bezahlten Befriedung, als dass man die für einen nahen Krieg notwendigen Aufwendungen hätte ins Auge fassen wollen. Da Europa der Zusammenarbeit zwischen den Grossen anvertraut schien, machte der König auf der Rückreise in Berchtesgaden Halt. Hitler sprach in bester Laune zu ihm von seinen friedlichen Absichten gegenüber den Donaustaaten; Göring wettete gegen die «Bolschewiki». Während dieser Zeit gab sich die «Eiserne Garde», eine rumänische politische Gruppe, die von den Nazis als ihre Vorhut im Osten angesehen wurde, «revolutionären» Übungen in verschiedenen Städten Siebenbürgens hin. Fest entschlossen, die traditionelle Politik des Landes durch den Anschluss an die Axe zu ersetzen, glaubte die Eiserne Garde, dass ihre Stunde gekommen sei. Der König seinerseits war entschlossen, der Bewegung zu widerstehen; gleich nach seiner Rückkehr begannen heftige Unterdrückungsmassnahmen, die zahlreiche Opfer forderten: der Chef der «Legionäre», Corneliu Codreanu, und seine wichtigsten Unterführer fielen.

Hitler betrachtete diese Unterdrückung, die so unmittelbar auf den Besuch des Königs in Berchtesgaden folgte, als eine Herausforderung seiner Person und des Nationalsozialismus. Bebild vor Zorn stiess er die schlimmsten Drohungen gegen Rumänien aus. Das Reich bereitete eine «Strafexpedition» an die untere Donau vor. Die Westmächte machten die rumänische Regierung warnend auf die drohende Gefahr aufmerksam; aber weder Frankreich noch England waren, drei Monate nach München, geneigt, einen Krieg ins Auge zu fassen. Unter solchen Bedingungen wurde ich, am 23. Dezember 1938, zum rumänischen Aussenminister ernannt.

Ich hatte eine dringende Aufgabe zu erfüllen: die Wut zu beschwichtigen, die in Berlin grollte und die in einer Epoche, in der es keine europäische Solidarität mehr gab, für Rumänien verhängnisvoll werden konnte; alsdann galt es, die Bande zu festigen, die mein Land mit seinen Freunden in Westeuropa und auf dem Balkan verknüpfte. Die rumänische Regierung trat in Unterhandlungen über ein Wirtschaftsabkommen mit dem Reich ein: das war das einzige Mittel, um Geschehnisse zu vermeiden, die Rumäniens Politik und seine freundschaftlichen Beziehungen schwer belastet hätten.

## EINLEITUNG

Diese Verhandlungen waren im Gange, als die deutschen Armeen in Böhmen einfielen. Unsere Freunde fürchteten zu diesem Zeitpunkt für das Schicksal Rumäniens. Wir empfangen alarmierende Botschaften aus Paris, aus Belgrad und Warschau. «Es ist möglich, dass morgen das Reich gegen Rumänien und Polen dieselbe Methode anwendet, die ihm gegen Oesterreich und die Tschechoslowakei so gute Dienste geleistet hat», schrieb der französische Botschafter seiner Regierung am 19. März 1939<sup>1)</sup>.

Diese Besorgnisse waren nicht unbegründet: man sollte später im Gepäck der deutschen Truppen, die Böhmen besetzt hatten, Proklamationen in rumänischer Sprache finden. Es scheint in der Tat vorgesehen gewesen zu sein, die deutsche «Expedition» weiter nach Osten vorstossen zu lassen.

Diese Pläne wurden durch das Wirtschaftsabkommen durchkreuzt, das am 23. März in Bukarest unterzeichnet wurde. Es war günstig für das Reich, aber nicht unvorteilhaft für die rumänische Wirtschaft, und es störte in keiner Weise die wirtschaftlichen Beziehungen Rumäniens zu den anderen Staaten. Sein wesentliches Verdienst war, dass es Rumänien vor der Invasion rettete und ihm einen Zeitgewinn verschaffte, der kostbar werden konnte. Denn der Westen begann endlich zu reagieren. Fünf Tage nach der Besetzung Prags – am 20. März 1939 – richtete die englische Regierung einen Appell an Frankreich, die Sowjetunion und Polen, in dem sie die Regierungen dieser Länder zu einer gemeinsamen Beratung einlud. Am 31. März übernahm England die Garantie Polens. Am 13. April garantierten Frankreich und England gemeinsam Rumänien

<sup>1)</sup> Im gleichen Bericht vom 19. März schrieb Coulondre: «Ein Faktor scheint darauf hinzudeuten, dass die nationalsozialistischen Führer in dem Augenblick, in dem sie das Vorgehen gegen Böhmen und Mähren ins Auge fassten, auch daran gedacht hatten, zu einem mehr oder weniger nahen Zeitpunkt weiter nach Osten vorzustoßen. Nach den bisher eingegangenen Informationen scheint die deutsche Armee versucht zu haben, die ganze Slowakei und sogar Karpathorusland zu besetzen. .. Eine vollständige Besetzung dieser Gebiete, welche die deutsche Armee bis an die rumänische Grenze geführt hätte, hatte politisch und militärisch nur dann Sinn, wenn andere Operationen beabsichtigt waren, sei es gegen Rumänien, sei es gegen Polen. Diese Gefahr wird zur Stunde in den gut informierten Kreisen Berlins für die am unmittelbarsten drohende gehalten.»

## EUROPAS LETZTE TAGE

und Griechenland. Auf diese Weise wurden die Bande zwischen Ost und West enger geknüpft. «Europa» schien aus seinem Schlaf zu erwachen und, angesichts der Gefahr, von Neuem seine Einheit und seine Solidarität zu bekräftigen.

Zu diesem Zeitpunkt lud mich die deutsche Regierung ein, einen offiziellen Besuch in Berlin zu machen; sie wünschte, die Entspannung zu unterstreichen, die in den Beziehungen zwischen dem Reich und Rumänien eingetreten war. Ich akzeptierte die Einladung und gab gleichzeitig meine Absicht bekannt, den Regierungen der Westmächte gleichfalls einen Besuch abzustatten.

Diese Reise, die ich einige Monate vor dem Kriege, gewissermassen auf der Suche nach Europa, durchgeführt habe, habe ich auf den folgenden Seiten darzustellen versucht.

## IM SALONWAGEN MIT OBERST BECK

*Zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. – Der Nichtangriffspakt vom 27. Januar 1934. – Die «Prinzipien» des Obersten Beck. – Die Versicherungen Hitlers. – Die Krise vom 21. März – Die grosse Täuschung der polnischen Staatsmänner: Becks*

Ich verliess Bukarest am 16. April 1939 mittags. Der Berliner Schnellzug fuhr bis zum Einbruch der Nacht durch Rumänien, trat dann auf polnisches Gebiet über, berührte während der Nacht Lemberg, Krakau und Kattowitz und erreichte am anderen Morgen die schlesische Grenze.

Kurz nach Mitternacht wurde der Salonwagen des polnischen Aussenministers an unseren Zug angehängt. Ich war informiert worden, dass Oberst Beck Wert darauf legte, mich vor meinem Besuch in Berlin zu sprechen. Ich suchte ihn in seinem Wagen auf, und wir reisten bis zum Morgen zusammen. So drang ich mit einem Schlage in das europäische Drama ein.

Der Mann, der gekommen war, um mich zu treffen, mir seine Sorgen anzuvertrauen und mir gewisse Botschaften mitzugeben, war nicht mehr derselbe, dessen unnahbares Lächeln und dessen stolze Selbstbeherrschung ich seit langem kannte. Ich war immer etwas beunruhigt worden durch diesen kühnen Staatsmann, dessen Ideen ich in keinem Punkte teilte, dessen gewagte Manöver inmitten der Fallstricke der Politik ich aber mit Interesse, wenn auch nicht ohne Besorgnis verfolgte. Während des letzten Krieges hatte er sich in der polnischen Legion mit Auszeichnung geschlagen; dann hatte er sich mit arglistigem Geist und mit den gleichmütigen Bewegungen einer Katze der Diplomatie gewidmet. Dieser geschmeidige Kavalier hielt sich für weise und berechnend: er legte die Ereignisse auf seine Art aus, misstraute dem «Gewäsch» der Staats-

## EUROPAS LETZTE TAGE

kanzleien und glaubte, «die Dinge in ihrer Realität» erfassen zu können. Unter den schützenden Fittichen des Marschalls Pilsudski war er sehr jung zur Macht gekommen, und da er sich mehr als sieben Jahre lang im Aussenministerium gehalten hatte – er war der Doyen der europäischen Staatsmänner – glaubte er, gewisse politische Entwicklungen lange genug verfolgt zu haben, um all ihr Für und Wider zu kennen. Sein persönlicher Ehrgeiz war im Einklang mit seinen nationalen Ambitionen gewachsen; so neigte er dazu, die Möglichkeiten seiner Politik und die Kräfte, auf die er sie stützte, zu überschätzen.

Ich hatte ihn niemals am Erfolg seiner Unternehmungen zweifeln sehen. In dieser Nacht, in seinem Salonwagen, entdeckte ich zum ersten Mal Zeichen der Unruhe an ihm. Sein scheuer Blick, in dem fiebrige Funken glänzten, seine unruhigen langen Hände, die Farbe seines Gesichtes, das bleicher war als gewöhnlich – alles an ihm verriet eine Erregung, die seine Stimme, die ruhig war wie immer, nicht zu verbergen vermochte.

Der Schlag, den alle Welt erwartete und dessen Drohen er allein hartnäckig geleugnet hatte, war ihm versetzt worden. Hitler hatte sein Wort nicht gehalten; nachdem er Prag und Memel besetzt hatte, hatte er seine Karten in Bezug auf Polen aufgedeckt: er wollte Danzig. – «Aber er wird es nicht bekommen!» sagte Beck in entschlossenem Ton zu mir. «Wenn er darauf rechnet, dass ich es ihm gebe, so täuscht er sich. Ich bin der Letzte, der Danzig preisgeben könnte. Nach fünf Jahren vollkommener Übereinstimmung, in deren Verlauf ich niemals gegen meine Verpflichtungen verstossen habe, hat er versucht, mich tödlich zu treffen. Ich habe den Schlag schon pariert, wie es erforderlich war. Die Engländer sind meine Freunde; Danzig ist in Sicherheit, und ich stehe noch auf meinem Platz. Aber ich will den Krieg nicht. Ich habe meinen Posten behalten, um für den Frieden zu kämpfen. Ich möchte, dass man das weiss in Berlin. Und ich wünsche auch, dass man dort weiss, dass ich meine Politik nicht geändert und keinen meiner Grundsätze aufgegeben habe; um den Frieden retten zu können, habe ich jede unwiderrufliche Handlung vermieden.»

Diese kämpferische und zugleich auf Versöhnung gestimmte Haltung entsprach der Kämpferatur des Obersten Beck. Sie entsprach aber noch



mehr, in den Chancen und den Risiken, die sie in sich trug, den Bedürfnissen des Spielers. Er war im Begriff, den höchsten Einsatz zu wagen, von dem die Integrität seines Landes, seine Ehre als Staatsmann und der Frieden der Welt abhingen.

Um alle Chancen auf seine Seite zu bringen, war Beck, nachdem er sich mit London verbunden hatte, bereit, mit Berlin ins Gespräch zu kommen. Dafür war aber notwendig, dass Berlin seinen Erklärungen Gehör gab. Hitler hatte jedoch, voller Zorn über die Einmischung Englands in die polnischen Angelegenheiten, seinen Botschafter in Warschau abberufen. Und Lipski, der polnische Botschafter in Berlin, versuchte in diesen kritischen Tagen vergeblich, den Kanzler oder seinen Aussenminister zu sprechen. Um dort zu treffen, wo es zu treffen galt, musste Beck aus jedem Holz seine Pfeile schnitzen.

Ich begriff, dass ich von jenem Holz war, aus dem mein polnischer Kollege einen Pfeil machen wollte. Ich vernahm seinen Bericht über seine Zwistigkeiten mit dem Dritten Reich mit umso grösserer Aufmerksamkeit, als meine eigenen Befürchtungen zu diesem Thema älter waren als die seinigen. Waren wir nicht alle, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, den Auswirkungen von Hitlers Wutanfällen ausgesetzt, und fragten wir uns nicht alle mit der gleichen Angst, wer von uns zuerst angegriffen werden würde? Rumänien hatte vergeblich versucht, die Gegensätze zwischen den beiden Staaten, mit denen es Bündnisse und aufrichtige Freundschaft verbanden – Polen und Tschechoslowakei – zur Aussöhnung zu bringen. Es hatte eine Politik der Sicherheit zusammenbrechen sehen, auf die es sein Vertrauen gesetzt hatte. Die Tschechoslowakei war gefallen; Polen schien aufs Korn genommen zu sein; wann war Rumänien an der Reihe? In dieser kritischen Stunde wurde die Politik der Warschauer Regierung (die in Polen selbst, wo das Volk immer dringender die Rückkehr zu den alten Freundschaften und die Verstärkung der alten Bündnisse forderte, lebhaften Argwohn erregte) von den befreundeten Aussenministerien mit angstvoller Erwartung beobachtet. Ich war glücklich, von Beck selbst erfahren zu können, welche Ideen ihn geleitet hatten und welche Hoffnungen ihm noch blieben.

## EUROPAS LETZTE TAGE

Dies war, nach meinen Aufzeichnungen, die ich durch Auszüge aus offiziellen Akten ergänzte, der Bericht, den mir Oberst Beck in dieser Nacht vom 16. zum 17. April 1939 gab.

Der Minister begann damit, die Ereignisse zu rekapitulieren, die der Krise vorangegangen waren.

Die Beziehungen zwischen dem Deutschland Hitlers und dem Polen Pilsudskis waren bis zum Beginn des Winters 1938 vorzüglich gewesen. Diese Beziehungen entwickelten sich entsprechend dem Geist und dem Buchstaben des Nichtangriffspaktes vom 26. Januar 1934. Die Formulierungen dieses Abkommens und jene des Nichtangriffspaktes, den Polen zwei Jahre zuvor mit der Sowjetunion abgeschlossen hatte, waren die gleichen. Beck liebte es, die Sorge um Symmetrie, die seine Politik bestimmte, hervorzuheben: «Ich habe vom Marschall», sagte er, «eine Weisung erhalten, die ich immer aufs Gewissenhafteste befolgt habe. Dank meiner Politik hat Polen im Osten wie im Westen seine Sicherheit festigen können, ohne seine Handlungsfreiheit in Frage zu stellen. Um keinerlei Argwohn zu erwecken, weder im Osten noch im Westen, habe ich mit unseren unmittelbaren grossen Nachbarn Nichtangriffspakte geschlossen, aber ich habe immer Beistandspakte vermieden. Ich verfolgte also eine *unabhängige* und streng logische Politik.»

In Wirklichkeit neigte sich die Waage, die Beck in vollkommenem Gleichgewicht zu halten wünschte, nach der Seite des Westens – und der Minister leugnete es nicht. Nicht dass sein Patriotismus (wie man ihn zu Unrecht verdächtigt hat) durch «Deutschfreundlichkeit» beeinträchtigt gewesen wäre. Als treuer Schüler von Marschall Pilsudski, dem Begründer dieser Gleichgewichtspolitik, bestritt Oberst Beck, jemals zugelassen zu haben, dass ausländischer Einfluss sein nationales Gefühl berührte, das ebenso heiss, stolz und unbeugsam war wie das irgendeines seiner Landsleute. Aber er erkannte, dass es zwischen ihm und den Führern des nationalsozialistischen Deutschland gewisse Verwandtschaften im Denken gab, die dem Abkommen von 1934 eine besondere Bedeutung geben mussten. Wie viele Polen misstraute Beck der Genfer Ideologie, der er trügerischen Charakter vorwarf und deren Projekte einer kollektiven Sicherheit, die nach seiner Ansicht eine irrealen und gefährliche

Situation zu schaffen drohten, er schonungslos kritisierte. Dieses Urteil war durch die schon alten Ressentiments beeinflusst, welche die Abmachungen von Locarno und die Politik der Annäherung zwischen den Westmächten in Polen hervorgerufen hatten. Polen hatte in Locarno nicht die Garantien erhalten, auf die es Anspruch zu haben glaubte; es hatte sich herabgesetzt gefühlt in der Rolle einer Grossmacht, die es zu spielen beanspruchte. Seine Ressentiments waren noch lebhafter geworden, als die Westmächte, nach dem Ableben der Politik von Locarno, sich in Genf bemühten, ihr Sicherheitssystem auf den Osten auszudehnen und dabei als östlichen Pfeiler dieser Politik nicht das Polen Becks, sondern die Sowjetunion Litwinows wählten. Trotz der guten Absichten, die die Sowjetunion im Schosse des Völkerbundes zur Schau trug, floss sie ihrem polnischen Nachbarn kein vollkommenes Vertrauen ein. Ein Beistandspakt, der ihr das Recht gab, bei dem bedrohten Nachbarn einzudringen, erschien als eine zweiseitige Waffe. Es war heikel, dachte man in Warschau, eine solche Verpflichtung seitens einer Macht zu akzeptieren, die so nahe polnischen Gebieten war, in denen starke ethnische Minderheiten lebten.

Beck glaubte die Wünsche seiner Landsleute treu zu interpretieren, wenn er bemüht war, multilaterale und kollektive Pakte zu vermeiden (ein System, das zeitweise am Rhein Halt machte, dann aber wieder sich auf Moskau zu stützen suchte). Der Minister betonte eindeutig, dass er Methoden bevorzugte, die er für einfacher und direkter hielt und die Polen gestatteten, sich uneingeschränkt seiner Vorrechte als Grossmacht zu erfreuen, indem es seine eigene Sicherheit selbst in die Hand nahm. Er bemühte sich deshalb um direkte Verständigung, sei es mit seinen Nachbarn, indem er mit den einen und mit den anderen Nichtangriffspakte schloss, sei es mit entfernteren befreundeten Staaten, indem er präzise und zweiseitige Bündnisse einging. So kam man dazu, ein besonderes Sicherheitssystem zu organisieren, das weder auf humanitären Überlegungen noch auf den Regeln eines internationalen Rechtes, das erst in Bildung begriffen war, auf baute, sondern auf einer realistischen Würdigung der gemeinsamen Interessen, die es zu vereinigen, und der entgegengesetzten Interessen, die es zu versöhnen galt. Beck glaubte, durch

seine Abkommen mit der Sowjetunion und dem Reich und durch seine Bündnisse mit Frankreich und Rumänien ein solches System erfolgreich 'organisiert zu haben. «Indem ich ein solches Werk schuf», sagte mir der Minister, «habe ich nicht nur meinen Patriotismus, sondern auch die vollkommenste Unparteilichkeit bewiesen. Es ist ganz ebenso ungerecht, mich der Russophobie wie der Germanophilie anzuklagen. Ich habe niemals eine Politik verfolgt, die gegen die Sowjetunion gerichtet war; aber ich kenne Russland, und ich habe mich ihm gegenüber niemals von den Illusionen des Westens leiten lassen. Die westlichen Staatsmänner verstehen Sowjetrußland ebenso wenig, wie sie das Rußland der Zaren verstanden haben. Sie fallen von einem Extrem ins andere und verfolgen der Reihe nach verschiedene und entgegengesetzte politische Tendenzen. Die Franzosen und die Engländer sind mit einem Schlag von der Politik des *cordon sanitaire* zur Politik gegenseitiger Beistandspakte übergegangen. Die Deutschen haben den entgegengesetzten Weg verfolgt: in Rapallo hatten sie mit Moskau sehr enge wirtschaftliche und politische Bande geknüpft; heute richten sie gegen die Sowjetunion einen Antikominternpakt. Was mich betrifft, so habe ich mich niemals diesen Übertreibungen hingegeben. Wir sind den Russen zu nahe, um sie nicht zu kennen. Daher werden wir niemals einen Zickzackweg einschlagen. Keinen Antikominternpakt! Ich habe die Dritte Internationale weder offiziell anzuerkennen noch sie offiziell zu bekämpfen. Ich kenne nur den sowjetischen *Staat*. Als ich in Moskau war, stattete ich Herrn Stalin keinen Besuch ab. Dieser allmächtige Mann hatte keinen offiziellen Posten inne; er war nur Sekretär der Partei. Die Beistandspakte wie die Antikominternpakte haben den gleichen Fehler: sie ziehen Rußland nach Europa und mischen es in die Angelegenheiten des Kontinents. Die Nichtangriffspakte hingegen gebieten ihm Halt an seinen Grenzen. In diesem Sinne verstehe ich die Sicherheit. Nach der Krise vom vergangenen September (der Krise von München) waren unsere Beziehungen zu Rußland gespannt. Ich habe darauf gehalten, die frühere Situation wiederherzustellen, das heisst den Status quo in unseren Beziehungen. Die Annäherung, die ich damals vollzog, bedeutete keine neue Haltung gegenüber Deutschland, sondern nur die Wiederherstellung jenes

Gleichgewichts, das für unsere Unabhängigkeit unentbehrlich ist. In dieser bestimmten Absicht habe ich mich bemüht, unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Russland zu verbessern. Das Ergebnis dieser Bemühungen, die mich übrigens nur unter politischen Gesichtspunkten interessieren, war äusserst befriedigend.

Meine Politik gegenüber Deutschland basierte auf den gleichen Grundsätzen: ich vermied jede Gefühlspolitik und trug nur den Tatsachen Rechnung. Wenn ich zuweilen von dem friedlichen Werk, das mit Deutschland zusammen erfüllt wurde, ganz besonders befriedigt war, so deshalb, weil ich glaubte, dass die führenden Männer in Berlin ebensolche Realisten waren wie ich und ebenso sehr wünschten, den Komplikationen des Genfer Apparates zu entgehen. Sie haben es mir übrigens immer wieder versichert.»

Es ist nicht ohne Interesse, hier die Versicherungen und Ermutigungen einzuschalten, die Hitler und seine Kollegen dem polnischen Aussenminister hatten zuteil werden lassen, um seinen staatsmännischen *Realismus* anzustacheln:

«Ich trage Polen Rechnung als einer Realität, die nichts zu verändern oder verschwinden zu lassen vermöchte.» Das hatte Hitler im Jahre 1935 erklärt, in dem Zeitpunkt, in dem er sein Abkommen mit Polen vorbereitete. Und er sollte jahrelang bei jeder Gelegenheit wieder in dieser Sprache reden. «Als in Polen» – sagte er noch am 12. September 1938 in Nürnberg – «ein grosser Patriot und Staatsmann, Marschall Pilsudski, bereit war, ein Abkommen mit Deutschland zu unterzeichnen, haben wir uns dazu sofort bereit gefunden und haben ein Abkommen ins Werk gesetzt, das für den europäischen Frieden von grösserer Bedeutung ist als all die vereinigten Schwätzereien, die man im Genfer Völkerbundstempel von sich gibt.»

Die Realität und der ewige Bestand Polens auf der einen Seite, die Nichtigkeit des Genfer Geschwätzes auf der anderen – damit gab Hitler, nicht ohne Absicht, den tiefsten politischen Gedanken des Marschalls Pilsudski und seiner Schüler Ausdruck. Um diese Gemeinsamkeit des

## EUROPAS LETZTE TAGE

Denkens ins rechte Licht zu rücken, galt es, noch die Realität der grossen gleichlaufenden Interessen hervorzuheben und die feierliche Versicherung abzugeben, dass das Reich niemals anders als freundschaftlich gewisse Meinungsverschiedenheiten, die zwischen Berlin und Warschau bestehen könnten, lösen würde. Hitler zögerte nicht, dem Ausdruck zu verleihen:

«Jeder Krieg könnte nur den Kommunismus nach Europa führen, diesen Kommunismus, der eine schreckliche Gefahr ist... . Polen ist ein Vorposten gegen Asien. Die Zerstörung Polens wäre ein Unglück für die Staaten, die auf diese Weise Nachbarn Asiens würden. Die anderen Staaten müssen diese Rolle Polens als Vorposten verstehen.» Auch hiermit sprach der «Führer» einen Gedanken aus, der in den besten Köpfen Polens tief verwurzelt war. Auf solchen Grundlagen, die von den polnischen Staatsmännern ohne Zögern angenommen wurden, galt es nur noch, die Idee der beiden parallelen Schicksale, des nationalsozialistischen Reichs und des «realistischen» Polen, angesichts der Bedrohung durch Asien zu entwickeln. Am 26. Januar 1934 vertraute Hitler dem polnischen Botschafter in Berlin seine Beunruhigung über die von den Sowjets ausgehenden Drohungen an:

«Der Augenblick könnte wohl kommen, in dem unsere beiden Staaten gezwungen sein werden, sich gegen eine von Osten kommende Invasion zu verteidigen. Die von den früheren deutschen Regierungen und besonders von der Reichswehr eingeschlagene Politik, die in einem Einverständnis mit Russland gegen Polen bestand, war die denkbar grösste politische Absurdität. Er selbst, Hitler, habe einmal eine heftige Auseinandersetzung mit General von Schleicher gehabt, der eine Annäherung an Russland zum Schaden Polens erstrebte. Eine solche Politik würde zur Verstärkung der grössten Gefahr führen, die Deutschland bedrohte, nämlich der bolschewistischen Gefahr. . . .»

Hitler berührte da einen Punkt, für den die Polen besonders empfindlich waren: eine Verständigung zwischen dem Reich und der Sowjetunion war von allen Gefahren, die Polen bedrohten, die schlimmste. Wenn Warschau überzeugt sein konnte, dass der Nationalsozialismus eine solche Gefahr auf immer ausschliesse, würde Hitler in Polen wertvolle Hilfs-

kräfte für seine Politik finden. Dieses Thema musste man in den Mittelpunkt rücken. Am 31. Januar 1935 machte Marschall Göring seinerseits auf einer Jagd dem Grafen Szembeck, Unterstaatssekretär im polnischen Aussenministerium, wertvolle Geständnisse:

«Theoretisch könnte man sich vorstellen, dass man durch ein deutsch-russisches Zusammengehen zu einer neuen Teilung Polens gelangen könnte. In der Praxis ist es indes unmöglich, dies zu verwirklichen, weil die Teilung Polens das Reich zwingen würde, eine gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion zu haben, was für Deutschland ausserordentlich gefährlich wäre. Daher braucht Deutschland ein starkes Polen, um mit ihm eine Barriere gegen Russland bilden zu können. Aber nur der Reichskanzler Hitler hat so das Problem der deutsch-polnischen Beziehungen verstanden. Vor ihm, seit Stresemann und sogar noch früher, hatte das Reich andere Absichten. Zu Beginn des Jahres 1933 setzte General Schleicher dem Reichskanzler Hitler bei der Machtübernahme auseinander, welches die Politik Deutschlands gegenüber Polen sein müsse. Der Gedanke von General Schleicher bestand in einer Verständigung zwischen Russland, Deutschland und Frankreich. Die Verständigung mit Russland sollte in der Folge zur Unterdrückung Polens führen. Während der ganzen Zeit, in der General Schleicher diese Erklärungen gab, sprach Hitler nicht ein Wort. Erst als der Kanzler hinausging, sagte er zu Göring: *Ich werde das Gegenteil tun*»

Man kann bemerken, dass dieser Bericht nicht vollkommen mit der Version übereinstimmt, die Hitler selbst von seinem Zusammentreffen mit Schleicher gegeben hatte; der Kanzler hatte von einer «heftigen Auseinandersetzung» gesprochen, während Göring sich nur an das missbilligende Schweigen des Führers erinnerte. Aber der Zweck dieser Eröffnungen war der gleiche: es galt, Warschau davon zu überzeugen, dass Hitler aufrichtig an die gemeinsamen Interessen des Reichs und Polens in Bezug auf die Sowjetunion glaubte. Es galt, gleichfalls zu beweisen, dass das Dritte Reich, nachdem es durch seine Theorie und seine Praxis alle Brücken zu Moskau abgebrochen hatte (im Gegensatz zur traditionellen deutschen Politik), ganz natürlich darauf eingestellt war, mit Polen die aufrichtigsten und besten Beziehungen zu unterhalten.

Diese These sollte durch zahllose Erklärungen und Versicherungen vertreten und verstärkt werden.

«Was Russland betrifft», sagte von Ribbentrop am 14. August 1936 zu Graf Szembeck, «so könnte sich Reichskanzler Hitler zu keinerlei Kompromiss bereit finden. Die leiseste Abweichung von seiner Politik gegenüber den Sowjets würde unfehlbar dem Bolschewismus den Weg bahnen: Polen ist genau ebenso bedroht wie Deutschland; eine Zusammenarbeit drängt sich also geradezu auf.»

Göring seinerseits wiederholte am 16. Februar 1937 vor Marschall Smigly-Rydz die Worte, die er vertraulich zu Szembeck gesprochen hatte:

*«Der Kanzler hat die Situation von Grund auf verändert, indem er ein für alle Mal die These annahm, dass jeder Kontakt mit dem Kommunismus ausgeschlossen sei»*

Und Göring entwickelte bei dieser Gelegenheit seine Gedanken über die Notwendigkeit einer deutsch-polnischen Zusammenarbeit:

«Man versteht in Deutschland sehr gut, dass Polen in der Lage ist, eine wahrhaft unabhängige Grossmachtspolitik zu treiben, unter der Voraussetzung, dass es mit einem Reich zu tun hat, das für Polen wohlwollende Gefühle hegt.... Das polnisch-französische Bündnis bedroht das Reich in keiner Weise, denn das Reich weiss, dass dieses Bündnis einen streng defensiven Charakter hat.»

Unausgesprochen liess Göring durchblicken, dass ein polnisch-sowjet-russisches Abkommen in Berlin nicht als «streng defensiv» interpretiert werden würde. Er tat dies, um den Beitritt Polens zu einem ausgedehnteren Sicherheitssystem zu verhindern, das damals zur Erörterung stand. Er bemühte sich übrigens um die Überzeugung eines bereits Überzeugten. Beck misstraute der kollektiven Sicherheit ebenso sehr wie die deutschen Staatsmänner. Und der polnische Minister war nicht unzufrieden, die Grundsätze wiederholt zu hören, die Hitler schon im Jahre 1935 klar ausgesprochen hatte, als er dem polnischen Botschafter versicherte, dass «er jede Zusammenarbeit zwischen dem Westen und Russland entschieden ablehne, denn die europäische Solidarität, deren Anhänger er wäre, müsse an der polnisch-sowjetrussischen Grenze Halt machen.»



Ähnliche Versicherungen folgten einander immer wieder im Verlauf der Jahre 1937 und 1938; sie brachten in präzisen Formulierungen die gleichen wesentlichen «Wahrheiten» zum Ausdruck, die das Reich auszusprechen liebte, weil sie ihm nützlich schienen, und die Polen zu vernehmen liebte, weil es an sie glaubte. Am 5. Januar 1939 noch, zu Beginn des schrecklichen Jahres, das den Hintergrund der Hitlerschen Gedankenwelt enthüllen sollte, erklärte der Kanzler:

«Die Gemeinsamkeit der Interessen Deutschlands und Polens ist, was Russland betrifft, vollständig. *Für Deutschland ist Russland, mag es zaristisch oder bolschewistisch sein, ganz gleich gefährlich .... Aus diesem Grunde ist ein starkes Polen ganz einfach eine Notwendigkeit für Deutschland.*»

Diese ständige Wiederholung der Prinzipien der deutschen Politik im Osten hätte nicht genügt, um alle Befürchtungen Polens zu beschwichtigen, hätte nicht die Berliner Regierung die Worte gefunden, deren es bedurfte, um ihre Haltung gegenüber dem internationalen Statut der Freien Stadt Danzig zu präzisieren. Hier war in der Tat der Probestein der deutsch-polnischen Beziehungen. Konnte das Reich einwilligen, auch zu diesem Punkt die notwendigen Versicherungen zu geben? Hitler hatte nicht gezögert, es zu tun:

«Der polnische Staat» – erklärte er in seiner Rede vom 20. Februar 1938 – «respektiert die nationale Situation in der Stadt Danzig; und diese Stadt, ebenso wie Deutschland, respektiert die Rechte Polens. So hat man mit Erfolg den Weg zu einer Verständigung geebnet, die, von Danzig ausgehend, heute trotz der Versuche so mancher Friedensstörer endgültig die deutsch-polnischen Beziehungen zu entgiften und sie in eine aufrichtige und freundschaftliche Zusammenarbeit zu verwandeln vermocht hat.»

Im gleichen Geist, aber mit noch mehr Präzision hatte der Kanzler vier Monate zuvor, am 5. November 1937, Lipski erklärt, dass «an der rechts-politischen Lage Danzigs nichts geändert werden wird». Am gleichen Tage hatten die beiden Regierungen feierliche Erklärungen «über die gegenseitige Behandlung der Minderheiten» ausgetauscht. Und die offiziellen Wortführer des Reichs hatten seitdem nicht gezögert, nach dem Beispiel ihres Führers die Vorzüge einer Verständigung herauszu-

## EUROPAS LETZTE TAGE

streichen, die den Intrigen der «Friedensstörer» trotzte, den schlimmsten Prüfungen standhielt und für die Harmonie Europas unentbehrlich war.

Während Beck das Verhalten der deutschen Regierung gegenüber Warschau in die Erinnerung zurückrief, wies er mich darauf hin, in welchem Grade diese Versicherungen und Ermutigungen seinen eigenen *Prinzipien* entsprachen. Wie hätte er ihre Rechtflichkeit und männliche Kraft nicht schätzen sollen? Verglichen mit dem «Genfer Geschwätz», das die Sicherheit der Staaten vom problematischen Funktionieren einiger Artikel des Pakttes abhängig machte, erschien ihm das Wort eines männlichen und klarblickenden Volkes eine Garantie von ganz anderem Wert. Übrigens war er nicht Jurist, sondern Soldat – ein Soldat, der sich länger als irgendein Diplomat an der Spitze eines Ausenministeriums gehalten hatte – und die Möglichkeit, «eine unabhängige Grossmacht-politik» zu treiben, erschien ihm nicht nur erstrebenswerter, sondern sogar weniger riskant, als sich unbeweglich irgendeinem Sicherheitssystem anzuvertrauen. So war er auch nicht unzugänglich für die grosse Aufwallung, die das deutsche Nachbarvolk im Jahre 1938 so vital gepackt hatte. Warum hätte er die Aktion von Leuten hemmen sollen, deren Sprache er so gut verstand? München hatte ihn nicht an der Seite seiner alten Verbündeten gesehen; er war «unabhängig» geblieben und hatte sein Teil vom Fell der Tschechoslowakei gefordert. Er hatte Teschen erhalten und am Glanz der triumphierenden Sieger Anteil genommen, indem er sich, auf dem Balkon stehend, von einer begeisterten Menge umjubeln liess.

Diese Freudenkundgebungen waren aber noch nicht verrauscht, als eine befremdende Kunde nach Warschau drang. Ribbentrop schlug am 25. Oktober 1938, wenige Tage nach München, Lipski «eine *Gesamtlösung*» für die «schwebenden Angelegenheiten» vor: die Stadt Danzig sollte mit dem Reich vereinigt werden und «exterritoriale Strassen» sollten das Reich mit Ostpreussen verbinden.

Beck war überrascht gewesen: «Niemals waren solche Forderungen

mir gegenüber erhoben worden», sagte er zu mir. «Ich hatte das Recht, wütend zu werden. Aber ich bewahrte meine ganze Kaltblütigkeit und schickte Lipski genaue Instruktionen. Ich erinnerte an die letzten Erklärungen Hitlers, die beruhigender und weniger zweideutig waren als je; ich rühmte die Vorzüge des Abkommens von 1934, das im Augenblick der grössten Umwälzung, die Europa nach dem Kriege erlebt hatte, seine volle Bedeutung offenbarte. Und indem ich den Gedanken der *Gesamtlösung* akzeptierte, wies ich zugleich kategorisch die Einverleibung Danzigs nach Deutschland zurück.»

Indessen führten die Deutschen diese Gespräche noch nicht bis zum Äussersten. Es kam ihnen darauf an, vorher noch die Tschechoslowakei zu liquidieren und Memel zu nehmen. Beck hatte noch Zeit, einen Plan «grosser Politik» zu entwickeln: er schlug seinen rumänischen und ungarischen Nachbarn vor, sich zu Dritt Karpathorussland zu teilen. Obwohl er durch den rumänischen Botschafter informiert wurde, dass dieser Plan mit Gewissheit zum Scheitern verurteilt war, reiste er doch nach Galatz, um König Carol diesen Vorschlag zu unterbreiten. Der König und seine Minister wiesen es kategorisch zurück, sich auf Kosten eines verbündeten und befreundeten Landes zu bereichern. Unzufrieden und enttäuscht kehrte Beck nach Warschau zurück, wo er immer häufiger von Danzig sprechen hören sollte.

Die Worte, die Hitler am 5. Januar 1939 in Berchtesgaden an ihn richtete, waren noch von Herzlichkeit durchtränkt. Die Danziger Frage wurde nur «gestreift». Diese Worte beunruhigten nichtsdestoweniger den polnischen Minister, und am nächsten Morgen bat er von Ribbentrop, dem Kanzler mitzuteilen, «dass er im Verlauf der Begegnungen und Kontakte mit deutschen Staatsmännern stets optimistisch gewesen wäre, dass er sich aber diesmal von Pessimismus durchdrungen fühle; was ganz speziell die Danziger Fragen betreffe, so sähe er so, wie sie vom Reichskanzler gestellt worden seien, keine Möglichkeit der Verständigung.»

Die Reichsregierung war nicht darauf aus, die Polen aufzuschrecken; sie hielt sich noch an die milde Tour. Am 25. Januar kam von Ribbentrop zu einem offiziellen Besuch nach Warschau: er sprach liebenswürdige Worte und insistierte nicht in Bezug auf die Danziger Frage. Unter

Freunden sollten solche Angelegenheiten liebenswürdig und ohne Aufsehen zu regeln sein. Von Ribbentrop schlug ein «Gentlemen's agreement» vor. Beck hatte mit Freuden akzeptiert: das Wort gefiel ihm. Das waren vertrauensvolle Beziehungen, wie sie nur zwischen starken Völkern bestehen konnten. Um die Wahrheit zu sagen, hatten sich die «Gentlemen», mit denen er zu tun hatte, gegenüber Oesterreich und der Tschechoslowakei höchst «ritterlich» aufgeführt, aber das beunruhigte den Obersten Beck nicht übermässig. Waren nicht diese beiden kleinen Staaten vom Schicksal dazu bestimmt, eines Tages zu verschwinden? Polen seinerseits riskierte nichts-es konnte dem Reich vertrauen, denn im Notfall könnte es ihm die Stirn bieten. Das Abkommen erschien übrigens harmlos; es hiess darin, dass *«für den Fall, dass der Völkerbund sich aus Danzig zurückzöge, diesem Rückzug unmittelbar eine deutsch-polnische Erklärung folgen sollte, die feststellte, dass in Danzig der Status quo so lange aufrechterhalten bliebe, bis eine Übereinkunft zwischen Polen und Deutschland zustande käme»*.

So wurde die Gleichberechtigung zwischen den beiden grossen Mächten aufrechterhalten, die bereit waren, das Prestige ihrer gemeinsamen Aktion an die Stelle der schwankenden Autorität des Völkerbundes zu setzen. Der «Realismus» Becks liess ihn leichten Herzens die Möglichkeit ins Auge fassen, dass Polen sich aus dem Völkerbund zurückzöge, dessen Garantie nach seiner Ansicht – und das war auch die Meinung seines Partners von Ribbentrop – nicht so viel wert war wie das Wort eines «Gentleman».

Mittlerweile hielt Hitler eine neue Rede. Am 30. Januar erklärte er: «Wir haben vor fünf Jahren den Nichtangriffspakt mit Polen geschlossen. Gegenwärtig würde man unter den wirklichen Friedensfreunden wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit über den Wert dieses Instruments finden. Man möge sich nur die Frage stellen, was aus Europa geworden wäre, wenn diese befreiende Verständigung vor fünf Jahren nicht zustande gekommen wäre ....»

Indessen hatten die Wirbel, die durch die Politik Hitlers in Europa hervorgerufen worden waren, Polen erreicht: die öffentliche Meinung war erregt, die Opposition erhob ihre Stimme, und die Studenten veranstalteten lärmende Manifestationen in den Strassen. Zu diesem Zeitpunkt

hatte Beck zwei neue offizielle Besuche empfangen, den des Grafen Ciano und den meinigen. Ich hatte mich am 2. März 1939 nach Warschau begeben und hatte dort drei Tage als Gast der polnischen Regierung verbracht. Beck hatte an diesem Frühlingsanfang keinerlei Beunruhigung gezeigt. – Er legte Wert darauf, mich daran zu erinnern: «Erinnern Sie sich, wie ruhig ich im März noch war?» Ich erinnerte mich in der Tat. – Ich hatte in Warschau eine gespannte Lage angetroffen: die politischen Kreise warfen dem Aussenminister vor, er habe sich von einem unehrlichen Partner prellen lassen. Beck allein war für all dies unempfindlich geblieben. Er trug vollkommene Ruhe zur Schau. Inwiefern hätte er denn Misstrauen hegen wollen? Er nahm für sich in Anspruch, volles Vertrauen in das Wort des deutschen Reichskanzlers bewahrt zu haben: «Mein Vertrauen», hatte er mir damals erklärt, «gründet sich auf gründliche Erfahrung. Seit 1935 waren alle Erklärungen, die Hitler mir zu geben beliebte, gerecht und wahr. Niemals sind sie durch die Tatsachen widerlegt worden. *Ich habe mit ihm von Mann zu Mann, von Soldat zu Soldat gesprochen*; die Verpflichtungen, die er übernommen hat, sind stets eingehalten worden; bis heute hat er mich niemals getäuscht.» Und als ich ihm gezeigt hatte, dass auch Benesch mehr als eine Versicherung erhalten hatte, bevor er getroffen wurde, hatte mir Beck mit einem gewissen Humor geantwortet: «Das ist nicht das Gleiche. Die Tschechoslowakei ist mir immer als eine Karikatur auf das Oesterreich der Habsburger erschienen. Alles an diesem Staat war unbrauchbar und provisorisch. Ich wusste seit Januar 1938, dass Deutschland nach der Besetzung Oesterreichs daran gehen werde, die Sudetengebiete zu annektieren. Der deutsche Plan hätte vielleicht auf die baltischen Länder übergreifen, wenn ich mich nicht beeilt hätte, Wilna zu besetzen und die Beziehungen zwischen Polen und Litauen enger zu knüpfen. Die Westmächte ihrerseits waren nicht entschlossen, sich Deutschland zu widersetzen; sie mussten bis an den Rand des Abgrundes – bis nach München – gehen; sie waren nicht bereit, den entscheidenden Schritt zu tun. Darum hat Polen nach seiner Art der internationalen Situation Rechnung getragen. Es gab nur noch ein Problem zu lösen: das der Tschechoslowakei; es ist gelöst worden».

Und der Minister hatte hinzugefügt: «Was die Tschechoslowakei be-

trifft, so bin ich der Ansicht, dass die Krise noch nicht beendet ist. Ich kenne die wahren Absichten Deutschlands gegenüber diesem Lande nicht, aber man muss die Augen offenhalten und auf bevorstehende neue Überraschungen gefasst sein.»

Der Minister wusste nicht, wie recht er hatte. Aber die Überraschung, die sich vorbereitete, sollte, über die Zerschlagung der Tschechoslowakei hinaus, ein neues Problem, das ihn sehr viel näher berühren würde, in Europa eröffnen. Diese Gefahr hatte er damals nicht erkannt, denn er war ganz erfüllt von den Veränderungen, die sich rings um sein Land vollzogen und an denen er noch aktiv teilnehmen zu können glaubte. So hatte er sich auch nicht sehr zugänglich für den Vorwurf gezeigt, den ich ihm gemacht hatte, weil er zur Schwächung eines meinem Lande befreundeten Landes beigetragen hatte, dessen Existenz ein wesentliches Element der Sicherheit für Polen ebenso gut war wie für Rumänien. Er glaubte sich noch immer in vollkommener Sicherheit. Die Danziger Frage machte ihn nicht besorgt. «Es ist wahr», hatte er zu mir gesagt, «dass Danzig nationalsozialistischer ist als das ganze Deutschland. Aber mein letztes Abkommen mit Ribbentrop und die jüngsten Erklärungen Hitlers schützen mich vor jeder Überraschung.» Und als ich ihn gefragt hatte, ob die Ruhe, die er an den Tag legte, nicht von der Tatsache herühre, dass er den Danziger Fragen nur eine geringe Bedeutung beimesse, hatte er mir lebhaft geantwortet: «Ganz gewiss nicht! Danzig ist für uns unentbehrlich. Niemals werden wir seinen Anschluss an Deutschland zulassen. Durch diesen Hafen an der Mündung der Weichsel gehen sieben Millionen Tonnen unseres Exports, während zehn Millionen Tonnen über Gdingen exportiert werden. *Wenn man Danzig anrührt, bedeutet das den Krieg.* Aber warum sollte man daran rühren, da doch das Schicksal dieser Stadt immer auf freundschaftliche Weise zwischen Deutschland und uns geregelt werden kann?»

Ich hatte mich damals gefragt, ob Beck aufrichtig sei, wenn er der grossen Beunruhigung, die Europa erschütterte, ein solches Vertrauen in sich und in seine Politik entgegengesetzte. Der schwerwiegende Charakter gewisser Veränderungen konnte ihm nicht entgangen sein, und seine lange Erfahrung in der Aussenpolitik musste ihm eine Ahnung der Ver-

änderungen eingeben, die noch vor sich gehen würden. Er liess sich jedoch nichts anmerken, und als ich Warschau verliess, schien der Optimismus meines Gastgebers unerschütterlich zu sein.

Beck setzte seinen Bericht vor. Er berührte jetzt die kritischste Periode in den deutsch-polnischen Beziehungen. Zehn Tage, nachdem Beck mir in Warschau sein absolutes Vertrauen in das Wort Hitlers gestanden hatte, war Deutschland in Böhmen eingefallen. Prag war besetzt worden, und die Tschechoslowakei fiel. Einige Tage danach übernahm das Reich «den Schutz der politischen Unabhängigkeit der Slowakei» und masste sich das Recht an, «zu militärischen Einrichtungen und zur Errichtung von Garnisonen längs der östlichen und westlichen Grenze der Slowakei zu schreiten». Es legte so seinen Arm um die polnische Republik. Am 22. März geschah dann ein neuer Vorstoss: die deutschen Armeen besetzten Memel. Die Umklammerung durch das Reich wurde enger. Am Vortage, am 21. März 1939, hatte von Ribbentrop Lipski in die Wilhelmstrasse gerufen, um mit ihm über den Gesamtkomplex der polnisch-deutschen Beziehungen zu sprechen. Der deutsche Minister sprach in verändertem Ton. Er war erstaunt, dass Warschau nicht auf präzise Art auf die deutschen Anregungen geantwortet habe. Diese Verzögerung «verstimmte» den Kanzler. Der Führer «war weiterhin bereit, gute Beziehungen zu Polen aufrechtzuerhalten», aber es wäre notwendig, dass «die Verständnislosigkeit für die wahren Absichten des Reiches ein Ende nähme». Und Herr von Ribbentrop hatte es eilig. Er regte eine sofortige Unterredung mit Beck an und verlangte dringend Antwort – damit der Kanzler «nicht zu dem Schluss gelange, dass Polen alle seine Vorschläge verwerfe».

Lipski war betroffen und telegraphierte an seinen Chef: «... die Anregung einer neuen Zusammenkunft zu einem nahen Datum seitens von Ribbentrops stellt einen Beweis dafür dar, dass die Deutschen entschlossen sind, ihr Programm im Osten rasch zu verwirklichen.»

Es sei bemerkt, dass der deutsche Minister während dieser Unterredung das Thema Memel mit keinem Wort berührt hatte.

## EUROPAS LETZTE TAGE

«Es ist, als wollte er uns ausschalten in dem Augenblick, in dem die Memelfrage akut werden würde», bemerkte Lipski. Er ahnte nicht, dass diese Frage am anderen Morgen «akut werden» sollte.

Beck hatte die Gefahr begriffen, aber noch nicht die Katastrophe. Er hatte sich entschieden, sich nicht auf eine direkte Aussprache mit Ribbentrop einzulassen und hatte sich darauf beschränkt, am 27. März seinem Botschafter in Berlin genaue Instruktionen zu geben, wobei er seinen Wunsch unterstrich, «wie in der Vergangenheit» und «bis in die entfernteste Zukunft» die besten Beziehungen mit dem Reich aufrechtzuerhalten. Erneut hatte er an die Grundlagen erinnert, auf denen Polen in der Danziger Frage zu beharren gedachte:

1. Die polnische Regierung war bereit, mit der deutschen Regierung die Modalitäten einer neuen Vereinfachung und neuer Erleichterungen im Eisenbahn- und Automobilverkehr zwischen dem Reich und Ostpreussen zu prüfen; aber sie beabsichtigte, diese Erleichterungen «im Rahmen der polnischen Souveränität» einzuräumen.

2. Die polnische Regierung war der Ansicht, dass man für die Freie Stadt Danzig «eine Lösung auf der Grundlage einer gemeinsamen polnisch-deutschen Garantie finden könne – einer Garantie, die den nationalen Bestrebungen der Bevölkerung ebenso Rechnung trüge wie den polnischen Interessen».

Durch diese entschlossene, aber höfliche Abweisung, die er den deutschen Forderungen entgegensetzte, hatte Beck die Besprechungen auf den Weg einer freundschaftlichen Übereinkunft entsprechend dem Geist und dem Wortlaut des Abkommens von 1934 führen zu können gemeint. Hielt er sich nicht in der Tat an die Grundsätze, die so glücklich in diesen letzten Jahren die deutsch-polnischen Beziehungen geregelt hatten? Und erklärte er sich nicht bereit, die dornige Danziger Frage der Regelung durch den Völkerbund (dem Warschau wie Berlin keine Zukunft zubilligte) zu entziehen, um sie einer polnisch-deutschen Zusammenarbeit anzuvertrauen, die bestimmt war, die Bande zwischen den beiden Staaten noch enger zu knüpfen?

Herr von Ribbentrop hatte sich nicht überzeugen lassen. Er bereitete Lipski am 26. März einen schlechten Empfang und erklärte sich von der



Antwort Becks nicht befriedigt. Der Botschafter notierte «seine betonte Kälte» und «seine Nervosität». Von Ribbentrop stellte fest, dass «sein Angebot einer breiten Verständigung nicht in Erwägung gezogen worden war»; er kam mit Nachdruck auf alle seine Forderungen zurück. Die beiden Gesprächspartner trennten sich, ohne ihre Gesichtspunkte einander genähert zu haben. Diesmal war es klar, dass Deutschland sich anschickte, sein ganzes Programm zu verwirklichen. Nach Prag, Bratislava und Memel wollte es Danzig. Und es wollte schnell handeln, denn es segelte vor dem Wind und der Erfolg lächelte ihm. Warum neue internationale Komplikationen abwarten? England war im Begriff, in Bewegung zu kommen; im Unterhaus zeigte sich Churchill immer kühner; die Londoner Presse tobte; selbst Chamberlain, der wütend war über die Besetzung von Prag und sich persönlich beleidigt fühlte, schien zu allem entschlossen: am 20. März hatte er einen Appell veröffentlicht, in dem er Frankreich, der Sowjetunion und Polen vorschlug, gemeinsam Sicherheitsmassnahmen zu ergreifen. Das Reich hatte keine Zeit zu verlieren, wenn es allein, Auge in Auge mit der Warschauer Regierung (unter «Gentlemen») die Probleme lösen wollte, die es Polen unterbreitet hatte.

In diesen historischen Tagen hatte Oberst Beck gefühlt, wie die Erde unter ihm zitterte. Die Krise, die sein Volk fürchtete, und an die er nicht hatte glauben wollen, brach nun aus; er begriff ihren äusserst ernsten Charakter. Denn er liess sich nicht dadurch täuschen, dass die Differenz zwischen den beiden Thesen dem Anschein nach klein war. Auf den ersten Blick erschienen die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich. Was wollte Deutschland? Danzig dem Reich anschliessen, ihm gleichzeitig aber gestatten, im polnischen Wirtschaftsraum zu verbleiben. Und was wünschte Polen? Der deutschen Bevölkerung von Danzig zu gestatten, ihre Angelegenheiten frei zu verwalten, dabei aber unter polnisch-deutscher Kontrolle zu bleiben. Wie konnte eine solche Meinungsverschiedenheit, die sich zwischen zwei Völkern erhob, die seit Jahren ihren Wunsch zur Zusammenarbeit bewiesen hatten, zum Kriege führen? «Alles in allem handelt es sich nur um Nüancen», hatte der rumänische Botschafter Franassovici seinem deutschen Kollegen erklärt, dessen

Ansichten er ergründen wollte. «Sie täuschen sich», hatte ihm Graf von Moltke geantwortet, indem er für dieses eine Mal aus seiner gewohnten Reserve heraustrat: «Das ist nicht eine Frage von Nüancen, sondern von Farben. Sie sehen hier die Karte von Europa: Deutschland ist auf ihr gelb eingezeichnet und der Freistaat Danzig blau. Sehen Sie, der kleine blaue Fleck muss verschwinden. Dieser Punkt muss gelb werden; das ist unbedingt notwendig – es geht hier um das Prestige des Führers. Und das ist sehr ernst.»

Herr von Moltke wollte damals sicher keine boshafte Anspielung auf die alte Vorliebe seines Meisters für die Malerei machen; er wollte vom politischen Prestige sprechen, jenem unwägbaren Element, das, sobald es sich an ein noch so unbedeutend erscheinendes Problem heftet, daraus eine Sache von Triumph oder Untergang macht. Der Führer hatte sich ein Programm gesetzt, er wollte eine grosse Mission erfüllen. Er war in voller Bewegung, und nichts konnte ihn aufhalten.

Aber Polen hatte seinerseits ebenfalls eine bestimmte Linie zu beachten. Es konnte sich nicht den Forderungen einer Politik beugen, die in ständiger Bewegung war und, nachdem sie das Prinzip einer allgemeinen Ordnung durch zweiseitige Abmachungen ersetzt hatte, sich jetzt anschickte, die Zusammenarbeit durch die willkürlichen Entschlüsse eines einzigen Willens zu ersetzen. Diese Entschlüsse gefährdeten nicht nur den für Polen so kostbaren Raum, der es mit dem Meer verband, sondern die Gesamtheit seiner Positionen und jene nationale Unabhängigkeit, über die es aus guten Gründen so eifersüchtig wachte. Das tragische und in diesem Augenblick so schlagende Beispiel der Tschechoslowakei beleuchtete das Schicksal, welches ein Land erwartete, das sich gezwungen sah – und sei es auch nur in einem einzigen Punkt – vor den Forderungen des Dritten Reichs zurückzuweichen. Das war es, was Lipski klar erkannt hatte; als ihn von Ribbentrop bei ihrer letzten Begegnung gefragt hatte, was Polen wohl veranlassen könne, Deutschland in diesem Grade zu misstrauen, hatte der polnische Botschafter geantwortet, «die letzten Ereignisse hätten sich so rasch abgespielt und hätten so viele Verträge und Abmachungen über den Haufen geworfen, dass man nicht erstaunt sein dürfe, wenn die öffentliche Meinung erregt wäre».

## IM SALONWAGEN MIT OBERST BECK

Auch Beck hatte endlich begriffen. Er hatte umso besser begriffen, als auch für ihn das Danziger Problem mit einer Prestigefrage verknüpft war. Weniger als irgendein anderer Pole konnte er vor Hitler zurückweichen. Zwischen ihm und dem deutschen Reichskanzler war es eine Sache «von Mann zu Mann». Denn Beck hatte vor seinem Lande die feierliche Verpflichtung übernommen, dass seine Politik jede Komplikation in Bezug auf Danzig ausschalten werde. Um dem Zorn, der gegen ihn in Polen bereits grollte, die Stirn zu bieten, musste er um jeden Preis Danzig halten.

Als der Minister bei diesem Punkt seines Exposés angelangt war, wiederholte er die Worte, die er in Warschau zu mir gesprochen hatte: *«Wenn man Danzig anrührt, bedeutet das den Krieg»* Und er fügte hinzu: *«Wenn ich in diesen tragischen Stunden auf meinem Posten geblieben bin, so zu dem Zweck, diese unbeugsame Entscheidung zu verkörpern. Wir werden Danzig nicht aufgeben. Man hat sich im Verlauf der Krise gefragt, warum ich nicht demissioniere. Ich habe mehr als einmal daran gedacht. Ich konnte mich der Behandlung einer Krankheit widmen, die ich allzu lange vernachlässigt habe, und endlich die Kur machen, zu der mich die Ärzte drängten. Ich konnte abtreten und meinen Platz einem Nachfolger überlassen, der nicht das Gewicht der Hypothek des Abkommens von 1934 zu tragen gehabt hätte. Aber Sie kennen mich: ich bin nicht der Mann, der vor dem Unwetter zurückweicht. Mit geschwächter Gesundheit, grausam getroffen von den Ereignissen, von der Presse angegriffen und auf der Strasse verhöhnt, beabsichtige ich, auf meinem Posten zu bleiben, denn ich bin überzeugt, dass mein Ausscheiden die Situation noch verschlimmern würde. Die gegenwärtige Krise führt unfehlbar zum Kriege, wenn sich niemand dem Verhängnis widersetzt. Ich bin aber, glauben Sie mir, der einzige, der das Schlimmste noch vermeiden könnte. Niemand kennt besser als ich, das versichere ich Ihnen, Deutschland und die Deutschen.»*

Darin offenbarte sich der Prozess, der sich in den langen Jahren seiner Gespräche mit Berlin in seinem Denken vollzogen hatte, und die Herr-

schäft, welche die Ideen einer spitzfindigen Propaganda über ihn gewonnen hatten. Er war gewiss gezwungen anzuerkennen, dass Hitler ihn getäuscht hatte, und dass die Freundschaft des Kanzlers nur eine List gewesen war, um Polen besser in seine Hand zu bekommen. Er erkannte gleichfalls, dass jedes neue Zugeständnis für Polen verhängnisvoll werden konnte, denn Hitler war nicht der Mann, der sich mit einem Anfangsergebnis zufrieden gab: bis zum Ende verfolgte er die Verwirklichung «seines Programms». Aber Beck konnte und wollte nicht glauben, dass das Deutschland Hitlers, nachdem es «endgültig» mit der Sowjetunion gebrochen hatte, das Risiko eines Krieges mit Polen laufen könne. «Ich gebe zu», erklärte er mir, «dass ich den Wert des polnischen Faktors in Hitlers Politik falsch eingeschätzt habe; aber in meiner Bewertung des sowjetrussischen Faktors glaube ich mich nicht getäuscht zu haben. Im Gegensatz zu allen seinen Vorgängern erkennt Hitler die *Realität* der bolschewistischen Gefahr; er hat sie immer bekämpft; auf Grund seiner Doktrin und seiner Vergangenheit und aus seinem ganzen politischen und nationalen Wesen heraus kann er mit dem bolschewistischen Russland nicht in Einklang kommen! *Ich weiss*, dass hier für das Deutschland Hitlers das zentrale, grundlegende und entscheidende Problem ist – neben dem alle anderen Probleme sekundärer Natur sind. Welches Interesse könnte infolgedessen Deutschland daran haben, gegen Polen Krieg zu führen? Die Schwächung Polens käme Russland zugute; wenn der polnische Vorposten\* fallen sollte, würden sich Europas Tore dem bolschewistischen Ansturm öffnen. Glauben Sie, dass Hitler das will? *Ich weiss*, dass er es nicht will! Gewiss, er verlangt Danzig, aber niemals würde er einwilligen, einen solchen Preis für die Gewinnung der Freien Stadt zu zahlen.»

Beck war also davon überzeugt, dass man in der Danziger Frage Widerstand leisten müsste, und dass man es könnte, ohne unwiderruflich den Krieg herbeizuführen. Aber es galt, ohne Aufbrausen Widerstand zu leisten, indem man seine Schläge wohl berechnete und seinen Groll beherrschte. Es galt vor allem, um sich seine Chancen nicht zu verderben, nach der Seite Deutschlands die Tür nicht zuzuschlagen und keinen Schritt zu Russland hin zu tun. Ein solcher Schritt konnte verhängnisvoll

werden. Näherte sich Polen der Sowjetunion, so hätte das Reich keinen Grund mehr, es zu schonen. Denn die Anwesenheit Polens an der Seite Russlands würde die Gefahr steigern, die zu bekämpfen Hitler zu seiner Mission gemacht hatte. Die Position zu wechseln, die Polen im politischen System des Dritten Reichs einnahm, würde bedeuten, die unwiderrufliche Geste zu machen, die automatisch den Krieg auslösen würde.

Das war die Überlegung, die gewisse tief verwurzelte Ideen Beck eingaben, und die er selbst seinem «realistischen» Urteil und seiner Menschenkenntnis zuschrieb. Und das waren die Fakten, auf denen er seinen Aktionsplan aufbauen zu können glaubte.

Er würde weiterhin auf seine Art Hitler die Stirn bieten, indem er die internationale Stellung Polens verstärkte und sich in der Danziger Frage unbeugsamer zeigte als irgendein anderer Pole; aber er würde das Schlimmste zu vermeiden wissen: den Krieg, denn er würde nicht an das rühren, was nach seiner Ansicht der tiefste und unveränderliche Grund des deutsch-polnischen Friedens war, die gemeinsame Haltung der beiden Länder gegenüber Russland.

Hitler hatte ihm gegenüber nicht Wort gehalten; er würde sich zu verteidigen wissen. Gerade in diesem Augenblick streckte ihm England die Hand entgegen. Über mancherlei Meinungsverschiedenheiten hinweggehend, interessierte es sich für die Sicherheit Polens. Beck würde diese Gelegenheit nutzen und die Hand Englands ergreifen, aber er wollte «ganz er selbst» bleiben. Er würde sich nicht auf die «Prinzipien» einlassen, er würde sich nicht in das von Chamberlain vorgeschlagene System eingliedern – dieser Westeuropäer verstand nichts von Russland. Er würde England zwingen, sich seiner Politik, dem Sicherheitssystem Polens, anzupassen und Polen als ersten Pfeiler – und zwar als unabhängigen Pfeiler – der Sicherheit im Osten zu wählen.

Seine Antwort auf die britische Note vom 20. März 1939 (in der England eine «Konsultation» zwischen den Regierungen Englands, Frankreichs, Polens und Sowjetrusslands vorschlug) war ein Meisterstück der Diplomatie, wie er sie auffasste: «Ich bitte Sie, Lord Halifax zu fragen», schrieb er dem polnischen Botschafter in London, Graf Raczynski, «ob nicht die englische Regierung angesichts der Schwierigkeiten, der un-

vermeidlichen Komplikationen und des Zeitverlustes, der mit einer multilateralen Verhandlung verbunden wäre, und andererseits angesichts des raschen Ablaufs der Ereignisse ... die Möglichkeit ins Auge fassen könnte (unbeschadet der späteren allgemeinen Verhandlung), mit uns unverzüglich ein zweiseitiges Abkommen zu schliessen.»

Die ganze Politik Becks war darin enthalten: er wünschte ein Abkommen «unverzüglich», denn die Ereignisse drängten ihn, und er wollte so schnell wie möglich die politische Offensive des Reichs wie die Agitation der polnischen öffentlichen Meinung zum Stehen bringen. Aber er würde sich nicht in den Schraubstock eines Systems der allgemeinen Sicherheit pressen lassen; er würde dem Reich das englische Bündnis entgegenstellen, ohne Hitler durch ein russisches Bündnis zu provozieren; er würde gleichzeitig hartnäckig und geschmeidig sein, und während er sich mit England verband, würde er nicht die Hoffnung aufgeben, sich früher oder später mit Deutschland auszusöhnen.

Er schlug also England einen zweiseitigen Pakt vor und hielt an seiner Formel fest, selbst wenn er, aus sachlichen Notwendigkeiten, gezwungen war, die einseitige Erklärung zugunsten Polens zu akzeptieren, die Chamberlain am 31. März im Unterhaus abgab.

Zwischen dem 21. März, dem Tag der Eröffnung der diplomatischen Feindseligkeiten durch Ribbentrop, und dem 31. März, dem Tag der englischen Garantie, waren nur zehn Tage verstrichen. Beck war stolz darauf, so rasch eine entscheidende Wiederherstellung der Lage herbeigeführt zu haben: «Ich habe keine Zeit verloren, wie Sie sehen; ich brauchte nicht mehr als zehn Tage, um wieder auf den Füßen zu stehen. Die Geschichte von Prag wird sich nicht wiederholen. Hitler weiss nun, mit wem er zu sprechen hat!»

Aber es kam darauf an, dass Hitler sprechen *wollte*! Der Kanzler hatte jedoch das Gespräch abgebrochen, in Warschau so gut wie in Berlin. Wütend über die Antwort Becks, der ihm die englische Garantie zwischen die Füße geworfen hatte, hatte Hitler seinen Botschafter abberufen. Ohne Zweifel bereitete er einen neuen Schlag vor.

Beck war indessen entschlossen, seine Erklärungen abzugeben, wie er entschlossen war, auf seinem Widerstand zu beharren. Er glaubte, den

Frieden retten zu können, wie er Danzig gerettet hatte. Er war sicher, entscheidende Argumente in der Hand zu haben; es galt um jeden Preis, davon Gebrauch zu machen. Das waren die Gründe, die ihn zu der Begegnung mit mir bewogen hatten.

\* \* \*

Mit angstvollem Interesse war ich der Aufzählung dieser so bedrohlichen Ereignisse gefolgt. Es war der Bericht über ein tiefes Missverständnis, das leider alle Elemente zu einer grossen geschichtlichen Tragödie enthielt.

Und ich hatte nicht den Eindruck, dass dieses Missverständnis sein Ende finden könnte, als Beck mir die spitzfindigen Argumente auseinandersetzte, mit denen er Hitler zu überzeugen und zu beschwichtigen hoffte:

«Durch das Abkommen, das ich eben mit England unterzeichnet habe, habe ich unser Sicherheitssystem vervollständigt, ohne seinen Sinn geändert zu haben. Das Bündnis mit England ist im Grunde nur eine natürliche und logische Ergänzung zu unserem Bündnis mit Frankreich. Dieses Bündnis war aber Hitler immer bekannt, und der Kanzler hat keinen Anstoss daran genommen, als er im Jahre 1934 mit uns den *Freundschafts- und Nichtangriffspakt* schloss. Er hat ausdrücklich dessen streng defensiven Charakter anerkannt. Inwiefern könnte das englische Bündnis für das Reich störender sein als das französische Bündnis? Wenn Frankreich je auf Grund seiner Verpflichtungen Polen Hilfe leisten sollte – ist es dann nicht angesichts der so engen Bande, die London mit Paris verbinden, gewiss, dass England mit oder ohne Abkommen sich vor der Notwendigkeit sähe, auch seinerseits zu intervenieren? Als ich das englische Angebot eines Beistandspaktes akzeptierte, habe ich im Grunde nur eingewilligt, einem Sicherheitssystem, das de facto schon existierte, juristischen Ausdruck zu geben. Dieser Pakt hat in nichts die Haltung Polens gegenüber Deutschland modifiziert. Er hat auch die Positionen nicht verändert, die Polen in der Danziger Frage verteidigt. Die polnische Regierung ist bereit, wie vorher der deutschen Bevölkerung Danzigs das Recht auf freie Selbstverwaltung zuzuerkennen; wie vorher lehnt sie es ab, auf die wesentlichen Rechte Polens zu verzichten. Zwischen unserer

Haltung und den deutschen Forderungen gibt es einen gewissen ‚Spielraum‘, der neue Verhandlungen gestattet; und ganz gewiss wird uns der Pakt, den wir mit England unterzeichnet haben, nicht hindern, auf freundschaftliche Weise die Differenzen zu lösen, die Deutschland und Polen voneinander trennen. Denn das englische Bündnis genau wie das französische Bündnis ist kein entscheidendes Element der polnischen Sicherheit.

Diese beiden Bündnisse gehören nur zu unserem System der *Rückversicherung*: sie sind nur dann berufen, in Kraft zu treten, wenn die direkten Abmachungen, die Polen mit seinen unmittelbaren Nachbarn eingegangen ist, versagen sollten. Ich lege Wert darauf, dieses Argument zu unterstreichen, denn ich halte es für entscheidend. Polen geht in London eine Rückversicherung ein, wie es sich in Paris gegen die Risiken rückversichert hatte, die der Unbeständigkeit der europäischen Fragen anhaften. Aber unsere Sicherheit beruht in Wirklichkeit auf den direkten Nichtangriffspakten und in erster Linie auf dem 1934 mit dem Reich abgeschlossenen Abkommen.

Es ist mein Wunsch, dass man das in Berlin weiss. Ich bin mir nicht bewusst, in irgendeiner Art gegen die Verpflichtungen verstossen zu haben, die ich dem Reich gegenüber eingegangen bin. Es wäre etwas ganz anderes, wenn ich den Beistandspakt in dem Wortlaut akzeptiert hätte, in dem England ihn mir vorschlug. Dieser Pakt war in der Tat so gefasst, dass er Polen an die Westmächte, aber auch an Sowjetrussland binden sollte. Diesen von England gewünschten multilateralen Pakt hat Polen jedoch nicht gewollt, denn er hätte es verpflichtet, seine Prinzipien aufzugeben und seine Stellung zu wechseln. Ein Beistandspakt mit Moskau musste den tiefen und hervorragend europäischen Sinn des deutsch-polnischen Abkommens von 1934 entstellen; die polnische Politik hätte damit, so konnte es scheinen, ihre Orientierung gewechselt; sie konnte in Berlin berechnete Besorgnisse wecken. Eben darum haben wir das englische Angebot zurückgewiesen. Ich bin bereit, die formelle Versicherung abzugeben, dass Polen sich niemals auf einen solchen Weg einlassen wird. Es wird entschlossen seine Interessen verteidigen, aber nicht die grossen Linien seiner Politik ändern. Und ich lege Wert darauf, meine



Überzeugung zu bekräftigen, dass es, so lange die wesentlichen Gegebenheiten der europäischen Ordnung unverändert bleiben werden, immer Mittel geben wird, sich unter Nachbarn zu verständigen.»

Das waren die Erklärungen, die Beck Hitler liefern zu müssen glaubte. Durch die feierliche Versicherung, dass er niemals den «Sinn» seiner Politik ändern werde, dachte er den empfindlichsten Punkt der Hitlerschen Ideologie zu berühren. Er war so aufrichtig in seiner Haltung, so sicher, dank ihr schliesslich das drohende Gespenst des Krieges besiegen zu können, dass er sich bis zum Ende, bis zum letzten Tage des tragischen Monats August 1939 darauf versteifte, die Angebote und dringenden Vorstellungen der Alliierten zurückzuweisen und jede Teilnahme an einem System allgemeiner Sicherheit zu verweigern. Er war überzeugt, auf diese Weise den Frieden in seinen Händen zu halten.

In Wirklichkeit lieferte er sich Hitler mit gebundenen Händen und Füssen aus. Erstarrt in seiner Unbeugsamkeit und Isolierung bot er sich einem unversöhnlichen Gegner auf Gnade und Ungnade an. Hitler konnte nichts Besseres verlangen, als Beck seinen «Prinzipien» treu zu wissen: diese Hartnäckigkeit war, das wusste Hitler, geeignet, nicht nur die Beziehungen zwischen Polen und Russland, sondern auch die Gesamtheit der Sicherheitspolitik der Alliierten in Frage zu stellen. Am Vorabend des Übergangs zur Aktion hielt der deutsche Kanzler vor allem darauf, die Ellbogen frei zu behalten. Chamberlains Politik der «Einkreisung» verstimmte ihn. Wenn es England gelang, den Pakt, den es soeben mit Polen geschlossen hatte, und jenen, den es mit der Sowjetunion zu verhandeln sich anschickte, in einem einzigen Sicherheitssystem zu vereinigen, dann musste die Bewegungsfreiheit des Reichs Schaden nehmen. Indem Beck seine Karten aufdeckte, erlaubte er Hitler, beizeiten alle seine Massnahmen zu ergreifen: er konnte von nun ab versuchen, die Bemühungen der Alliierten zu durchkreuzen mit dem Ziel, Russland zu umgarnen, den Westen zu lähmen und Polen in seine Hand zu bekommen. Und er war nicht der Mann, der solche Gelegenheiten vorübergehen liess.

Die Idee, die sich Hitler von den «grossen europäischen Interessen» machte – eine Idee, über die er sich oft mit dem polnischen Minister un-

terhalten hatte – würde seinen Elan ganz gewiss nichtU hemmen. Der deutsche Kanzler klammerte sich nicht an die Konzeptionen oder Argumente, die er einmal gebraucht hatte. Sein Geist war frei, und sein Wort hatte Flügel. Er erdachte Systeme und Doktrinen, damit sie seinen Plänen dienten, aber nicht, damit sie seinen Vormarsch hinderten. Und wenn er Versicherungen abgab, so band er damit den, der die Versicherung empfing, ohne aber sich selbst zu binden.

Eine Frage wie die der Freien Stadt Danzig konnte für ihn nacheinander tausend Bedeutungen gehabt haben – und er konnte dafür tausend verschiedene Erklärungen gegeben haben. Aber an dem Tage, an dem er sich zum Handeln entschloss, zählte für ihn eine einzige Sache: der Erfolg seines Unternehmens. Wie Herr von Moltke es gesagt hatte: der kleine blaue Fleck von Danzig musste von der Landkarte verschwinden; an dieser Stelle musste die gleiche Farbe erscheinen, die Deutschland bedeckte. Das musste unbedingt geschehen, selbst wenn deshalb die Karte Europas mit Blut überströmt werden sollte.

Weil er diese Wahrheit nicht begriffen hatte, folgte der polnische Aussenminister einem neuen Hirngespinnst. Er tat es mit Entschlossenheit und Mut, denn er war ein furchtloser und tapferer Mann. Als ich mich von ihm verabschiedete, nahm ich das verwirrende Bild eines Wesens mit mir, das hartnäckig gegen das Schicksal ankämpft. Erregt bei Windstille und ruhig im Sturm, hatte Beck die Seele eines temperamentvollen und stolzen Haudegens. Sein Patriotismus war glühend, aber von Argwohn erfüllt, und er vertraute eher dem Wort eines Gegners als den Versicherungen eines Freundes. So war er eine Gefahr für die anderen (denn er besass nicht das «Vorurteil» des Rechtes Dritter), aber eine noch grössere Gefahr für sich selbst. Er glaubte, den Beweis der höchsten Geschicklichkeit erbracht zu haben, weil er sein Land aus den Netzen der Genfer Politik gelöst hatte, um sein Heil dem Spiel der explosiven Leidenschaften des grössten Umstürzlers der Gegenwart anzuvertrauen. Sein romantisches Temperament, das er für Realismus hielt, entbehrte nicht der Grösse; er besass die ungewöhnliche Ausstrahlung gewisser Figuren, die vom Schicksal bestimmt zu sein scheinen, die Ereignisse zu lenken, während sie doch schon die Werkzeuge des Verhängnisses sind.

## Zweites Kapitel

# HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

*Berlin am Vorabend von Hitlers Geburtstag. – Eine «Tour d’Horizon» mit von Ribbentrop. – Unterhaltung mit Göring. – Audienz in der Reichskanzlei: der «Führer» legt seine Politik dar. – Die Parade vom 20. April 1939.*

Mein erster Tag in Deutschland sollte sich in Breslau abspielen; meine Gastgeber hatten diese Etappe eingeschoben, um es mir zu ermöglichen, am nächsten Tage gegen Mittag in Berlin einzutreffen, wie das «Programm» es erheischte. Dieser Aufenthalt war ein Mittel, an der Schwelle des Dritten Reichs gewisse berechnete Befürchtungen zu beschwichtigen. Bevor ich den Männern und den Institutionen des Regimes gegenübergestellt wurde, durfte ich also zur Vergangenheit zurückkehren. Denn die Stadt Breslau, in der mich der liebenswerteste aller Bürgermeister empfing, hatte im Schatten ihrer alten Kirchen den Duft vergangener Zeiten bewahrt; trotz der erstaunlichen Entwicklung ihrer industriellen Vororte herrschte dort die friedliche Atmosphäre einer Provinzstadt, voller Erinnerungen und von Träumen erfüllt. Ich besichtigte gewissenhaft alle historischen Monumente, und am Abend schlummerte ich, von Übermüdung erschöpft, sanft in der Ehrenloge des Stadttheaters bei den vertrauten und beruhigenden Klängen einer Wiener Operette.

\* \* \*

Am anderen Tage hatte das Bild gewechselt. In Uniform, von seinen wichtigsten Mitarbeitern umgeben, empfing mich Herr von Ribbentrop auf dem Bahnhof Friedrichstrasse. Eine militärische Fanfare ertönte, und unter den Klängen eines kriegerischen Marsches schritt ich die glän-

zende Ehrenkompagnie ab, die mich, mit wehender Fahne, beim Verlassen des Zuges empfing. In diesen fiebrigen Tagen, in denen sich ein «immer grösseres» Deutschland vorbereitete, liebte es Berlin, seine fremden Gäste so zu empfangen und ihnen gleich bei ihrer Ankunft ein Schauspiel der Kraft zu geben, das geeignet sein sollte, sie zu gewinnen, zu überzeugen und einzuschüchtern. All dies war erforderlich, um diese Fremden auf die Erregungen vorzubereiten, die ihrer in der deutschen Hauptstadt warteten. Denn Berlin, das sich schmückte, um mit allem denkbaren Aufwand den fünfzigsten Geburtstag des «Führers» zu feiern, wurde ständig von fieberhaften Anfällen der Begeisterung geschüttelt. Erfüllt von Glück, weil es die Grenzen zerbrochen hatte, die ihm in Versailles auferlegt worden waren (nicht so sehr, weil sie ungerecht, sondern weil es *Grenzen* waren), berauschte sich das Reich an Erfolg und Hoffnung. Beredete Volkstribunen entflamten die Phantasie der Massen; Theoretiker aller Art, Publizisten, Historiker, Geopolitiker mischten sich unter die Parteiführer, um neue Unternehmungen zu rechtfertigen und zu fordern. Legendäre Heroen, die durch die kühnen Gedanken der Apostel des Pangermanismus zu neuem Leben erweckt worden waren, nahmen daran teil: Siegfried der Drachentöter und die Hohenstaufenkaiser, einst die Herren Europas, wiesen Hitler den Weg und beschworen ihn, vorwärtszugehen, sein Programm zu vollenden, die natürlichen Grenzen zu erreichen und das Weltherrschaftsziel des deutschen Volkes zu verwirklichen. Unendliche Dankbarkeit und unbegrenztes Vertrauen stiegen zu Hitler empor, der als die höchste Verkörperung aller germanischen Wünsche erschien. Die namenlose Menge, überzeugt und gewonnen, liess sich durch eine geschickte Spezialpolizei zu Hunderttausenden zusammenfassen, bald in nicht enden wollenden Umzügen, bald in Massen, die unbeweglich und vor Erregung schauernd vor der Tribüne des Diktators standen.

Alle diese Kundgebungen des Volkes hatten auf den ersten Blick keine gegen das Ausland gerichteten Tendenzen. Die Ansprüche Deutschlands waren ungeheuerlich, aber recht unbestimmt und erschienen, so paradox das klingen mag, nicht gegen die fremden Nationen gerichtet. Es hatte den Anschein, als wünschte das deutsche Volk die ganze Welt am Glück



*Ribbentrops Arbeitszimmer: stehend, zu Füßen des berühmten Porträts Bismarcks von Lenbach, lud mich der Minister ein, mit ihm den üblichen ‚Tour d’Horizon‘ zu machen.» (Kapitel II, S. 67 f.)*

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

seines Traums teilnehmen zu lassen, indem es mit einigen Grossmächten die Macht teilen und alle kleinen Staaten in seine Gefolgschaft ziehen wollte. Wohlwollende Erklärungen für das Ausland, die bald an Frankreich, bald an Grossbritannien und häufig an die Länder Südosteuropas gerichtet waren, wurden von den führenden Männern in Umlauf gesetzt und zirkulierten dann in der Masse. Erst als die eroberungslustige Sympathie der Deutschen auf die unruhige Zurückhaltung oder auf den entschlossenen Widerstand der angrenzenden Völker stiess, verwandelte sie sich in Empfindungen des Gekränktseins und des Zorns. Jetzt nahmen die Forderungen festere Gestalt an und gewannen, so umfassend sie waren, eine schreckliche Präzision. In der Erregung des deutschen Volkes, die von seinen Herren bewusst geschürt wurde, gab es etwas unendlich viel weiter Gespanntes als die Pläne einer Eroberung von Danzig oder der Landstriche im Osten. Das Reich fühlte sich berufen, die Welt neu zu erschaffen. Die Erfolge der nationalsozialistischen Partei im Innern waren dabei ein treibender Faktor und ein Vorbild für das, was Deutschland nach aussen verwirklichen konnte und musste. Wie ein ausgezeichneter Beobachter des deutschen Phänomens es beschrieben hat, «hielt das Reich dafür, dass die Mission, die ihm in Europa zufiel, das Gegenstück zu der Rolle war, die in Deutschland die nationalsozialistische Partei erfüllt hatte. Europa war berufen, die Welt zu führen, aber dafür musste es selbst geführt werden. Deutschland war aus der Unordnung und der Anarchie, in die es durch die Demokratie geworfen worden war, nur durch den Triumph des autoritären Prinzips herausgeführt worden. Das Gleiche galt für Europa ..<sup>1)</sup>»

Dieser Anspruch, eine Welt zu führen, die auf neuen Grundlagen errichtet war, wurde im Einzelnen in einem Werk dargelegt, das während des Krieges das Brevier des deutschen politischen Denkens wurde: «Dank seinen überlegenen politischen Fähigkeiten organisiert der deutsche Kern in seiner Eigenschaft als bestimmender Mittelpunkt rings um sich in einer politischen Gemeinschaft eine Gruppe andersstämmiger Territorien, die in ethnischer Beziehung vollständig autonom sein kön-

<sup>1)</sup> CLAUDE MORET: *L'Allemagne et la réorganisation de l'Europe.*

nen. In dieser Gemeinschaft verbinden sich in einem organischen hierarchischen Aufbau die deutsche Führung und die Autonomie der fremden Völker.»<sup>1)</sup>

Dieser Plan erstreckte sich weniger auf den europäischen Westen, den das Reich als «eine Zone» ansah, «die ausserhalb seiner aktiven Interventionssphäre bleiben würde», als auf die Länder des Ostens, wo Deutschland nach seinem Belieben zu handeln beanspruchte. Er zog deshalb aber nicht weniger die Gesamtheit der kontinentalen Ordnung in Mitleidenschaft, denn er rührte an die Ideen des Rechts, der Moral und der Politik, auf denen die christlich-europäische Kultur errichtet war.

Diese Ideen waren aber im Bewusstsein der Nationen tiefer verwurzelt, als es die Demokratie in Deutschland gewesen war; das alte Europa besass die Grösse zum Widerstand: Hitler konnte es weder durch die Gewalt seines Wortes bezwingen, noch durch irgendeinen Putsch überrennen.

Dieses alte Europa hatte im Übrigen keine Lust, sich zu schlagen. Es bemühte sich, offene Auseinandersetzungen zu vermeiden, und fand sich manchmal bereit, den Launen des «Führers» nachzugeben. Aber es raffte sich rasch wieder auf. Grossmächte und Kleinstaaten konnten weder auf die Attribute ihrer Macht noch auf die Vorzüge ihrer Freiheit verzichten. Alle verweigerten den Rückschritt, der darin bestanden hätte, im Schoss eines mittelalterlichen Imperiums (wie es das war, zu dem sie die Bewunderer der Hohenstaufen hinführen wollten) die Zusicherungen eines autoritären Regimes zu empfangen.

Der Zwiespalt zwischen der Form, in der die grosse Mehrheit der Nationen lebte, und dem Plan der Hitlerschen Tyrannei barg in sich alle Elemente der Katastrophe. Das Dritte Reich, das ungeheure Kräfte anhäufte, die bereit waren, das Unmögliche zu wagen, spürte gut den dumpfen Widerstand auf allen Seiten. Daher kamen die brüsken Umschwünge seiner Laune und seine heftigen Zornesausbrüche, wenn das «deutsche Volk» entdeckte, dass die Welt nicht so denken wollte wie es selbst.

<sup>1)</sup> KARL-RICHARD GANZER: *Le Reich comme Puissance d'ordre européenne.*

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Die Diplomaten der Mittel- und Kleinstaaten, die in dieser erregten Epoche durch Berlin kamen, wurden dem Regime der schottischen Dusche unterworfen; ohne Übergang gelangten sie vom Heissen ins Kalte, vom schmeichelhaftesten Empfang zum betontesten Misstrauen, von Bekundungen der Sympathie zu den beunruhigendsten Warnungen, von den liebenswürdigsten Ansprachen (Appelle, Versicherungen und Ermutigungen) zu Worten, die voller Drohungen waren. Und so rein ihr Gewissen war und so beschränkt ihre äusseren Mittel, so mussten sie doch ständig ihre Unschuld beteuern – nach einem Brauch, der allgemein geworden ist und darauf hinausläuft, die Beziehungen der Grossmacht zum Kleinstaat nach dem Vorbild der Beziehungen zwischen Wolf und Lamm zu regeln. Es oblag ihnen, zu beweisen, dass ihr Land nicht im Begriff war, mit seinen schwachen Kräften den grossen Nachbarn zu überfallen, dass es niemanden «einzukreisen» wünschte, und dass es sich wohl hüten würde, den Strom zu kreuzen, dessen stürmische Gewässer bei irgendeinem mächtigen Imperium entsprangen.

Als Gegenleistung zu solchen Versprechungen wurden ihnen friedliche Erklärungen abgegeben, die in diesem vom Fackelschein durchzuckten und von Umzügen widerhallenden kriegerischen Berlin einen merkwürdigen Klang hatten.

Diese gewaltige und gastliche Stadt bot also den fremden Besuchern ungewisse und widerspruchsvolle Eindrücke. Ich empfand dies umso mehr, als die Erinnerung an ein Ereignis ein besonderes Licht auf diese Stätten warf: hatte nicht an dem gleichen Bahnhof, an dem ich einen so herzlichen Empfang fand, die gleiche Fanfare einen Monat zuvor bei der Ankunft Hachas ihr Spiel erklingen lassen? Mit allen Ehren, die ihm als dem improvisierten Präsidenten der unglücklichen Tschechoslowakei noch gebührten, war er feierlich in die Wilhelmstrasse geleitet worden, wo man ihn dann einem Druck aussetzte, der sich bis tief in die Nacht hinzog und ihn schliesslich dazu brachte, selbst die Unterdrückung seines Vaterlandes zu verlangen.

Genau an diese Stätte wurde ich, zwei Stunden nach meiner Ankunft, vom Chef des Protokolls geleitet. Höflich aber ernst empfing mich Herr von Ribbentrop in seinem Arbeitszimmer – und stehend, zu Füssen des



berühmten Porträts Bismarcks von Lenbach, lud mich der Minister ein, mit ihm den üblichen «tour d'horizon» zu machen. Er sprach fließend, ja zuweilen mit grosser Zungenfertigkeit und bediente sich, um seine Gedanken besser auszudrücken und ihnen keine Abschweifung zu gestatten, gern fertiger Formeln, die er schon einmal benutzt hatte. Sein Exposé verwandelte sich rasch in ein Plädoyer, wie es in diesen Tagen, da die Naziführer sich bemühten, die Ereignisse ihrer Doktrin untertänig zu machen, üblich war. Es war seine Mission, das Unrecht wieder gutzumachen, das in Versailles gegen das Reich begangen worden war: darin bestand seine ganze Politik. Mit zurückgeworfenem Kopf, schmalen Lippen und seinen von Ressentiment erfüllten blauen Augen gefiel er sich darin, die Anklagen aufzuzählen, auf denen der Prozess ruhte, den das Reich der Welt machte. Er erwähnte die Politik der Reparationen und die Abrüstungspolitik, den «Raub» der Kolonien, den Nichtanschluss Oesterreichs, die Schaffung der Tschechoslowakei – dieses feindlichen Staates im Schosse der deutschen Gemeinschaft – den «absurden» polnischen Korridor und die «unmögliche» Situation Danzigs. Hier galt es achtzugeben: das Gefühl des erlittenen Unrechts war ein geeigneter Hebel, um die Welt aus den Angeln zu heben und umzustürzen. Indem der «Führer» Schritt für Schritt ohne Blutvergiessen das Unrecht wiedergutmachte, das man gegen sein Land begangen hatte, hatte er das Völkerrecht respektiert. Aber seine Kräfte wuchsen, und es war nicht klug, seinem Willen, eine bessere Welt zu schaffen, ein hartnäckig feindseliges Unverständnis entgegenzusetzen. Der «Führer» wollte den Frieden, nichts als den Frieden. Das Reich hatte jetzt seine natürlichen Grenzen erreicht; es hatte seinen Lebensraum erfüllt; es hatte keinen anderen Wunsch als den, seine Positionen zu festigen und sein Reich auf friedliche Weise zu entwickeln....

Als Herr von Ribbentrop zum Schluss diese Versicherungen abgab, die so krass dem Geisteszustand widersprachen, der in Berlin herrschte, war er wieder zum Aussenminister geworden. Bestand nicht seine Rolle darin, den nationalen Forderungen einen Dämpfer aufzusetzen, um umso besser, Etappe um Etappe, ihre restlose Verwirklichung zu sichern? Um Europa zu beruhigen, musste man zwischen die immer lebhafteren Be-

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

fürchtungen der Nachbarvölker und das Ungestüm der deutschen Wünsche die mässigenden Versicherungen einer weisen Diplomatie einschalten. Herr von Ribbentrop widmete sich dieser Aufgabe ohne Begeisterung und ohne Überzeugungskraft. Es bereitete ihm kein Vergnügen, anderen zu gefallen, und sei es mit Hilfe falscher Behauptungen, und während er die Worte, die bestimmt waren, seine Gesprächspartner zu beruhigen, wie eine eingelernte Lektion herunter sagte, gewann man klar den Eindruck, dass, wenn überhaupt jemand das Reich in seinem verhängnisvollen Lauf anzuhalten versuchen könnte, er ganz gewiss nicht der Mann dazu war.

Indessen hatte Deutschland es niemals nötiger gehabt, die Welt zu beruhigen als in diesem Frühjahr 1939. Der letzte seiner Erfolge hatte seine Anhänger wie seine Feinde alarmiert. Das Reich war allen in einem neuen Licht erschienen; die Entschuldigungen, die es vorgebracht hatte, um seine Absichten zu verschleiern und sich sein Spiel zu erleichtern, waren zerstoßen. Durch die Besetzung Böhmens am 15. März war das Reich von der nationalen Expansionspolitik zur Angriffspolitik übergegangen; die auf der Gemeinschaft der Rasse begründeten Forderungen waren dem militärischen Imperialismus gewichen. Mit einem Schlage war es zu einer Gefahr für alle diejenigen unter seinen Nachbarn geworden, die krampfhaft daran geglaubt hatten, Hitler werde nur deutsche Gebiete fordern.

Das in München errichtete Gerüst war wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Alle Unterzeichner des rasch vergänglichen Kompromisses, die Westmächte so gut wie die Deutschen, waren gezwungen worden, das jämmerliche Scheitern ihrer Aussöhnungsbestrebungen zur Kenntnis zu nehmen. Die französische Regierung hatte sich beeilt, am 17. März in Berlin bekannt zu geben, dass sie das gegen die Tschechoslowakei gerichtete Vorgehen «als eine flagrante Verletzung des Wortlautes und des Geistes der in München unterzeichneten Abmachungen» betrachte und dass sie die Rechtmässigkeit der neuen Situation nicht anerkennen könne. England hatte eine entsprechende Haltung eingenommen. Es hatte die Anerkennung der Eroberung verweigert und Vorbereitungen getroffen, um noch stärker auf neue Ausschreitungen des Reichs zu rea-

gieren. Am 20. März unterbreitete Chamberlain den Regierungen in Paris, Moskau und Warschau den Vorschlag, «sich mit der Regierung Seiner Majestät zusammzusetzen und gemeinsam unter sich zu beraten, wie man der neuen deutschen Provokation gemeinsamen Widerstand entgegensetzen könne». Das erste Ergebnis dieses Vorschlages war der Abschluss des englisch-polnischen Abkommens. Er hatte ferner zu Verhandlungen zwischen London, Paris und Moskau geführt. Die Drohung, die Hitlers Politik für den allgemeinen Frieden darstellte, war also öffentlich angeprangert. Endlich hatten alle ihre Augen geöffnet, auch diejenigen, die sich so lange hartnäckig bemüht hatten, nichts zu sehen. Europa schien nach einem Weg zu suchen, um sich gegen eine gemeinsame Gefahr zu einigen.

Diese heftige Reaktion hatte gewisse deutsche Berechnungen über den Haufen geworfen. Die Abkommen von München und die anschliessend getroffenen Abmachungen (der deutsch-englische Pakt vom 50. September 1938 und der französisch-deutsche Pakt vom 6. Dezember 1938) waren nur noch Fetzen Papier; die Sicherheit des Westens konnte nicht mehr der Handlungsfreiheit gegenübergestellt werden, die das Reich sich im Osten vorzubehalten beanspruchte. In diese berühmte Handlungsfreiheit wurden jetzt überall Breschen geschlagen: England und Frankreich knüpften engere Bande mit Polen, führten Verhandlungen mit Moskau und garantierten die Grenzen Rumäniens und Griechenlands; die Diplomatie dieser «Fremden aus dem Westen» war erneut in den östlichen Raum eingedrungen.

Es fehlte nur noch das Eingreifen eines anderen Kontinents, um Hitler zu zeigen, dass seine Bemühungen, einen Teil Europas seinem Gesetz zu unterwerfen, vergeblich waren. Diese Intervention vollzog sich am 15. April 1939. In einer an den deutschen Reichskanzler und an Mussolini gerichteten Botschaft stellte Präsident Roosevelt fest, dass «Hunderte von Millionen menschlicher Wesen von Neuem in der ständigen Furcht vor einem neuen Kriege oder sogar vor einer Kette von Kriegen lebten . . .». Und der Präsident verwies auf die Ursachen dieser tiefgreifenden Beunruhigung: «Drei Nationen in Europa und eine in Afrika erlebten das Ende ihrer unabhängigen Existenz .... Laut hartnäckigen

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Gerüchten seien andere Angriffsakte geplant. *Um klar zu sprechen: Die Welt nähert sich dem Augenblick, wo diese Situation in einer Katastrophe enden muss*, es sei denn, es werde ein vernünftigeres Mittel zur Lenkung der Geschehnisse gefunden...Roosevelt war der Ansicht, «dass die Sache des allgemeinen Friedens einen grossen Schritt vorwärts tun würde, wenn alle Nationen eine freimütige Erklärung über die gegenwärtige und künftige Politik der deutschen und italienischen Regierung erhielten».

Es ist wenig wahrscheinlich, dass Hitler beim Empfang dieser Botschaft das Zeichen des Schicksals in ihr las. Ebenso wenig erkannte er hinter diesen Worten, die in der diplomatischen Sprache so ungebräuchlich waren, die Kraft, die so gewaltig dazu beitragen sollte, seinen ungerechten Ambitionen ein Ende zu setzen. Er lächelte wahrscheinlich, wie Ribbentrop lächelte, als er zu mir von der merkwürdigen Botschaft des Präsidenten sprach: «Herr Roosevelt wünschte die Versicherung zu empfangen, dass wir Länder wie Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich, Polen, Griechenland, Russland niemals angreifen oder besetzen werden.... Aber ich frage Sie: Welches dieser Länder fühlt sich wirklich gefährdet? Wenn es eins gibt, das eine Erklärung von unserer Seite wünscht, so möge es dies sagen: wir sind bereit, sie ihm zu geben, aber direkt – nicht durch die Vermittlung eines amerikanischen Präsidenten!»

Das Lächeln der deutschen Staatsmänner vermochte nicht ihre Verärgerung zu verbergen. Die Welt war ein wenig zu früh erwacht – denn das Programm des «Führers» war noch nicht verwirklicht. Die Anstrengungen, die noch zu machen waren (und auf die trotz der ersten Warnungen niemand zu verzichten gedachte), würden von nun ab auf einen erbitterten Widerstand stossen. Die deutschen Staatsmänner waren gewiss nicht geneigt, den Wert dieses Widerstandes zu überschätzen; sie kannten die Lücken in der militärischen Vorbereitung Frankreichs und den absoluten Mangel an Vorbereitung bei den Engländern; sie fürchteten den Westen nicht. Die Verwirrung, die in den östlichen Ländern durch die Abmachungen von München entstanden war, würde sich zugunsten des Reiches auswirken: Genfs Prestige war zerschlagen, und es war schwierig, zur rechten Zeit ein neues System kollektiver Sicherheit zu organisieren. Was die Amerikaner und die Russen betraf, so waren

## EUROPAS LETZTE TAGE

die einen sehr weit weg und die anderen ein unsicherer Faktor, und ihre Zusammenarbeit mit den europäischen Alliierten war keineswegs gesichert. Die militärische Stärke, über die das Reich verfügte, verschaffte ihm einen eindeutigen Vorsprung gegenüber allen Nachbarstaaten, und dieser Vorsprung konnte nicht mehr wettgemacht werden, wenn das Reich rechtzeitig handelte. Infolgedessen kam es für die Diplomatie des Reichs darauf an, ein doppeltes Ziel zu verfolgen: sie musste einerseits mit allen Mitteln den Zusammenschluss der Grossmächte verhindern, die fähig waren, mehrere Kampffronten zu bilden; andererseits musste sie ein rasches und schlagartiges Handeln vorbereiten, das zum Ziele gelangen musste, solange noch der Vorteil der grösseren Stärke auf deutscher Seite war.

Das Geheimnis seiner künftigen Absichten verriet mir Herr von Ribbentrop in seinem «tour d'horizon» nicht. Einem anderen, der grösser war als er, fiel die Rolle zu, mich tiefer in die politischen Gedanken eindringen zu lassen, die das Deutsche Reich lenkten.

\* \* \*

Inzwischen wickelte ich mein Programm ab. Es enthielt einen Besuch im Luftfahrtministerium, wo mich Marschall Göring erwartete.

Der Marschall war soeben aus dem Flugzeug gestiegen. Er hatte einige Tage in Tripolis verbracht, als Gast seines Kollegen Balbo. Die Leistungen, die die Italiener in ihren Kolonien vollbrachten, hatten ihn tief beeindruckt, und die ersten Worte, die er an mich richtete, waren ein heftiger Protest gegen die «Wahnsinnigen», die eine Grossmacht wie Deutschland jedes Auswegs in die Kolonien beraubt hatten – «aber wir werden uns unsere Kolonien wieder holen, ich verspreche es Ihnen!» Als ob dies letzte Wort ihn an andere Beschwerdepunkte erinnerte, die mich unmittelbarer angingen, sprach er nun zu mir mit einem gewissen Humor von den Garantien, die Rumänien soeben von Frankreich und England empfangen hatte. Weniger glatt in seiner Ausdrucksweise und nicht so gekünstelt höflich wie von Ribbentrop hatte Marschall Göring dennoch in seinem behäbigen Aussehen, das an einen römischen Kaiser der Dekadenzeit erinnerte, einen gewissen mitteilbaren Freimut, der zum Ge-

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

spräch einlud. Da er während der deutsch-rumänischen Spannung eingegriffen hatte, um den Zorn des «Führers» zu beschwichtigen und ein Mittel zur Versöhnung zu suggerieren, glaubte er sich im Recht, zu mir freimütiger als seine Kollegen über die englisch-französische Garantie zu sprechen. Aber es missfiel ihm nicht, wenn man ihm widersprach, und der recht lebhafte Dialog, der nun folgte, rief keine Bitterkeit in ihm hervor.

«Sie haben die Engländer und Franzosen zu Hilfe gerufen. Wollen Sie, dass sie sich für Sie schlagen?»

«Für unsere Unabhängigkeit und für unsere Grenzen sind wir entschlossen, uns selbst zu schlagen, Herr Marschall.»

«Seit wann sind Sie Diplomat, Herr Minister?»

«Erst seit einigen Monaten. Aber seit fünfundzwanzig Jahren bin ich Soldat.»

Diese Anspielung auf meine Vergangenheit in der Luftwaffe heiterte den Luftmarschall auf. In einem leutseligeren Ton fuhr er fort:

«Sie müssen sich aber doch darüber Rechenschaft geben, dass diese Garantie nichts wert ist. Wenn Deutschland seine militärische Hilfe verspricht, dann gibt es sie auch, denn es ist in der Lage, dies zu tun. Sehen Sie, wenn je die Bolschewisten Ihre Grenzen angreifen sollten, wären meine Flugzeuge in wenigen Stunden zur Stelle, um Sie zu schützen. Aber England kann Ihnen nicht helfen. Aus egoistischen Motiven sucht es Länder, die es gar nichts angehen, auf seine Seite zu ziehen; es lässt sie fallen, sobald die Gefahr herannaht. Die von England versprochene Hilfe ist vollkommen wirkungslos. Haben Sie sich gefragt, Herr Minister, auf welchem Wege die britische Hilfe im Kriegsfall zu Ihnen gelangen könnte?»

«Darüber habe ich niemals nachgedacht, Herr Marschall.»

Und als Göring über eine solche Antwort sprachlos schien, erklärte ich mich deutlicher:

«Warum hätte ich mir darüber Sorgen machen sollen? Wenn die Russen uns angreifen, so weiss ich, dass Sie bereit sind – Sie haben es mir übrigens eben versichert – uns zu verteidigen. Wenn die Ungarn gegen uns marschieren, dann genügen unsere eigenen Kräfte reichlich. Wer sollte uns also angreifen?»

## EUROPAS LETZTE TAGE

Der Marschall erklärte lächelnd:

«Sie haben vielleicht recht.»

Dann wurde er wieder ernst und sprach zu mir über die Einkreisungspolitik:

«Diese von London dirigierte Politik ist gefährlich, vor allem für Sie. Das Reich hat das Jahr 1914 nicht vergessen; es wird niemals dulden, dass es eingekreist wird; es will nicht noch einmal gegen die ganze Welt zu kämpfen haben. Es wird sich also hartnäckig verteidigen und die empfindlichsten und schwächsten Punkte der feindlichen Front angreifen. Wenn Rumänien unser Freund ist, wünschen wir es gross und stark. Wenn es an der Einkreisungspolitik teilnimmt, werden wir es den Begehrlichkeiten seiner ungarischen und bulgarischen Nachbarn überlassen.»

Ich erwiderte ohne Zögern:

«Es gibt keine Einkreisungspolitik. Es gibt kein Land, kein grosses und kein kleines, das daran denkt, Deutschland anzugreifen. Jegliche politische oder militärische Einkreisung des Reichs mit aggressiver Tendenz ist absolut ausgeschlossen. Ich sage nicht das Gleiche von einer gewissen psychologischen Einkreisung, die Gestalt zu gewinnen scheint. Aber dabei handelt es sich nicht um eine von den Regierungen gelenkte Politik. Es handelt sich um ein Gefühl der Furcht und Unsicherheit, das, über die Grenzen hinweg, alle europäischen Völker zu einigen strebt. Ich überlasse es Ihrem Urteil, zu entscheiden, welches die Politik ist, die ein solches Gefühl hervorgerufen hat. Ich beschränke mich darauf, Sie an den peinlichen Eindruck zu erinnern, den die Besetzung der Tschechoslowakei in der ganzen Welt hinterlassen hat. Und ich erlaube mir, Ihnen gewisse Begriffe ins Gedächtnis zu rufen, wie zum Beispiel *Lebensraum* oder *Einflussphäre*, die in der Welt ein tiefes und allgemeines Unbehagen wachhalten. Dieses Unbehagen existiert in meinem Land. Es existiert auch, wie ich persönlich festzustellen Gelegenheit hatte, in Jugoslawien, in Polen, in der Türkei.... Es existiert überall, es hat ganz Europa erfasst, und das ist vielleicht die Einkreisung, über die Sie sich beklagen. Aber es liegt an Ihnen, diesem Unbehagen ein Ende zu machen. Sie können es, wenn Sie versuchen, den genauen Sinn der Prinzipien, die

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Ihre Politik bestimmen, zu definieren und zu begrenzen. Und Sie sollten es tun, denn die ganze Welt kennt heute Ihre Stärke; die Stärke aber, wie die Ehre, verpflichtet.»

Ich bildete mir nicht ein, den Marschall überzeugt zu haben. Aber ich wusste ihm Dank, dass er mich hatte sprechen lassen, ohne mich zu unterbrechen.

\* \* \*

Am anderen Tage, es war der 19. April, wurde ich von Hitler in der Reichskanzlei empfangen.

Nachdem ich, nicht ohne innere Erregung, den Ehrenhof durchschritten und die Stufen der monumentalen Treppe erklommen hatte, trat ich in Begleitung von Ribbentrops und des rumänischen Gesandten in Berlin, Radu Crutzescu, in die gewaltige Galerie ein, die zu den Räumen des «Führers» führte. An der Spitze unseres Zuges marschierte ein rothaariger Riese, Baron Doernberg, dessen Mission es war, die Botschafter einzuführen. Ich hatte ihn in Bukarest gekannt, wo er als junger Diplomat Attaché bei der deutschen Gesandtschaft war. Ich erinnerte mich an eine Aufführung in der Gesellschaft, bei der er in einem Märchen von Perrault mit den sechs kleinen Töchtern meines Freundes Jean de Hauteclouque gespielt hatte: er spielte die Rolle des Menschenfressers, und zwar mit so viel Begabung, dass der kleine Däumling es nicht gewagt hatte, ihm seine Siebenmeilenstiefel auszuziehen. Diese Geschichte von den Siebenmeilenstiefeln kam mir in den Sinn, als ich dem Riesen folgte, der uns mit grossen Schritten bis an die Schwelle der gepolsterten Tür führte, hinter der sich der Herrscher Deutschlands befand. Als die Tür sich geöffnet hatte und wir Hitler gegenüberstanden, musste ich eine ernsthafte Anstrengung machen, um die falschen Bilder zu verscheuchen, die sich in meinem Geist festgesetzt hatten. Vergeblich suchte ich die Zeichen geheimnisvoller Anziehungskraft, mit denen die Phantasie der Massen ihn ausgeschmückt hatte; der Mann sah genau so aus, wie seine zahlreichen Photographien ihn jeden Tag zeigten. Er war kleiner, als ich gedacht hatte, und schwächtiger; auf den ersten Blick war seine Erscheinung erstaunlich blass. Man hatte mir seinen durch-



dringenden Blick und den unwiderstehlichen Charme seiner Stimme gerührt. Ich empfand nichts dieser Art. *Nichts an ihm schien den Rahmen des Gewöhnlichen sprengen.* Die Farbe seiner Augen und der Klang seiner Stimme waren gleich glanzlos und riefen weder Erregung noch Verwirrung hervor. Glanzlos waren auch die Farben (braun und schwarz) der Uniform, die er bevorzugte. Seine Umgangsformen waren indessen angenehm einfach; er zeigte keinerlei Übertreibung und verstand es, vollkommen höflich zu sein. Die Beziehungen, die er von Mensch zu Mensch herstellte, waren unmittelbar und natürlich und flössten jenes merkwürdige Vertrauen ein, dessen Opfer mehr als ein politischer Führer werden sollte.

Erst im Laufe des Gesprächs, das sich sehr rasch in einen langen und erregten Monolog verwandelte, glaubte ich in das Geheimnis seiner wundersamen Macht über die Massen eindringen zu können. Wenn er sich in Verbindung mit einer Formulierung oder einer Idee genügend erhitzte, um etwas von sich selbst preiszugeben, so schienen sich der Ton seiner Stimme und noch mehr der Sinn seiner Worte, die Wahl seiner Argumente und die Verknüpfung seiner Gedanken in merkwürdiger Flarmonie mit einer unsichtbaren Kraft zu befinden, die ihn umgab. Er wurde dann ein Demagoge im antiken Sinn des Wortes: der Mann, der der Masse seine Stimme leiht und durch den die Masse spricht. Seine Persönlichkeit nahm eine geheimnisvolle Weite an, ein ins Unendliche verlängertes Grollen begleitete seine Rede, und das Wunder erfüllte sich: hinter ihm, man fühlte es, stand sein zweites Ich – ein kollektives zweites Ich: «die Masse», die unendliche Menge, das Volk – und seine Rede erschien wie eine grosse Armee auf dem Marsch. Durch das Gewicht, viel mehr als durch ihren Wert waren seine Gedanken von Bedeutung; wänn die Menge eine einzige Stimme gehabt hätte, um sich auszudrücken, hätte sie seine Argumente gewählt, seine Formulierungen gebraucht und so gesprochen wie er. Er war die verkörperte Menge, dazu bestimmt, tausend Quellen mittelmässiger und oft vulgärer Ideen in einem unwiderstehlich reissenden Strom zu vereinigen.

Selbst die zurückhaltendsten unter seinen Gesprächspartnern entgingen nicht der Wirkung seiner Kraft. Er hatte die Gabe, denen, die ihm Widerstand leisteten, ein Gefühl der Isolierung einzuflöszen. Vor dem

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Ansturm seiner stürmischen Worte, die den Geist zu überfallen und einzukreisen strebten, fühlte man sich niemals klein – aber man fühlte sich allein. Man sprach nicht mit einem Menschen, sondern mit einer Million Menschen.

Hitler forderte mich auf, auf dem Sofa Platz zu nehmen und setzte sich vor mir in einen Sessel. Er war bereit, zuzuhören. Ich wusste, dass es galt, eine so unverhoffte Gelegenheit raschestens auszunutzen: nahm der Führer das Wort, so würde es unmöglich sein, ihn zu unterbrechen.

Nach dem freundlichen Empfang, den er mir bereitet hatte, sprach ich mit Freimut zu ihm. Ich gab dem Wunsche Ausdruck, das neue Wirtschaftsabkommen zwischen dem Reich und Rumänien möge, wie es in seiner Präambel hiess, dazu beitragen, zwischen den beiden Ländern «den Frieden zu festigen». Als Rumänien dieses Abkommen unterzeichnete, hatte es nicht nur seine eigenen Interessen im Auge gehabt, sondern die Gesamtheit der europäischen Situation; es war davon ausgegangen, dass eine kluge Regelung des wirtschaftlichen Austauschs zwischen Mitteleuropa und den Ländern des Südostens, im Geiste kontinentaler Zusammenarbeit, notwendig wäre, um den allgemeinen Frieden besser zu sichern. Im gleichen Geiste hatte Rumänien die einseitige Garantie akzeptiert, die Frankreich und Grossbritannien ihm gegeben hatten; diese Garantie schützte seine Unabhängigkeit und seine territoriale Integrität; sie war gegen niemanden gerichtet; und dadurch, dass sie die Sicherheit eines Landes verstärkte, das eine Schlüsselstellung an der Donau innehatte, diente sie dem allgemeinen Interesse des Friedens. Rumänien hoffte, dass das System der Garantien ebenso wie die Methode der wirtschaftlichen Zusammenarbeit verallgemeinert werden könnten, um die Gesamtheit der europäischen Länder im Dienste des Friedens zu einigen.

Ich ging dann dazu über, die Beziehungen Revue passieren zu lassen, die zwischen meinem Land und den Nachbarstaaten bestanden; mit Nachdruck gab ich meiner Überzeugung Ausdruck (wobei ich mich an die Unterredung erinnerte, die ich im Zuge mit Oberst Beck gehabt hatte), dass Polen aufrichtig von den friedlichsten Absichten gegenüber dem Reich erfüllt sei.

## EUROPAS LETZTE TAGE

Hitler hatte mich sprechen lassen, ohne mich zu unterbrechen, um dann, wenn die Reihe an ihn käme, Herr des Gesprächs zu bleiben. Das Zwiegespräch liebte er nicht; wenn er das Wort nahm, hörte er nur noch auf seine Eingebung.

Er begann damit, zu mir von meinem Land zu sprechen, und er tat es mit Wohlwollen: «Unser Wirtschaftsabkommen ist gut, denn es gründet sich auf natürliche Interessen. Es ist dauerhaft. Man hat gesagt, wir hätten es Ihnen aufgezwungen. Das ist absurd. Der Austausch, der durch dieses Abkommen festgelegt wird, verstärkt Ihre Position. Sie geben uns Nahrungsmittel, und wir geben Ihnen Maschinen. Ihre Position ist besser als unsere. Sie können ohne unsere Maschinen leben, während wir ohne Nahrungsmittel nicht leben können. Aber sprechen wir nicht von Überlegenheit oder Unterlegenheit. Wir wünschen, auf der Grundlage vollkommener Gleichheit die besten Beziehungen zwischen uns zu entwickeln. Wir sind daran interessiert, dass Sie möglichst viel produzieren. Sie haben Interesse daran, unsere Maschinen zu erhalten, denn sie sind ausgezeichnet und werden immer besser werden. Wir sind fest entschlossen, die besten Maschinen der Welt zu konstruieren.»

Vom Schwung seines Wohlwollens mitgerissen, trieb er die Liebeshörigkeit so weit, mir Schlechtes über die Ungarn zu sagen: «Man unterstellt mir die Absicht, die Grösse Ungarns wiederherstellen zu wollen. Warum sollte ich eine solche Unklugheit begehen? Ein grosses Ungarn könnte für das Reich störend werden. Die Ungarn haben uns übrigens immer die denkbar grösste Undankbarkeit bezeugt; für die deutschen Minderheiten haben sie weder Rücksicht noch Sympathie übrig. Was mich betrifft, so interessiere ich mich nur für meine Deutschen. Ich habe das dem Grafen Csaky offen gesagt, der dort an dem gleichen Platz gesessen hat, an dem Sie jetzt sitzen. Und ich habe es schonungslos dem Regenten Horthy gesagt, und ebenso Imredy: die deutschen Minderheiten in Rumänien und Jugoslawien wollen nicht nach Ungarn zurückkehren; sie werden in ihrem neuen Vaterland besser behandelt. Und was die deutschen Minderheiten nicht wollen, das will das Reich ebensowenig.

Es gäbe offensichtlich einen Grund dafür, dass wir die Ungarn prote-

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

gieren wollten: sie waren während des Grossen Krieges an unserer Seite. Aber das ist nicht ganz exakt. Wir waren an ihrer Seite, um ihnen Hilfe zu bringen in dem Kriege, den Oesterreich-Ungarn in so unkluger Weise provoziert hatte. Wenn ich 1914 an der Macht gewesen wäre, hätte ich mich nicht schlicht und einfach den Folgen des Ultimatus der Berchtold, Tisza und Kompagnie unterworfen. Ich hätte mich in die Verhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien eingeschaltet. Es war absurd, den Krieg zu führen, um das Prestige Oesterreich-Ungarns zu retten. Das alte Kaiserreich der Habsburger war ein Anachronismus, ein unmöglich zu verteidigender Staat, weil er gegen die Nationalitäten ungerecht war. Er zog den Hass auf sich und benutzte die Magyaren gegen die Rumänen, die Tschechen gegen die Deutschen, die Slowaken gegen die Ungarn und so weiter. Das ist der Grund, weshalb ich trotz meiner österreichischen Abstammung nicht für Oesterreich-Ungarn gekämpft habe. Als Deutscher habe ich darauf gehalten, mich in die deutsche Armee einzureihen. Wäre ich zu dem Zeitpunkt, da der letzte Krieg ausbrach, an der Spitze Deutschlands gewesen, so hätte ich die Teilung Oesterreich-Ungarns nach ethnischen Gesichtspunkten vorgeschlagen: die Deutschen zu Deutschland, die Polen zu Polen, die Serben zu Serbien, die Rumänen zu Rumänien. Sehen Sie, das nationale Prinzip muss an der Basis jeder dauerhaften Ordnung sein. Das ist der Grund, weshalb ich Rumänien nicht antasten werde. Und ich werde keine gegen Rumänien gerichtete Forderung ermutigen – wenigstens solange nicht, wohlverstanden, wie es mir möglich sein wird, auf seine Freundschaft zu zählen.»

Diese letzte Einschränkung gab den formellen Versicherungen des Führers einen ungewissen Charakter. Es war darum aber nicht weniger wahr, dass Hitler uns gegenüber keine feindlichen Absichten zu nähren und keinen unmittelbar drohenden Schlag vorzubereiten schien; das Wirtschaftsabkommen hatte es erreicht, die Gemüter in Deutschland zu beruhigen. Ich konnte mir nichts Besseres wünschen. Kaum ein Monat war vergangen, seit mein Gesprächspartner, dieser glühende Vorkämpfer des Nationalitätenprinzips, sich der Tschechoslowakei bemächtigt hatte. Zu diesem Zeitpunkt flösste die Situation Rumäniens

seinen Freunden die lebhafteste Beunruhigung ein. In seinem Bericht vom 19. März (der mir durch die französische Regierung übermittelt worden war) gab Botschafter Coulondre der Befürchtung Ausdruck, dass Hitler mit der Besetzung Böhmens die Absicht verbunden habe, «weiter nach Osten vorzustossen». Es schien mir, nachdem ich Hitler gehört hatte, dass eine unmittelbare Bedrohung, was Rumänien betraf, nicht mehr in Betracht zu ziehen wäre. Das war alles, was man in diesen Zeiten provisorischer Sicherheit hoffen konnte, in denen für ein Land, das der Gegenstand der Begehrlichkeiten des Reichs war, jeder gewonnene Tag dazu helfen konnte, dass die friedlichen Mächte sich wieder auf sich selbst besannen, miteinander in Kontakt traten und versuchten, gemeinsam Vorbeugungsmassnahmen zu treffen.

Die Bedingung, die Hitler stellen sollte, um uns sein Vertrauen zuzubilligen, war offenkundig nicht geeignet, unsere Teilnahme an einer Aktion für einen allgemeinen Beistandspakt zu begünstigen: «Die englisch-französischen Garantien», erklärte der Reichskanzler, «werden Ihnen zu nichts dienen. Aber ich werde mich nicht an Formalitäten halten. Ich kenne Ihr *Faible* für Frankreich. Ganz anders würde meine Haltung werden, wenn Sie an der Seite der Sowjets an dem umfassenden Plan zur Einkreisung Deutschlands teilnehmen sollten, den die Londoner Regierung vorbereitet. Ein solcher Plan bringt die Existenz des Reichs in Gefahr; wir sind entschlossen, uns dagegen mit allen Mitteln zu verteidigen.» Diese Warnung, die jenen so ähnlich war, die Hitler nicht müde wurde, Beck zu erteilen, hatte offensichtlich ihre Bedeutung. Die nationalsozialistischen Führer, der Kanzler so gut wie Göring, schienen jedes Abkommen mit der Sowjetunion als eine Provokation gegenüber Deutschland betrachten zu wollen. Aber um sich die Gunst des Reichs zu sichern, genügte es nicht, dieser Warnung Rechnung zu tragen. Die Worte, die Hitler mir gleich darauf über Polen sagte, sollten beweisen, wie geringen Eindruck das «Prinzip» Becks – Russland ausserhalb seiner politischen Kombinationen zu halten – auf den Führer gemacht hatte.

«Becks Fehler ist», sagte mir Hitler, «dass er nach London gegangen ist. Ich werde nie die Veränderung begreifen, die sich in der Haltung



*Das Gemach des Führers: . in eine Ecke seines Sessels gedrückt, wie um möglichst wenig Platz einzunehmen, begann er, die wesentlichen Punkte seiner Politik zu verteidigen, die, laut ihm, Masshalten und Bescheidenheit waren.» (Kapitel II, S. 82.)*

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Polens vollzogen hat. Diese Änderung kann für Polen verhängnisvoll werden. Becks Argumente haben keinerlei Wert; seine Geschichte von der Rückversicherung hält nicht stand. Die englisch-polnische Abmachung steht in flagrantem Gegensatz zu dem Abkommen, das ich einst mit Marschall Pilsudski geschlossen habe. Polen hat sich verpflichtet, im Fall eines Konfliktes zwischen dem Reich und irgendeiner anderen Macht gegen Deutschland Stellung zu nehmen, sobald England sich veranlasst sähe, sich an dem Konflikt zu beteiligen. Man erwidert mir, ich hätte doch die Existenz des französisch-polnischen Abkommens gebilligt. Das hat mit dieser Frage nichts zu tun. Ich habe im Jahre 1934 die polnischen Verpflichtungen zur Kenntnis genommen, die zu diesem Zeitpunkt bestanden; aber ich lasse nicht eine spätere Ausweitung dieser Verpflichtungen gelten. Unter der Bedingung dieser neuen Verpflichtungen hätte ich mein Abkommen niemals unterzeichnet! Das ist der Grund, weshalb ich diesem Abkommen keinerlei Bedeutung mehr beimesse.

Und doch hatte ich die besten Absichten gegenüber dem Polen Pilsudskis. Ich habe seine Grenzen und all die absurden Bestimmungen von Versailles respektiert. Ich habe die Presse daran gehindert, gegen die skandalöse Art zu protestieren, in der die deutschen Minderheiten behandelt werden. Ich habe infamen Angriffen wie diesen hier keinerlei Beachtung geschenkt. .», und Hitler schwenkte vor unseren Augen einen Stoss polnischer Zeitungen, die, wie es schien, Deutschland und seine Führer in heftigen Worten angriffen<sup>1)</sup>.

«Ich habe dem polnischen Volk unter allen Umständen mein Verständnis und meine Freundschaft gezeigt. In allerjüngster Zeit noch habe ich Polen ein Angebot gemacht, das in die Annalen der Geschichte als ein Akt unglaublicher Grossherzigkeit eingehen wird; wenn Polen das begriffen hätte, so hätte es uns helfen können, alle Fragen zu lösen, die zwischen uns anhängig bleiben – und die auf gar keinen Fall in diesem

<sup>1)</sup> Ich beeilte mich, die Namen der polnischen Zeitungen zu notieren, die Hitler genannt hatte, damit ich mit dem polnischen Botschafter darüber sprechen könnte. Lipski erklärte mir, es wären «Käseblätter» aus Danzig (nicht aus Polen), welche die Propagandaabteilung dem Führer unaufhörlich unter die Augen brächte.

Zustand bleiben werden. Ich habe Polen ein Übereinkommen über die deutsche Stadt Danzig angeboten. Diese Stadt muss entsprechend ihrem ausdrücklichen Willen mit dem Reich vereinigt werden. Nichts, absolut nichts könnte das verhindern. Zum Ausgleich schlug ich vor, Danzig solle wirtschaftlich mit Polen verbunden bleiben; ich habe immer anerkannt, dass diese Stadt die Verlängerung des polnischen Wirtschaftsgebietes sei. Ich verlangte weiter einen exterritorialen Zugang zu Danzig und Ostpreussen. Im Übrigen war ich bereit, alle Grenzen Polens in aller Form anzuerkennen; ich war bereit, mich zu verpflichten, gegen Polen während der nächsten fünfundzwanzig Jahre keinerlei politische oder territoriale Forderungen zu erheben. Noch mehr: ich war geneigt, den neuen slowakischen Staat unter den Schutz eines deutsch-ungarisch-polnischen Dreimächterregimes zu stellen. Eine solche Zusammenarbeit konnte für lange Jahre den Frieden in Mitteleuropa sichern. Das war das ausserordentliche Angebot, das Polen zurückgewiesen hat. Ich versichere Ihnen, dass es nicht sobald ein anderes erhalten wird! Beck hat sich den Westmächten angeschlossen. Er hat selbst sein Schicksal entschieden. Ich weiss nicht, was folgen wird, aber eins ist gewiss: die Lösung, die eintreten wird, wird nicht mehr in gleichem Masse den Interessen Polens Rechnung tragen. Und was die Danziger Frage betrifft, so muss sie in kürzester Frist geregelt werden – und sie wird geregelt werden, welches auch die politischen Kombinationen des Herrn Beck sein mögen!»

Der Kanzler hatte den Teil seines Monologs beendet, der für den rumänischen Aussenminister bestimmt war. Von jetzt an wandte er sich an den Reisenden, der schon am nächsten Tage seine Fahrt nach London und Paris fortsetzen sollte. Ich fühlte, dass ich ein Zuhörer von grösserer Bedeutung wurde; durch meine bescheidene Person hindurch sprach der Führer zu den Staatsmännern des Westens. Seine Stimme war ernster und nachdenklicher geworden. In eine Ecke seines Sessels gedrückt, wie um möglichst wenig Platz einzunehmen, begann er, gegen übelwollende Ankläger die wesentlichen Punkte seiner Politik zu verteidigen, die, laut ihm, Masshalten und Bescheidenheit waren.

«Man beschuldigt mich, in meinen Wünschen keine Grenzen zu



## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

kennen. Welche Ungerechtigkeit! Ich habe es immer verstanden, meine Forderungen und meine Gefühle ganz genau zu begrenzen. Nichts könnte präziser sein als das Ziel, das ich verfolge. Ich kämpfe gegen den Versailler Vertrag: das ist der Kampf meines Lebens. Bis heute bin ich immer Sieger geblieben. Ich habe noch einige Schlachten durchzufechten. Ich werde sie gewinnen. Ich kämpfe nicht gegen die Interessen irgendeines Volkes. Ich kämpfe für die gerechte Sache Deutschlands. Das ist der Grund, weshalb ich mir Grenzen zu ziehen weiss. Ich habe mir in der Beziehung zu England, mit dem ich ein Flottenabkommen unterzeichnet habe, meine Grenzen gesetzt; das Gleiche gilt gegenüber Frankreich, indem ich für alle Zeiten auf Elsass-Lothringen verzichtet habe. Das war eine schmerzliche Geste, die ausser mir niemand hätte machen können. Ich habe sie ohne Vorbehalt oder Hintergedanken gemacht. Mit mir hat das ganze deutsche Volk, die Jugend, die Armee, die Presse loyal und für immer auf diese Provinzen verzichtet, um die Frankreich und Deutschland so lange gekämpft haben. Ich habe meinen Absichten gegenüber Italien Grenzen gesetzt, indem ich auf die zahlreichen Deutschen in Tirol verzichtete, die Italien 1918 annektiert hat. Ich habe eingesehen: wenn ich mich für alle Deutschen schlagen wollte, die in der Welt verstreut sind, für die in Italien, in Jugoslawien, in Rumänien oder in Russland, so müsste ich mein ganzes Leben lang Krieg führen. Aber ich will den Frieden! In den Kämpfen, die ich geführt und gewonnen habe, ist niemals ein Tropfen Blut geflossen. Ich habe mich in meinen Forderungen gegenüber Jugoslawien beschränkt, mit dem ich zu meiner Freude die besten Beziehungen unterhalte. Ich habe die gleiche gemässigte und besonnene Haltung gegenüber Ungarn. Ich hatte mir im Hinblick auf Polen Grenzen gesetzt, und es ist nicht mein Fehler, wenn Herr Beck nicht wollte, dass sein Land die Vorteile geniesse, die ihm Marschall Pilsudski gesichert hatte. Ich habe die Absicht, die Grenzen Hollands, Belgiens und der Schweiz zu respektieren. Niemals werde ich diese Länder angreifen. Man unterstellt mir den absurden Plan, im Fall eines Krieges die Front auf ihre Kosten ausdehnen zu wollen. Man beschuldigt mich, die belgischen oder holländischen Kolonien zu fordern. An alledem ist nichts Wahres. Wir wollen nicht die Kolonien

der anderen. Wir lehnen sie sogar ab, wenn man sie uns anbietet (es haben sich nämlich wohlmeinende Leute gefunden, die natürlich weder Belgier noch Holländer waren, um sie uns anzubieten). Wir wollen unsere eigenen Kolonien. Und wir werden sie bekommen! Was die Ausdehnung der Front anbetrifft: warum sollten wir die gleichen Fehler wie im Jahre 1914 begehen? Wir haben keinerlei Interesse daran, diese Front zu erweitern, im Gegenteil. Wir werden alle unsere Kräfte auf die Punkte konzentrieren, wo es durchzubrechen gilt. Und es gibt keine Befestigung, die den technischen Mitteln, über die wir verfügen, standhalten könnte. Die Maginotlinie wird ganz gewiss das Gesicht des Krieges nicht verändern!

Ich beabsichtige, das Deutsche Reich bis zu seinen natürlichen Grenzen auszudehnen, und nicht weiter. Wenn ich Böhmen besetzt habe, so nicht, weil ich meine Freude an Eroberungen habe, sondern um nicht im Innern des deutschen Raums, eingewachsen in den Körper des Reichs, einen fremden und feindlichen ‚Dorn‘ zu belassen.»

Hier begriff der Führer, dass er sich genauer erklären müsste. Die Angelegenheit mit der Tschechoslowakei hatte entschieden eine schlechte Presse – und die Theorie von den «Grenzen» genügte keineswegs, um die Gemüter zu beschwichtigen. Die guten Absichten waren in einem solchen Grade von den Tatsachen widerlegt worden, dass es zusätzlicher Argumente bedurfte, um das «Recht» auf seiner Seite zu behalten. Hitler schickte sich an, die Sache des Stärkeren mit den Spitzfindigkeiten eines durchtriebenen Advokaten zu verteidigen. Ich war erstaunt über seine Erbitterung. Ohne Zweifel hatte er bemerkt, dass die stereotype Antwort, die seine Botschafter den Anklagen der fremden Staatskanzleien entgegenzusetzen Order hatten – dass nämlich Böhmen selbst durch den Mund seines Präsidenten verlangt hatte, dem Reich eingegliedert zu werden – dass diese aller Wahrscheinlichkeit hohnsprechende Antwort nur geeignet war, die Unruhe, die durch die Besetzung Prags in Europa entstanden war, noch zu verschärfen. Es galt, um jeden Preis die Offensive der Zeitungen, der Presseagenturen und der Rundfunkstationen des Auslands zurückzuschlagen, und sei es nur aus dem einen Grunde, um der deutschen Propaganda ihre Initiative, ihre Handlungsfreiheit und den

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

freien Gebrauch des glänzenden «ethnischen» Arguments zu bewahren, das sie in der Danziger Frage geltend zu machen beabsichtigte. Denn die ärgerliche Reaktion der öffentlichen Meinung Europas durfte nicht die Verwirklichung eines Programms hemmen, das noch längst nicht erschöpft war. Wenn Hitler es für richtig hielt, sich zu verteidigen, und zwar mit seinem ganzen Eifer, so geschah das, um besser angreifen zu können.

«Ich hatte niemals Lust, das versichere ich Ihnen, Tschechen zu annektieren. Mein einziger Gedanke war, die vier Millionen Deutscher zu befreien, die sich in Böhmen in einer unerträglichen Lage befanden. Aber dieses Problem hat sofort die Frage der anderen Nationalitäten ins Rollen gebracht; Ungarn, Polen und Slowaken haben ihre Rechte gefordert. Und ich war gezwungen, eine Frage, die in München nur teilweise geregelt worden war, in ihrem Gesamtzusammenhang neu zu prüfen.

Sie erinnern sich, dass Ungarn und die Tschechoslowakei an uns appellierten, damit wir durch Schiedsspruch ihre neuen Grenzen bestimmten. Die Westmächte sind nicht angerufen worden, denn sie hatten in diesem Raum nichts zu suchen, in dem die Rolle, den Frieden aufrechtzuerhalten, ausschliesslich uns zufällt. Das Reich und Italien haben den Schiedsspruch von Wien gefällt; weder Frankreich noch England haben gegen diesen Akt protestiert, obwohl er formell von den Münchener Abmachungen abwich. Wie hätten sie auch protestieren können? Deutschland und Italien waren von den Interessierten selbst angerufen worden, die sich an sie und nur an sie wenden wollten.

Aber der Wiener Schiedsspruch setzte den Forderungen der Nachbarstaaten kein Ende. Ihr Rumänen kennt besser als irgendjemand anders die Hartnäckigkeit, mit der Ungarn und Polen sich Karpathorusland teilen wollten, um eine gemeinsame Grenze zu haben. Sie haben sich diesem Projekt widersetzt. Wir waren gleichfalls dagegen. Aber ich wollte nicht in einer undankbaren Rolle verharren und gab schliesslich den hartnäckigen Wünschen der Ungarn nach .... Da in diesem Augenblick die Slowakei ihren Wunsch kundtat, ihre Unabhängigkeit zu gewinnen, begriff ich, dass nicht mehr die Rede davon sein könnte, einen Staat auf-

rechtzuerhalten, der von selbst zerfiel<sup>1)</sup>.» Ohne sich über die Bestürzung Rechenschaft zu geben, die durch solche Erklärungen hervorgerufen wurde, tat Hitler so, als sei er in seinen guten Absichten durch das Unverständnis seiner Gegner überrascht: «Warum wäre diese Lösung im Widerspruch zu den Münchener Abkommen gewesen? Was vermochten diese Abkommen gegen eine Zersetzung, die in der Natur der Dinge lag? Und mit welchem Recht erhob England Anspruch, zu intervenieren, um die natürliche und normale Entwicklung der Situation in Zentraleuropa zu hindern?»

Plötzlich wurde Hitlers Stimme schärfer, seine Sprechweise nervöser und abgehackter; er erhob sich aus seinem Sessel und sprach stehend weiter, wobei er auf und nieder ging. Der Monolog wurde zur Volksrede. Hitler hatte das Thema berührt, von dem er besessen war: den Widerstand Englands.

«Die Engländer wollen nicht begreifen. Statt sich mit uns zu verständigen, wie ich es ihnen so oft vorgeschlagen habe, versteifen sie sich darauf, uns in den Weg zu treten und Streit mit uns zu suchen. Sie akzeptieren unsere politische Macht nicht. Sie widersetzen sich unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Überall suchen sie Bundesgenossen gegen uns. Sie untergraben unseren Einfluss und errichten illusorische Barrieren gegen uns; sie nähren einen Feldzug des Hasses und bereiten einen allgemeinen Krieg vor, für den sie die Verantwortung schon jetzt auf uns abwälzen wollen. Was werfen sie uns vor? Wir wollen nichts anderes als das, was uns zusteht. Wir wollen unsere Kolonien, die wir brauchen; wir brauchen sie für unsere Wirtschaft und für unser Gefühl von Grösse und Ehre. Wir wollen, dass England, dessen Empire wir respektieren, seinerseits unsere Einflussphäre und den Raum respektiert, der für uns lebenswichtig ist.»

Hier enthüllte der Redner, von seiner Beredsamkeit mitgerissen, den tiefsten Grund seiner Gedanken. Deutschland, das bei der Teilung der Welt zu spät gekommen war und sich nicht mit dem Teil begnügen

<sup>1)</sup> Diese Version, die den Nachbarstaaten und besonders Ungarn die Initiative zur Zerstückelung der Tschechoslowakei zuschrieb, wurde von Hitler in seiner Rede vom 28. April 1939 preisgegeben.

wollte, den Gott für den Poeten aufbewahrt hatte, erstrebte eine neue Verteilung der Güter der Welt. Diesen Gedanken, der seine innersten Bestrebungen und auch seinen Machthunger in sich barg, hatte Hitler den Engländern gegenüber zum Ausdruck gebracht, indem er ihnen die gleiche Frage stellte, die seinerzeit Kaiser Wilhelm an Joseph Chamberlain und König Eduard gerichtet hatte: «Wollt Ihr die Welt mit uns teilen?» Und wieder hatten die Engländer mit «Nein» geantwortet.

Dieses hartnäckige und unversöhnliche *Nein*, das Hitler jedes Mal zu hören glaubte, wenn er das Bild des «perfiden Albion» vor sich sah, erfüllte ihn mit einer «heroischen und heiligen» Wut. Sein Aussehen und sein Gesichtsausdruck waren verändert: seine Stimme grollte drohend, und in seinen Augen funkelte es befremdend. Der Zorn begann seine Seele zu befreien: sie entwich dem Zwang der *Begrenzungen*, die sie sich vorübergehend auferlegt hatte, und wurde wieder so, wie sie in Wahrheit war, heftig und unbezähmbar. Nährte sie nicht die kühnsten Projekte, die geeignet waren, ihm mit Hilfe politischer Kombinationen, die sich boten, bald das exotische Gebiet der alten Kolonien, bald den Raum im Osten bis zu den Grenzen des Kuban und des Kaukasus, bald die fruchtbaren Landstriche Afrikas zu eröffnen? Es schien, als hätte der Führer diese berühmten Begrenzungen, mit denen sich seine Bescheidenheit brüstete, nur dazu um sich herum errichtet, um sich besser auf sie stützen zu können, wenn er seine Kräfte zusammenballte, um auf einen Punkt losschlagen zu können. Er hatte sich Oesterreich gegenüber «begrenzt», als seine Armeen ins Rheinland eindrangten; er hatte Prag Zusage gegeben, als er Oesterreich annektierte; er hatte eingewilligt, die Grenzen Böhmens zu garantieren, als er ihm das Sudetengebiet entriß. Als er dann die Tschechoslowakei besetzte, überliess er Fetzen dieses Landes den Nachbarn, wobei er wohl wusste, dass rasch die Reihe an Polen und Ungarn kommen würde. Aber der Punkt, an dem seine Politik, eingehüllt in tausend vorsichtige Worte, ihre hauptsächlichste Anstrengung machen sollte, um den entscheidenden Durchbruch zur begehrten «grossen» Welt zu vollziehen – das war England. Alle seine Gedanken liefen in diesem Kulminationspunkt seiner Eroberungspolitik zusammen. Seine Erfolge in Deutschland und in Mitteleuropa waren

nichts wert, und es würde ihm nicht möglich sein, die weltumspannenden Pläne des deutschen Volkes in einen universalen Rahmen zu spannen, wenn es ihm nicht gelang, eine letzte Auseinandersetzung mit England herbeizuführen – um seine Mitwirkung zu gewinnen, oder um seinen Widerstand niederzuschlagen.

Die einfache Erwähnung einer Auseinandersetzung mit England setzte sein Denken in Flammen; der Staatsmann verwandelte sich in einen Parteigänger, und die lange unterdrückte Phantasie versetzte ihn in Raserei. Sie warf die Grenzsteine über den Haufen, erstreckte sich auf ungeheure Einflusszonen, erfüllte einen Lebensraum, verlor sich ins Unendliche ....

«Nun gut, wenn England den Krieg will, soll es ihn haben. Aber das wird kein leichter Krieg sein, wie es sich ihn vorstellt, noch ein Krieg auf alte Art. England wird nicht mehr die ganze Welt auf seiner Seite haben; mindestens die Hälfte der Welt wird mit uns sein. Und es wird ein Zerstörungskrieg werden, wie keine Phantasie ihn sich ausmalen kann. Wie könnte übrigens England sich einbilden, einen modernen Krieg zu führen, da es nicht einmal fähig ist, an irgendeiner Front zwei bewaffnete Divisionen aufzustellen?

Was uns betrifft, so hat uns unser Unglück zu etwas gedient. Wir werden mit anderen Waffen kämpfen als 1914. Wir werden ohne Schonung und rücksichtslos kämpfen, bis zum Ende. Noch nie waren wir so mächtig wie heute. Mit der unbesiegbaren Kraft unserer Armeen verbindet sich das Genie unserer Techniker, unserer Ingenieure und unserer Chemiker. Die Welt wird staunen über unsere Mittel und Erfindungen. Auf was rechnen sie denn, um uns standhalten zu können? Auf ihre Luftwaffe? Vielleicht wird es ihnen gelingen, einige Städte zu bombardieren, aber wie könnten sie sich mit uns messen? Unsere Luftwaffe ist die erste der Welt, und keine feindliche Stadt wird stehen bleiben!»

Plötzlich unterbrach Hitler seine erschreckenden Prophezeiungen, um sich mit ruhigerer und gemessenerer Stimme zu fragen: «Und wozu dieses unvorstellbare Morden? Am Ende werden wir alle, Sieger und Besiegte, unter den gleichen Trümmern liegen, und nur einem wird es nützen, dem da von Moskau.» Als wolle er von vornherein eine solche

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Verantwortung von sich abschütteln, fügte der Führer mit schmerzlichem Ausdruck hinzu: «Und sich vorzustellen, dass gerade ich gezwungen bin, einen solchen Konflikt ins Auge zu fassen – ich, dem man in Deutschland vorwirft, ein unbelehrbarer Bewunderer des britischen Empires zu sein, ich, der ich so oft versucht habe, zwischen dem Reich und England eine dauerhafte Verständigung zustande zu bringen, eine Verständigung, die ich noch heute für die Verteidigung der europäischen Kultur als notwendig erachte! Und an allem ist nur die Einsichtslosigkeit und die hartnäckige Verblendung der Führer Grossbritanniens schuld!»

Mit diesen Worten eines Enttäuschten, die aber doch noch so etwas wie einen Hoffnungsschimmer enthielten, schloss der Kanzler die sehr lange Audienz, die er mir gewährt hatte.

Als ich die Reichskanzlei verliess, sann ich über die Worte nach, die ich gehört hatte. Ich versuchte, eine Scheidung herbeizuführen zwischen denen, die man vergessen konnte (so verlockend es gewesen wäre, sie alle im Wortlaut zu behalten!) und jenen, die es im Gedächtnis zu bewahren galt. Wenn Hitler bekräftigte, dass er Belgien und Holland niemals angreifen werde, wenn er in feierlicher Form erklärte, er werde die ungarischen Forderungen gegen Rumänien auf keine Weise unterstützen, wenn er schliesslich verstehen liess, dass jedes Abkommen mit Moskau ein Attentat gegen Europa bedeute, so schien seine Doppelzüngigkeit nicht in Zweifel zu stehen. Die Drohungen, die er gegen Polen ausgestossen hatte, schienen mir mehr Wahrheit zu enthalten. Hitler war fest entschlossen, nicht auf das «so grossherzige» Angebot zurückzukommen, das er Beck gemacht hatte. Er brauchte Danzig – und vielleicht noch viel mehr. Die Erklärungen des polnischen Ministers interessierten ihn nicht. Beck aber hatte mir gesagt, wenn das Reich an Danzig rühre, so bedeute das den Krieg. Nachdem ich beide Seiten gehört hatte, glaubte ich den Schluss ziehen zu können, dass die polnischen Angelegenheiten sich im ungünstigsten Licht darstellten. Der Krieg um Danzig stand am Horizont. Würde uns noch ein Aufschub gegeben sein? Ich hatte den Eindruck, dass Hitler den Zeitpunkt seiner Intervention noch nicht bestimmt

## EUROPAS LETZTE TAGE

hatte. Er suchte das geeignete Mittel, um Polen zu isolieren. Sein Wunsch war, den allgemeinen Krieg zu vermeiden. Nicht dass er vor ihm zurückgeschreckt wäre, wenn er ihn für unvermeidlich gehalten hätte. Er wusste sich militärisch besser gerüstet als seine Gegner. Das Bild, das er so treffend vom Krieg der Zukunft entworfen hatte, war nicht geeignet, ihm Einhalt zu gebieten. Das war eine Warnung, die er «den Anderen» erteilte, denn auf die Anderen würde die geschichtliche Verantwortung fallen; er fühlte sich nur seinem Volk gegenüber verantwortlich, dessen hohe Bestimmung zu verwirklichen er sich verpflichtet hatte. Eine solche Mission erhob ihn über alle Urteile und alle Risiken.

Aber ihn plagte der Wunsch, anders vorzugehen als seine Vorgänger. Er wollte nicht die ganze Welt gegen sich haben. Mindestens die Hälfte der Welt musste auf seiner Seite stehen. Und er schien eine schwache Hoffnung bewahrt zu haben – bevor er anderswo suchte! – diese Hälfte könnte sich bis zu der Nation erstrecken, zu der ihn seine angeblichen Sympathien immer getrieben hatten: England. Vielleicht war es noch möglich, in London eine Bewegung für ein «Verständnis» hervorzurufen, das ihm in Bezug auf Danzig oder jede andere Frage eine grosszügige Regelung durch Abmachungen gestattet hätte. Man hätte dann im Weltmassstab versuchen können, was in dem engeren Rahmen von München gescheitert war: eine Verteilung der Einflusszonen. Die abwechselnd drohenden und hinterlistigen Worte, die Hitler vor mir zum Thema England ausgesprochen hatte, schienen einen solchen Gedankengang zu enthalten. Es war klar, dass das Land, auf das sich dieses eigennützige Denken richtete, das Land, dessen Hitler bedurfte, um mit ihm die Welt in gleiche Teile zu teilen – es war klar, dass dieses Land keine Realität war; es existierte nur in der Phantasie des Führers. England, wie es wirklich war, rechtfertigte solche Illusionen in keiner Weise. England hatte seine Politik auf eine Ordnung gegründet, in der das Gleichgewicht herrschte, und auf die Gemeinschaft eines Empire, das durch allgemeine Übereinstimmung zusammengehalten wurde – wie hätte dieses England etwas begünstigen können, das mit Gewalt die Ordnung, das Gleichgewicht, das Recht der Nationen umwälzen und die Grundlagen erschüttern musste, auf denen die Kultur, die Grösse, die Existenz des englischen



## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

Volkes ruhten? So musste Hitler durch seinen «Traum» immer weiter in die Katastrophe hineingerissen werden.

Indessen war es nicht ohne Interesse zu bemerken, dass, als alles schon ausgemacht schien, da Beck entschlossen war, Danzig zu verteidigen, und Hitler entschlossen war, die Stadt zu nehmen – der polnische Aussenminister sich Deutschland zuwandte, während der Reichskanzler auf England blickte: alle beide in der gleichen Hoffnung, ein rettendes Zeichen des Verständnisses wahrzunehmen.

Der eine wie der andere schienen sich auf den guten Willen anderer zu verlassen, um das Unheil zu beschwören. Aber das Deutschland Hitlers konnte aus Prinzip auf keinen Punkt seines Programms verzichten. Es hatte eine Bewegung begonnen, die niemand auf halten konnte: der Welt kam es zu, zurückzuweichen. Die falsche Hoffnung, man könnte die Auffassungen von der Freiheit bei den Engländern umbiegen, war übrigens nur der verhängnisvolle Schlusspunkt einer langen Kette irriger Überlegungen. Hitler bediente sich einer blendenden Dialektik, um die anderen und ohne Zweifel sich selbst zu täuschen; seine absichtlich gemässigten Worte klangen wie das regelmässige Ticken des Uhrwerks im Innern einer Höllenmaschine.

Er hatte sich die Rolle eines Reformators zugeschrieben. Er wollte eine Neue Ordnung schaffen, in der die alten Werte ihres inneren Sinnes beraubt gewesen wären: Europa seiner historischen Funktion; die Welt ihres Gleichgewichtes; das Recht des Begriffs der Gerechtigkeit; die Moral des Gefühls der Barmherzigkeit; die Religion des Daseins Gottes. Er glaubte, einen solchen Plan verwirklichen zu können, wenn er «bescheiden» vorgehe – in Etappen. Die Herrenrasse würde dann die Erde und den Himmel mit deutschen Menschen und deutschen Göttern bevölkern können.

Es war klar, dass all dies nur schlecht enden konnte. Ein unmögliches Streben nach schwerster Ungerechtigkeit hatte den Geist Hitlers ergriffen und weihte ihn der Katastrophe. Diese Katastrophe drohte sich umso weiter auszudehnen und umso allgemeiner zu werden, als die Kräfte, die sich dem Übel des deutschen Volkes entgegenstellen konnten, noch zersplittert und unvorbereitet waren.

## EUROPAS LETZTE TAGE

Das war der entscheidende Eindruck, den mir der Besuch in der Reichskanzlei hinterliess. Es war nur zu sehr zu fürchten, dass diese von ihren Zielen besessene, vor Erregung bebende Erscheinung, in der jeder Mensch mit gesundem Menschenverstand den Besiegten der Zukunft sah, vorher gegen eine fahrlässige und unvorbereitete Welt eine ganze Reihe schrecklicher Siege davontragen würde.

\* \* \*

Mein offizieller Besuch hatte am Abend des 19. April sein Ende gefunden. Alles war ohne den geringsten Zwischenfall abgelaufen; ich war darüber sehr erleichtert.

Aber es erwartete mich noch eine Prüfung.

Ich hatte meine Abreise auf den nächsten Tag angesetzt. Der nächste Tag aber war der 20. April, Hitlers Geburtstag. Ganz Deutschland feierte mit Hingabe und Begeisterung die fünfzig Jahre seines Führers. Eine grosse Militärparade sollte stattfinden.

Ribbentrop hatte gewünscht, dass ich an diesem Festtag sein offizieller Gast wäre. In diesem Sinne war mir seinerzeit die Einladung in Bukarest übermittelt worden. Ich hatte diesen Teil der Einladung abgelehnt, da ich Wert darauf legte, meinem Besuch einen streng diplomatischen Charakter zu geben; nur das deutsche Volk konnte in diesem Jahre 1939 Gründe haben, Hitler zu feiern. Man hatte nicht insistiert, und das endgültige Programm hatte meinem Willen Rechnung getragen.

Als ich aber in der Reichshauptstadt war, wurde ich der Gegenstand dringenderer Demarchen. Zuerst Herr von Ribbentrop, dann Marschall Göring drängten mich nachdrücklich, dem militärischen Vorbeimarsch beizuwohnen. Ich erwiderte, dass ich es privat tun könne, da meine offizielle Mission am Abend des 19. April zu Ende ginge. Es wurde vereinbart, dass ich mich auf die Diplomatentribüne begeben würde, nur in Begleitung des rumänischen Gesandten in Berlin. Aber die Leitung des Protokolls bereitete mir in letzter Stunde eine Überraschung.

Als ich mich am Morgen des 20. April gerade vorbereitete, mich in die rumänische Gesandtschaft zu begeben, hörte ich in einem Nachbarraum laute Stimmen: der rumänische Chef vom Protokoll, mein Freund Geor-

## HITLER TRIFFT SEINE VORBEREITUNGEN

ges Crutzescu, setzte sich mit Herrn Fabricius, dem deutschen Botschafter in Rumänien, und einem Vertreter der Wilhelmstrasse auseinander. Die beiden Deutschen schienen etwas zu vertreten, was Georges Crutzescu leidenschaftlich zurückwies. Ich erfuhr, dass vor der Tür des Hotels zwei offene Automobile warteten; ich sollte mich beeilen, um an der Seite zweier anderer Ehrengäste in dem Zug zu erscheinen, der sich zur grossen Tribüne des Führers begab. Ich protestierte meinerseits, indem ich an die früheren Abmachungen erinnerte; keiner meiner Gesprächspartner liess sich beeinflussen: sie hatten formelle Order, sich meiner Person zu bemächtigen und mich in der Gruppe «der Ehrengäste» an den Zeremonien teilnehmen zu lassen. Ich fragte, wer diese Gäste wären, mit denen ich die Ehre teilen sollte, in der Loge des Kanzlers empfangen zu werden. Zögernd erwiderte man mir, es wären dies Hacha (der «Präsident» dessen, was von der Tschechoslowakei übriggeblieben war) und Monsignore Tiso (der Chef der «unabhängigen» slowakischen Republik). Ich zerbarst vor Wut und erklärte, dass ich nicht den geringsten Wert auf ein solches Übermass von Ehre lege. Nichts half; die höfliche, aber unerbittliche Umklammerung legte sich um mich: die Stunde drängte, es galt abzusteigen. Ein glücklicher Einfall rettete mich. Ich litt zu dieser Zeit an den Folgen eines Leberleidens, das mich zwang, bei den Mahlzeiten eine Diät zu berücksichtigen, die alle meine Gastgeber kannten. Es gab kein anderes Mittel, den Skandal zu vermeiden, als einen Anfall dieses Leberleidens zu spielen. Ich spielte ihn mit angemessenem Aufschrei; dann warf ich unter den bestürzten Blicken der beiden deutschen Diplomaten meine Jacke, den Kragen, die Schuhe und das Übrige ab und legte mich in mein Bett, umgeben von der besorgten Pflege meiner Sekretäre, die sofort die Bedeutung dieser «Krise» begriffen hatten.

Die Herren vom Protokoll hatten die Partie verloren. Aber sie zürnten mir deshalb nicht. Nach einer Reihe von Telefongesprächen erschien Herr Fabricius wieder, um mir lächelnd mitzuteilen, «wenn die Krise vielleicht vorübergehen sollte, könnte ich an der Parade teilnehmen, wie ich es beabsichtigte». Ich kleidete mich bald wieder an und begab mich in Begleitung von Georges und Radu Crutzescu auf die Diplomatentribüne.

## EUROPAS LETZTE TAGE

Von dort aus wohnte ich nun der berühmten Truppenschau bei, die der Welt die noch nicht vermuteten Kräfte der entsetzlichen deutschen Kriegsmaschine enthüllen sollte. Sechs Stunden lang zogen in ununterbrochener Folge die motorisierten Truppen des Reichs mit ihren Panzerwagen, Mörsern, Haubitzen und Riesengeschützen vorbei – ein grandioses Schauspiel, das unter einem blauen Frühlingshimmel munter mit fröhlichen Fanfaren klängen begann; dann zog es sich Stunden hindurch in einem zermürbenden Geratter von Eisen in die Länge; schliesslich wurde es vor den mit zerbrochenen Nerven erschöpften Zuschauern zu einer ewigen Höllenvision, zu einem schweren Alpdruck, der kein Ende nehmen wollte.

Ein Alpdruck von sechs Stunden – ein beängstigendes Vorspiel zu dem Drama der sechs Jahre, das folgen sollte.

Hitler, unbeweglich dastehend, liess die ungeheure Armee auf ihrem Marsch nicht aus den Augen. Es war, als hätte er ihr das Wort gegeben, um durch sie – sein letztes und unwiderlegbares Argument – die Welt ganz begreifen zu lassen.

Weithin sichtbar, zu Füssen der Führertribüne, sah man in einer kleinen Ehrenloge, wie in einem vergoldeten Käfig, die Herren Hacha und Tiso, die resigniert dem Triumph des «Führers» beiwohnten. An ihrer Seite bemerkte ich, mit einem leichten Schauer, den leer gebliebenen Sessel, der für mich bestimmt gewesen war.

## DIE FURCHT LEOPOLDS III.

*Die kleinen Staaten nach dem Münchener Abkommen. – Audienz bei dem König der Belgier. – Die Könige und das Problem der Sicherheit.*

In dem Zug, der mich nach Brüssel führte, resümierte ich in Gedanken die Eindrücke, die ich in Berlin empfangen hatte. Und ich setzte einen kurzen telegraphischen Bericht an die rumänische Regierung auf: «Nach den Unterredungen, die ich mit Hitler, Göring und von Ribbentrop gehabt habe, glaube ich, folgende Schlussfolgerungen ziehen zu können:

1. Die sogenannte ‚Einkreisungspolitik‘ beunruhigt und irritiert die deutschen Staatsmänner. Ihre Unzufriedenheit resultiert aus den Gesten, mit denen die Westmächte von Neuem ihre Anwesenheit in Osteuropa manifestiert haben, in dieser Region, in der das Reich seit dem Münchener Abkommen allein zu bleiben beabsichtigt.

2. Die Erregung richtet sich besonders gegen England. Die Interventionen der Vereinigten Staaten (die man als ‚Aufreizungen zum Kriege‘ bezeichnet) ebenso wie die letzte Botschaft des Präsidenten Roosevelt werden der britischen Diplomatie zur Last gelegt. Frankreich wird geschont; man schreibt ihm eine zurückhaltendere Rolle zu.

3. Die Gereiztheit gegen England kann dazu führen, dass die Frage der Kolonien auf die Tagesordnung gesetzt wird. Die deutschen Staatsmänner scheinen davon überzeugt zu sein, dass die alten Kolonien eines Tages friedlich zum Reich zurückkehren werden.

4. Die Spannung zwischen Berlin und London kann zu einem Konflikt führen. Dennoch hat mir Hitler nicht seine Hoffnung verheimlicht,

noch zu einer friedlichen Verständigung mit England zu gelangen. Dazu wäre notwendig, ‚dass England begreift‘, das heisst, dass es die Vorherrschaft des Reichs auf dem Kontinent anerkennt und in eine Teilung der Welt in Einflusszonen einwilligt.

5. Die deutschen Staatsmänner haben von unserem Gesichtspunkt in Bezug auf die französisch-englischen Garantien Kenntnis genommen. ‚Ich verlasse mich auf Ihre Erklärungen‘, hat mir Hitler wörtlich erklärt, ‚dass diese Garantien friedlicher Natur und einseitig sind.‘ Aber die Haltung des Reichs uns gegenüber könnte sich ändern, und die Unterstützung, die es Ungarn gewähren würde, würde infolgedessen verstärkt werden, wenn wir versuchten, diese Garantien in zweiseitige Pakte umzugestalten, oder wenn wir uns um den Beistand Russlands bemühten.

6. Solange wir bei unserer gegenwärtigen Haltung bleiben, werden wir auch weiterhin Munition und Waffen aus den böhmischen Fabriken erhalten können, die sich jetzt auf deutschem Gebiet befinden<sup>1)</sup>.

7. Diese Tatsachen werden es mir ermöglichen, im Verlauf meiner Besuche in London und Paris unseren westlichen Freunden die Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, auf die unsere Sicherheitspolitik stösst. Ich werde stark unterstreichen, dass wir die Anwesenheit der Engländer und Franzosen in Osteuropa für absolut notwendig erachten; denn es wäre ein gefährlicher Fehler, in diesem Teil Europas einen einzigen Schiedsrichter, der zwangsmässig zum Herrscher werden müsste, walten zu lassen. Ich werde andererseits zeigen, dass es unklug wäre, uns an neuen Abmachungen teilnehmen zu lassen, denn das würde uns direkten und unmittelbaren Gefahren aussetzen und den Frieden gefährden statt ihn zu festigen.»

Ich gebe den Wortlaut dieses Berichtes nicht deshalb wieder, um eine nachträgliche Rechtfertigung zu suchen, sondern vielmehr, um so exakt

<sup>1)</sup> Die Tschechoslowakei war der wesentliche Waffenlieferant der Länder Südosteuropas gewesen. Im Augenblick der Besetzung Böhmens durch die deutschen Armeen waren die im Gange befindlichen Lieferungen angehalten worden. Es war unmöglich, das Rüstungsprogramm Rumäniens ohne die Zustimmung des Reichs zu verwirklichen.



*... ‚Auch ich fürchte‘, sagte mir Lord Halifax, ‚dass die Zugeständnisse, in die Beck einwilligen würde, Hitler nicht genügen werden‘ ... (Kapitel IV. 129.)*

wie möglich in die Erinnerung zu rufen, in welchen Schwierigkeiten sich die kleinen Länder angesichts des drohenden allgemeinen Zusammenstosses befanden. Das Abkommen von München war, im Geist gewisser westlicher Staatsmänner, ein Kompromiss gewesen, das geschlossen wurde, um Zeit zu gewinnen. Nach ihrer Ansicht war es notwendig, England und Frankreich zu ermöglichen, den Vorsprung einzuholen, den das Reich auf dem Gebiet der Rüstungen erzielt hatte. Diese Überlegung liess sich unter militärischen Gesichtspunkten verteidigen. Auf politischem Gebiet war es hingegen Hitler, der durch München Zeit gewann, denn das Sicherheitssystem, das kleine und grosse Staaten in einer Gemeinschaft zusammenfasste – es war gewiss unvollkommen, aber doch der Vervollkommnung fähig gewesen – war dort vollständig niedergerissen worden. Die Bande zwischen den Westmächten und den Donau- und Balkanstaaten lockerten sich; gewisse regionale Gruppierungen verschwanden; das Vertrauen ging zugrunde; gekränkt und voller Misstrauen entzog die Sowjetunion der Beistandspolitik ihre mächtige Hilfe. Das Reich nutzte die allgemeine Verwirrung aus, um seine Positionen zu festigen; während mehrerer Monate betätigte es sich, ohne auf irgend einen Widerstand zu stossen, indem es zwischen den einen Schiedsprüche fällte, die anderen bedrohte, gewisse Umtriebe schürte und gewisse Oppositionen unterdrückte; der Westen reagierte nicht mehr. Als Chamberlain am 20. März 1939 – fünf Tage nach der Besetzung Prags - den Gedanken einer neuen Sicherheitsorganisation aufgriff, hatte Deutschland einen solchen Vorsprung in den Ereignissen, dass alle Positionen verändert waren: jetzt war es nicht mehr Hitler, der sich aggressiv gegen den europäischen Frieden erhob, sondern die allgemeine Sicherheit, die sich gegen Hitler zu reorganisieren versuchte. Auf den Trümmern der Genfer Ideologie und des Völkerbundes hatte sich das Dritte Reich in defensiven Positionen festgesetzt; es betrachtete jeden Akt kontinentaler Solidarität, der sich ausserhalb seiner selbst vollzog, als eine aggressive Geste, einen Versuch zur «Einkreisung», eine «Aufreizung zum Krieg», eine unerträgliche Provokation. Diese absurden Bezeichnungen nahmen unter dem Druck der deutschen Stärke merkwürdig feste Formen an. Sie drückten eine jener politischen «Wahr-



heiten» aus, die während einiger Jahre auf der Welt lasten sollten. Und schon übten sie ihren Einfluss auf die angrenzenden Völker aus, die nur noch mit Gewissensbissen für ihre Sicherheit Sorge zu tragen wagten. Den Frieden zu wollen, bedeutete in diesen Zeiten: Gefahr laufen, den deutschen Reichskanzler zu beleidigen. Als daher Präsident Roosevelt auf die grosse Beunruhigung hingewiesen hatte, welche die Welt erfüllte, und als darauf Hitler in beleidigtem und drohendem Ton fragte, welches der kleinen Länder sich durch ihn bedroht fühle, herrschte ein tiefes Schweigen von einem Ende Europas bis zum anderen.

Diese Vorsicht hatte nichts Heroisches an sich; aber sie war durch die Ereignisse bestimmt. Es war für die kleinen Staaten unmöglich, offen an der «Friedensoffensive» teilzunehmen, bevor zwischen den Grossmächten ein präzises Abkommen verwirklicht war. Die Reaktion Deutschlands hätte sich unmittelbar gegen die schwächsten Punkte gerichtet. Das Beispiel der Tschechoslowakei hatte bewiesen, wie gefährlich es für ein kleines Land war, sich ohne wirksame Unterstützung dem Zorn des Reichs auszusetzen.

München hatte noch andere Folgen gehabt. Die kleinen Staaten waren nun gezwungen, sich direkt an Deutschland zu wenden, um gewisse Garantien zu erhalten, die das internationale System ihnen nicht mehr zu geben vermochte. Das Reich war zu diesen Erklärungen bereit, aber es bewilligte die Garantien nur im Austausch gegen neue Verpflichtungen. Es forderte, dass die Länder, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen, auf jede «Einkreisungspolitik» und auf jede Annäherung an Russland verzichteten.

Für die Länder, die – oft unter Billigung der Westmächte – gezwungen waren, solche Garantien zu suchen, war die Rückkehr zum kollektiven Beistandssystem voller Hindernisse. Denn das kam der Verletzung der dem Reich gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gleich und konnte automatisch Sanktionen seitens der deutschen Regierung hervorrufen.

Die Wahrheit ist, dass nach München *das Gefühl der Legitimität*, das mit der Politik der kollektiven Sicherheit verknüpft gewesen war, nicht mehr bestand. Die deutsche «dynamische Politik» war in die Ordnung der Dinge eingedrungen; sie hatte in Europa Niederlassungsrecht er-

### DIE FURCHT LEOPOLDS III.

worben, und die neue Ordnung rechtfertigte es nicht mehr, sich um die Sicherheit in anderen Gegenden auch nur die geringste Sorge zu machen. Wollte man von Neuem ein System allgemeiner Sicherheit errichten, so musste man eine neue Legitimität schaffen. Aber die Deutschen wideretzten sich unter Ausnutzung der Positionen, die sie sich erobert hatten, jeder «Veränderung»; um zu einer ausgedehnteren Organisation zu gelangen, musste man also unter dem Feuer des Gegners in offenem Gelände vorrücken. Das war ein Risiko, das die schwächeren Staaten keineswegs eingehen konnten. So zappelten sie alle in einem tragischen Dilemma: sollten sie den Zorn Deutschlands auf sich ziehen, indem sie sich den Anstrengungen der Grossmächte zur Wiederherstellung eines ausgedehnten Netzes von Sicherheitsfakten anschlossen – oder sollten sie ihre Sicherheit in der Isolierung suchen und allein bleiben, Auge in Auge mit dem Reich Hitlers?

Ich sollte in Brüssel diese Besorgnisse antreffen, die auch die Sorgen meines Landes waren. Niemand empfand sie mit stärkerer Einfühlung als König Leopold. Seine politische Intuition rief in ihm einen Zustand fast schmerzlicher Hellsichtigkeit hervor, der manchmal seinen Willen lähmte; sie enthüllte ihm die Gefahren, die die kleinen Nationen liefen, und belehrte ihn im Voraus über die Unsicherheit der Politik der Westmächte und über die gefährlichen Reaktionen der totalitären Staaten.

Der König empfing mich sehr früh am Morgen, eine Stunde nach meiner Ankunft in Brüssel. Er sass an seinem Arbeitstisch, der mit Zeitungen und Akten bedeckt war. Dieser Anblick war mir vertraut; ich hatte in Bukarest einen gleichermassen fleissigen Souverän zurückgelassen, der ebenfalls seine Minister in den ersten Morgenstunden empfing. Ich konnte mich nicht enthalten, darüber eine Bemerkung zu machen, als ich König Leopold die Grüsse von König Carol überbrachte. Der Monarch lächelte und erkundigte sich nach den Eindrücken, die ich aus Berlin mitbrachte. Er hatte einen klaren Blick, ausserordentlich angenehme, schüchterne und ernste Mienen und glich einem blonden jungen Erzengel, den die Launen des Schicksals an eine Verwaltungsarbeit ge-

fesselt hatten. Er besass jedoch, trotz gelegentlichem Zögern beim Sprechen, ein persönliches Urteil und bestimmte Ideen. Er hatte früher als mancher andere das erste Grollen des Donners wahrgenommen, das ein Gewitter ankündigt, und als guter Hirte hatte er nur den einen Gedanken, wie er seine Herde in Sicherheit bringen könnte. Ach, es war klar, dass er sich Illusionen machte, wenn er glaubte, allein der Sintflut entgegen zu können, die die Welt bedrohte. Ich hatte gewiss keine Lust, eine solche Illusion noch in ihm zu festigen; trotzdem war ich gezwungen, ihm die Bemerkungen mitzuteilen, die Hitler zu mir über sein Land gemacht hatte: «Niemals werde ich Belgien oder Holland angreifen . . . ich habe die Absicht, die Grenzen dieser Länder zu respektieren . . . Man unterstellt mir den absurden Plan, im Fall eines Krieges die Front auf ihre Kosten ausdehnen zu wollen. Warum sollten wir die gleichen Fehler wie im Jahre 1914 begehen?» König Leopold hörte mir voller Interesse zu; ein Hoffnungsschimmer tauchte in seinem beunruhigten Blick auf. Er liess mich die beruhigenden Worte des deutschen Kanzlers mehrfach wiederholen; er hatte nur den einen Wunsch, daran glauben zu können. Die Versicherungen Hitlers entsprachen im Grunde gewissen Tendenzen, die sich in der Politik des Königs zeigten. Leopold III. war versucht zu glauben, dass er das Schlimmste vermeiden könne, wenn er eine «kluge» und «unabhängige» Politik verfolge. Das Schlimmste war für ihn die rasche Invasion und die lange Besetzung, die Wiederholung der düsteren Tragödie, der Belgien ein Vierteljahr hundert zuvor zum Opfer gefallen war. Der König wurde von der Erinnerung an den letzten Krieg verfolgt; die Freude über den Sieg hatte in seinem Gedächtnis nicht das Bild des Vaterlandes auslöschen können, das von einer nach Westen marschierenden Armee mit Füßen getreten wurde; *um keinen Preis* durfte sich ein solches Unglück wiederholen. Um alle Chancen auf seine Seite zu bringen, dachte der König, durch eine weit-sichtige Politik die schweren Mängel der geographischen Situation ausgleichen zu können. Das Gebiet Belgiens musste auf hören, in den Vorstellungen seiner Nachbarn ein Durchmarschgebiet zu sein. Infolgedessen musste man sich hüten, sich durch eine Koalition oder ein Bündnis mit den bedrohten Gebieten der Nachbarn im Westen politisch zu ver-

binden. Ihn beherrschte der Gedanke, dass eine Koalition, selbst wenn sie eines Tages den Sieg davontragen sollte, auf keinen Fall rechtzeitig wirksame Hilfe herbeiführen könnte. Voller Angst sprach er zu mir von dem Fehlen militärischer Vorbereitung in England, und er verbarg nicht seine Furcht, dass unter den gegenwärtigen Umständen die von England einem kleinen Lande versprochene Hilfe dieses mehr in Gefahr bringen als schützen könnte.

In diesem Zusammenhang fragte mich der König, was Rumänien von den englisch-französischen Garantien erwarte? Ich gab ihm die umfassendsten Erklärungen: ich sprach zu ihm von unserer Furcht, allein zu bleiben Auge in Auge mit dem Reich, von unserem Wunsch, die Westmächte von Neuem ihre Anwesenheit in Osteuropa bekunden zu sehen, von unserer festen Hoffnung, dass sich England angesichts des Ernstes der internationalen Krise anstrengen werde, die verlorene Zeit einzuholen. Ich erklärte König Leopold, dass wir seinen Gesichtspunkt verständen, was die Notwendigkeit beträfe, uns eine zurückhaltende und vorsichtige Politik aufzuerlegen; wie er, wären auch wir entschlossen, niemanden durch fragwürdige Bündnisse zu provozieren. Aber das war eine Frage der Methode und nicht des Prinzips. Europa konnte nicht durch ein ständiges Zurückweichen vor einer Macht, die niemanden schonte, gerettet werden. Das Heil der kleinen Staaten so gut wie das der grossen hing von der Möglichkeit ab, die eroberungslustigen Kräfte des Dritten Reichs in Schach zu halten; solange das Gleichgewicht nicht wiederhergestellt werden konnte – während dieser Zeit konnten besonders leicht Krisen ausbrechen und zum Kriege führen – durfte sich ein kleines Land gewiss nicht unnütz exponieren; sobald aber die Koalition der Staaten guten Willens wieder zu verwirklichen wäre, durfte ihr kein Staat, der seine Unabhängigkeit zu bewahren wünschte, seine Unterstützung verweigern.

Der König billigte meine Ansicht. Seine Sympathien galten den Westmächten. Aber er warf ihnen vor, dass sie Zeit verloren hatten, und zwar in solchem Masse, dass ihr Wiedererstarken mit der Vernichtung der kleinen Länder zusammenfallen konnte. Mochte es nun aus «Methode» oder aus «Prinzip» sein, so dachte er, es galt vor allem, vorsichtig zu sein.

Diese Vorsicht verbot ihm nicht, irgendetwas zu unternehmen. Um die drohende Gefahr zu beschwören, gab es andere Mittel als das, sich vorzeitig einer Aktion kollektiven Beistands anzuschliessen. Warum sollte man sich nicht unter «Kleinen» verständigen, um in gemeinsamer Übereinkunft gewisse Grundsätze aufzustellen, die geeignet waren, allen Völkern bei der Aufrechterhaltung des Friedens zu dienen? Der König dachte an die Ausarbeitung eines Plans kontinentaler wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Er hoffte – «wenn es noch Zeit wäre» – eine internationale Konferenz zusammenberufen zu können, auf welche die Gruppen der skandinavischen und baltischen Staaten, der Balkanstaaten und Belgien und Holland ihre Vertreter entsenden würden. Den nicht durch heftige Rivalitäten oder ideologische Leidenschaften gespaltenen Ländern fiel die Aufgabe zu, an das Gefühl der europäischen Solidarität zu appellieren, indem sie sich zu einer Gruppe zusammenfanden und ihre wirtschaftlichen Interessen aufeinander abstimmten. Der Friede konnte noch erhalten bleiben – zumindest wollte der König es hoffen – wenn man den Ambitionen, die die Unruhe erregten, «die uneigennützig Anstrengung und den einmütigen Protest der Völker, die den Krieg hassen», entgegenzustellen vermochte.

Als ich die Pläne des Königs der Belgier vernahm, dachte ich an den harten Blick und die zusammengekniffenen Lippen Ribbentrops; ich sah wieder Hitler vor mir, wie er, gleich einem Rasenden gestikulierend, hin und herlief; ich hörte in der Ferne den metallenen Lärm der endlosen Berliner Truppenschau grollen... Und ich dachte, dass Leopold III, mit oder ohne Vorsicht, grosse Mühe haben würde, sein Volk in Sicherheit zu bringen.

Der Fall des Königs Leopold stand nicht allein da in Europa. Es gab drei andere Monarchen, die, vor ähnliche Schwierigkeiten gestellt, auf die gleiche Art reagierten. Wenn der Geschichtsschreiber, der die grundlegenden Elemente der grossen europäischen Krise von 1939 studieren wird, zu den besonderen Tragödien der mittleren und kleinen Staaten gelangt, wird er in seinem Urteil vier Namen in eine gewisse Verbindung

### DIE FURCHT LEOPOLDS III.

bringen: Leopold von Belgien, Carol von Rumänien, Boris von Bulgarien und Paul, Regent von Jugoslawien.

Diese vier Fürsten, die in ihrem Wesen sehr verschieden waren, machten sich die gleiche Vorstellung von ihrer Mission als Staatschef. In noch jungendlichem Alter vom gleichen Schicksal getroffen, stemmten sie sich auf ähnliche Art gegen die Gefahr und setzten ihr die gleichen persönlichen Tendenzen entgegen: einen sehr betonten Hang zur «Unabhängigkeit», gewisse autoritäre Anwandlungen, ein Selbstvertrauen, das von dem Wunsch, richtig zu handeln, genährt wurde, und den grossen Schwung der Jugend.

König Boris (den ich nicht persönlich gekannt habe) galt als der Berechnendste von den Vieren. Er war geschickt und verstand es, die Menschen und die Institutionen seinem Willen zu beugen. Als einziger von diesen Monarchen band er sein Schicksal an das Hitlers.

Prinz Paul war kein Monarch von Beruf; er liebte die Künste mehr als die Politik. Die Sehnsucht nach den schönen Jahren, die er in England verlebt hatte, begleitete ihn in die drückende Atmosphäre der Sorgen einer Balkanregierung. Die Regentschaft war mit schweren Gewichten belastet: im Innern mussten feindliche Brüder versöhnt werden; nach aussen galt es, gegenüber unversöhnlichen Nachbarn eine Versöhnungspolitik zu betreiben. Er musste alle Eigenschaften eines geschickten Taktikers entwickeln.

König Carol besass gleichfalls Anlagen zum Manövrieren. Er fürchtete die multilateralen Abkommen, die seine Handlungsfreiheit hemmen würden, ohne ihm Sicherheit zu geben. Ihm war es lieber, dass die Gefahr nicht durch trügerische Formeln verhüllt wurde, damit man sie mit eigenen Mitteln vermeiden könne. Er verschmähte nicht das Risiko, aber er vertraute sich niemandem an, um das Schicksal zu meistern: er wollte den Staat lenken, wie er seine Wagen lenkte, in eigener Person am Steuer. Die Politik beschäftigte ihn leidenschaftlich bis in die geringsten Details hinein; er liebte die Macht, die Aktion und die Intrige. Für alles begabt ausser für den Beruf des konstitutionellen Königs, kam er nie dazu, zu herrschen, weil er unermüdlich regieren wollte; der Kampf reizte ihn, und sein Traum wäre es gewesen, die Macht, deren eigent-

licher Träger er war, jedes Mal selbst wieder zu erobern. So kam es, dass er sich als Rivalen und Gegner aller Parteiführer empfand und ihnen am liebsten die Gunst der Volksmassen streitig gemacht hätte. Gewisse totalitäre Theorien entsprachen seiner Natur, insofern als sie den Staatsherrn zum effektiven Inhaber aller öffentlichen Gewalten machten. Aber trotz seiner Schwäche für autoritäre Losungen neigte König Carol zu den Achsenmächten erst dann, als er die Sache der Alliierten für unwiderlich verloren hielt.

Der König der Belgier unterschied sich gewiss bemerkenswert von seinen «Vettern» auf dem Balkan. Er besass weder die autoritären Anwendungen König Carols noch die sehr grosse Geschmeidigkeit des Prinzen Paul, noch hegte er, wie König Boris, den Wunsch, sich der Achse zu bedienen und ihr zu dienen. Er regierte übrigens in einem Land, in dem die konstitutionellen Grundsätze tief verankert waren, und in dem das System der Achse keine wesentliche Position zu erschüttern vermocht hatte. Trotzdem kamen mir manche seiner Worte recht bekannt vor: ich hatte sie mehr als einmal am Hof von Bukarest und am Hof von Belgrad gehört. Nach München misstraute der König der Belgier den internationalen Verpflichtungen der kollektiven Sicherheit. In Belgrad, in Bukarest und erst recht in Sofia hegten Könige und Prinzen das gleiche Misstrauen. König Leopold war der Ansicht, jedes Land müsse sich anstrengen, mit seinen eigenen Mitteln dem allgemeinen Frieden zu dienen – aber sein erstes Bemühen müsse sein, für sich den Frieden zu retten; die anderen Monarchen dachten ebenso. Der König hatte sein ganzes Vertrauen in eine Politik der «Unabhängigkeit» gesetzt, abseits von den grossen, einander entgegengesetzten Leidenschaften, welche die Welt zerrissen. Seine Vettern sprachen gleichfalls viel von Unabhängigkeit. Endlich dachte der König, dass es in diesen schwierigen Stunden die Pflicht eines Monarchen sei, seine ganze Person einzusetzen und rückhaltlos seine Ideen in den Dienst seines Landes zu stellen; die anderen dachten ebenso und hatten nicht gezögert, jeder entsprechend seinem Charakter, grösste Verantwortung auf sich zu nehmen. Unzweifelhaft wirkte da der Einfluss gewisser nationalsozialistischer und faschistischer Theorien mit: sie untergruben das Vertrauen in die Wirksamkeit demo-

### DIE FURCHT LEOPOLDS III.

kratischer Methoden – im nationalen Rahmen ebenso sehr wie auf dem ausgedehnteren Gebiet der internationalen Zusammenarbeit – und führten die Staatschefs zum Autoritarismus.

Aber es gab da etwas noch Ernsteres. Das grosse Schiff der allgemeinen Sicherheit, das schon seit einigen Jahren überall Wasser durchliess, war in München auf eine verhängnisvolle Klippe gestossen; binnen wenigen Tagen war es untergegangen. Man hatte Rettungsboote ins Meer geworfen, um die Schiffbrüchigen aufzunehmen. In einer Atmosphäre des allgemeinen «Rette sich, wer kann!», hatten gewisse Staatschefs die Ruderpinne ergriffen und bemühten sich, die Ihrigen mit den Mitteln zu retten, die man bei höchster Seenot anwendet.

Trotzdem näherte sich die Katastrophe. Sie sollte den Illusionen wie den Manövern, die in letzter Stunde unternommen wurden, ein Ende machen und – gemeinsam oder isoliert – alle jene in Europa verschlingen, die sich noch verzweifelt an den Gedanken des Friedens um jeden Preis klammerten.



## ENGLANDS INNERE KRAFT

*Die Überquerung des Kanals. – London: der Hof, die Regierung, die öffentliche Meinung. – Winston Churchill in der «Stunde der Zigarre»: sein moralischer und politischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus; seine Pläne für eine «Grosse Koalition» (Reden vom 9. Mai 1938, vom 3. Oktober 1938 und vom 13. April 1939).*

Um bei schlechtem Wetter England zu erreichen, muss man einen Tribut zahlen, von dem auch die offiziellen Besuche nicht ausgenommen werden. Ich machte die Überfahrt mit geschlossenen Augen auf dem Rücken liegend und dachte, um die unerbittliche Übelkeit zu vergessen, an alles, was Europa dieser von den Winden gepeitschten Meeresstrasse verdankte, in der die britische Flotte herrschte und die Seekrankheit wütete. Bargen sich nicht hinter diesem Schutzwall in den Stunden der schwersten Krisen die wesentlichen Werte der europäischen Kultur? Die Worte des Neides, die Hitler gegen das unzugängliche Reich der Meere ausgestossen hatte, klangen in meinen Ohren wieder und vermischten sich in einem wirren Gemurmel mit dem Rhythmus einiger Verse, die ein anderer Deutscher, Friedrich Schiller, der Grösse Englands gewidmet hatte. Gott betrachtet voller Schrecken die ungeheure Flotte, die Philipp II. gegen die Inseln aussendet:

Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,  
Erlöschen meiner Helden Stamm,  
Der Unterdrückung letzter Felsendamm  
Zusammenstürzen, die *Tyrannenwehre*  
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?  
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,  
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!  
Gott der Allmächt'ge blies,  
Und die Armada flog nach allen Winden.

Der Wind, der uns das Geleit gab, war gnädiger. Er trieb uns nach Dover, wo uns der denkbar angenehmste Empfang erwartete. Auf dem Bahnhof von London neigte sich mir mit freundlichem Lächeln ein Herr in Zivil zu, der alle Eigenschaften eines Zivilisten und eines Herrn hatte. Ich war noch wie verfolgt vom Anblick der Uniformen, in die auf dem Kontinent Militärs und Nichtmilitärs, Soldaten, Diplomaten und Beamte gekleidet waren. So war ich Lord Halifax dankbar für seinen spiegelglatten Zylinder, für seinen tadellos geschnittenen Überzieher und für den prächtigen Regenschirm, den er nachlässig über seinen linken Arm gehängt hatte. Ich wusste ihm besonderen Dank für den menschlichen Blick, den er mir schenkte, und für die liebenswürdige und vornehme Ungezwungenheit, mit der er unseren Beziehungen vom ersten Augenblick an den Ton absoluten Vertrauens zu geben verstand.

Die Atmosphäre höflicher Behaglichkeit, die uns in England umgab, erschien wie eine Herausforderung gegen die politische und moralische Krise, die sonst überall zu Beginn dieses Jahres 1939 wütete. Man genoss die Wohltaten dieses Zustandes, nicht ohne sich angstvoll die Frage zu stellen: hatte England begriffen? Erkannte es den ganzen Ernst des Gewitters, das sich über Europa zusammenballte? Wusste es, dass das ausbrechende Unwetter, selbst wenn es England erst in letzter Linie erreichen sollte, doch gegen dieses Land mehr als gegen irgendeine andere Macht der Erde gerichtet sein würde?

Es gehörte in England nicht zum guten Ton, seine Befürchtungen zu zeigen oder ein Aufhebens von seiner Unruhe zu machen. Die Ruhe war vielleicht nur äusserlich und entsprach einem traditionellen Bedürfnis nach Haltung und guter Erziehung. Aber man konnte sich auch fragen, ob ein so gut erzogenes Land imstande sein würde, der ungeheuren Welle von Roheit die Stirn zu bieten, die sich auf dem Kontinent erhob.

Diese Frage stellte ich mir überall, wo ich, nach dem Programm, das man für mich ausgearbeitet hatte, mit innerer Bewegung einen Winkel des alten England entdeckte. Ich stellte sie mir besonders auf der höchsten Sprosse der sozialen Stufenleiter – in jenem Buckingham-Palace, der von der Reichskanzlei durch eine Welt getrennt war – wo ich die Ehre hatte, von dem jungen Herrscherpaar des britischen Empire emp-

fangen zu werden. Ich war der Reisende, der soeben Hitler gesehen hatte. So bezogen sich begreiflicherweise alle Gespräche auf Hitler. «Wie ist er?» fragte die Königin. «Erschien Ihnen sein Empfang sehr pathetisch?» Ich erwiderte, dass er sehr schlicht zu sein verstehe, wenn er es wolle; er wäre darum nur noch mehr zu fürchten. Die Königin bemerkte geistvoll: «Wenn er schlicht ist, so wäre es wirklich möglich, dass er ein grosser Mann wäre, es sei denn, er wäre etwas anderes Grosses . . .» In der Tat war er etwas anderes «Grosses»: die grösste Sintflut, die jemals das britische Reich bedroht hatte, dessen vornehme und ruhige Grösse die beiden liebenswürdigen Wesen, die ich vor mir sah, symbolisch verkörperten.

England war indessen gewarnt. Die Gefahr war ihm von einem unvergleichlich klarehenden Geist verkündet worden, der in Europa nicht seinesgleichen hatte; England war in der Lage, das Wesen des Übels, seine Ausdehnung und seine Macht zu erkennen. Ich hatte den Vorzug, Winston Churchill in London bei einem Diner zu begegnen, das von unserer Gesandtschaft gegeben wurde. Er bekleidete damals keinerlei öffentliches Amt. Seine politische Rolle, die in Wirklichkeit von höchster Bedeutung war, schien zweitrangig zu sein: er führte weder die Regierung noch die Opposition; seine Worte wie seine Gedanken verpflichteten nur ihn. Aber schon hatte Hitler, der ihn aufmerksam beobachtete, in ihm seinen Hauptgegner erkannt; das war der Mann, der ihn durchschaut hatte.

Ich durfte mich, zur «Stunde der Zigarre», neben Churchill setzen, um zu hören, wie er einige seiner Ideen entwickelte, die ich zum Teil schon aus seinen letzten grossen Reden kannte. Niemand sprach besser als er die alte Sprache Europas (mit einem starken englischen Akzent, wie es sich gehörte): diese Sprache weckte bei allen Getreuen einer gemeinsamen Kultur, unabhängig von ihrer Rasse und ihrer Nationalität, die gleichen Gefühle der Unruhe und die gleiche Wiederbelebung des Stolzes.

Im Gegensatz zu so vielen «Soziologen» und «Geopolitikern», die die wissenschaftlichen Ursachen der tiefgehenden Umwälzungen zu ergründen suchten, welche die Ereignisse in Deutschland ankündigten, hatte

dieser Mann mit seiner alten Kultur und seinem grossen Herzen begriffen, dass der Nationalsozialismus «sich aus dem Urgrund der Zeiten erhob, um uns an die Gurgel zu springen», und dass er seine erste Schlacht – die Entscheidungsschlacht – auf dem allermenschlichsten Schlachtfeld zu gewinnen dachte: auf dem des Denkens und des Gewissens. Darum musste man ihm genau an dieser Stelle den erbittertsten Widerstand entgegensetzen.

«Man sagt» – hatte Churchill in einer an die Amerikaner gerichteten Rede erklärt – «wir dürften uns nicht hinreissen lassen, einen Antagonismus zwischen Nationalsozialismus und Demokratie aufzurichten; aber dieser Antagonismus besteht schon. Aus diesem Konflikt der moralischen und geistigen Ideen schöpfen die freien Länder einen grossen Teil ihrer Stärke. Geschütze und Flugzeuge kann man in grossen Mengen herstellen; aber wie will man die natürlichen Kräfte des menschlichen Herzens bezwingen, das in so vielen Jahrhunderten der Prüfungen und Erfahrungen und des Fortschritts das ganze Rüstzeug gewaltiger und unzerstörbarer Einsichten zum Erbe gewonnen hat P»<sup>1)</sup>

Churchill hatte recht. Mehr noch als die ungeheuren natürlichen Hilfskräfte der künftigen Vereinten Nationen sollten die natürlichen Kräfte des menschlichen Herzens die Schlacht entscheiden, deren Umrisse in diesem Frühjahr 1939 bereits sichtbar waren. Es ist eines der sehr grossen Verdienste dieses britischen Staatsmannes, der Sache, die sein Land mit der erbittertsten Energie zu verteidigen sich anschickte, die moralischen Grundlagen gegeben zu haben, noch bevor er ihr den Sieg sicherte.

Das hohe und uneigennütziges Ideal, das Churchill der nationalsozialistischen Ideologie entgegensetzte, hatte einen spezifisch englischen Charakter. Es war verkörpert in einer freien Verfassung, in einer demokratischen und parlamentarischen Regierung und in einigen grundlegenden Gesetzen: der *Magna Charta* und der *Petition of rights*. Die Zivilisation, die Churchill verteidigen wollte, war ein Regime, «in dem das Parlament die Gesetze macht und unabhängige Gerichte sie anwenden», in dem

\*) Rede an das Volk der Vereinigten Staaten, den 16. Oktober 1938.

«die Autorität, die regiert, sich den wohlbegründeten Überlieferungen und dem Willen des Volkes unterwirft, wie er in der Verfassung seinen Ausdruck findet», und in dem das Volk «die Achtung vor den Gesetzen und den Sinn für die Kontinuität» besitzt. Aber indem Churchill das politische Ideal seines Landes pries, wusste er Worte von umfassenderer Bedeutung zu finden, die überall dort, wo die Liebe zur Freiheit sich gegen die drohende Gefahr der fremden Tyrannei erhob, die Herzen höher schlagen liessen. Ist nicht eine Kultur im Grunde der gestaltete Ausdruck, den die Menschen in gewissen Epochen ihrem Freiheitsideal zu geben vermochten? Sie enthält nicht nur Gestaltungen politischer und juristischer Ordnung, sondern auch Werte, die dem Individuum gestatten, sich von den Ketten zu befreien, die auf den Gebieten des Denkens und Glaubens auf ihm lasten. Zur Verteidigung dieser bedrohten *Werte* richtete Churchill seine mutigen Appelle weit über die Grenzen des britischen Empire. Er wusste, dass «die Sache der Freiheit in sich selbst die Kraft der Erneuerung besitzt, eine Tugend, die es ihr ermöglicht, aus dem Unglück selbst ihre Kräfte und ihre Hoffnung zu schöpfen». Und Churchill sah voraus, dass die Grundsätze, die der freien und toleranten Kultur Grossbritanniens das Gesicht geprägt hatten, sich «weit über die Grenzen der glücklichen Insel» ausbreiten würden, um «in dieser unruhigen und gefährlichen Welt» zu herrschen, «die uns umgibt». Diese Hoffnung, die er seinem Lande geschenkt hatte, und die England der Welt zu übermitteln begann, erleuchtete im Voraus den Krieg und den Sieg. Churchills Worte verpflichteten die Zukunft. Das Problem der Freiheit und der Kultur – gemeinsamer Kultur und der Freiheit für alle – stellt sich heute am Ende der Feindseligkeiten, wie es sich bei ihrem Beginn stellte. Und man darf heute nicht die Grundsätze und die Handlungen vergessen, die den politischen und moralischen Sinn, den tiefen Sinn dieses ungeheuren Krieges bestimmt haben<sup>1)</sup>.

Churchills Gedankengänge hatten eine weitere Wirkung: auf nationalem Gebiet machten sie die Teilung der Welt unmöglich, von der Hitler geträumt hatte.

<sup>1)</sup> Siehe Anhang 4, S. 252 ff.

Ich berichtete dem britischen Staatsmann die geheime Hoffnung auf Verständigung, der Hitler in meiner Gegenwart Ausdruck verliehen hatte. Churchill kannte dieses nationalsozialistische Projekt nur zu gut: «Ich weiss, dass sie bereit sind, sich mit uns zu verständigen! Aber um welchen Preis! Und gegen wen? Jedes Mal, wenn Hitler nach einer Seite hin Frieden schliessen will, geschieht es, um auf der anderen Seite besser Krieg führen zu können! . . . Und Churchill erinnerte mich an eine Rede, die er ein Jahr zuvor, am 9. Mai 1938 (zurzeit von Hitlers Besuch in Rom) gehalten hatte, jene Rede, in der er von der Möglichkeit gesprochen hatte, die sich England bot, ein direktes Abkommen mit dem Reich zu schliessen:

«Man rät uns, uns nicht um all diese Länder in Zentraleuropa zu sorgen, uns nicht darauf zu versteifen, den Völkerbundspakt einzuhalten, sondern all dies als eitlen Wahn zu erkennen, damit wir einen speziellen Freundschaftspakt mit Deutschland abschliessen können.... Aber wenn man uns sagt, dass wir uns durch einen speziellen Pakt mit dem nationalsozialistischen Deutschland verbinden sollen, so verlange ich zu wissen, was dieser Pakt wäre, und auf wessen Kosten er geschlossen würde. Gewiss könnte unsere Regierung zu einem Abkommen mit Deutschland gelangen, daran besteht keinerlei Zweifel. Es würde genügen, Deutschland seine alten Kolonien zurückzugeben, ihm auch noch die abzutreten, die es begehren könnte, der britischen Presse einen Maulkorb umzuhängen, die Freiheit des Wortes bei uns durch die Errichtung der Zensur zu unterdrücken und endlich Hitler freie Bahn zu geben, indem wir ihn autorisieren, das nationalsozialistische System und seine Herrschaft in Zentraleuropa so weit auszudehnen, wie es seinen Wünschen entspricht. Nach meiner Ansicht wäre ein solches Spiel schmachvoll und verhängnisvoll. Zunächst würde es uns geradenwegs in den Krieg führen. Im Hochgefühl seines Triumphes und nunmehr ohne irgendeine Fessel würde das nationalsozialistische Regime nach seinem Ermessen seine ehrgeizigen und aggressiven Pläne verfolgen. Wir aber würden ohnmächtig, schweigend, geknebelt und allem Anschein nach zustimmend als einfache Zuschauer den Schrecken beiwohnen, die Zentraleuropa immer tiefer zu Boden drücken würden . . . »

Diese kategorische Antwort, die all jenen erteilt wurde, die von einer direkten Verständigung zwischen England und dem Hitlerreich gesprochen hatten und künftig sprechen sollten, enthielt alle Argumente, auf die ein zugleich so menschlicher und so englischer Charakter wie Churchill Wert legen konnte. Es war für einen Engländer schwer, einer so unruhigen Grossmacht wie Deutschland Kolonien abzutreten und ihre Rückkehr auf die Meere zuzulassen; es war noch schwerer, sich mit einem Regime zu verbinden, das einen offenen Kampf gegen all die Garantien führte, die man in England als wesentlich für die Sicherheit der Individuen und der Nationen ansah. Aber was ganz unmöglich schien, war, einer europäischen Macht freie Bahn zu geben, damit sie sich nach ihrem Belieben ausdehnen könnte, indem sie andere Länder vergewaltigte. Das bedeutete, nicht nur alle Gesetze der Moral, sondern auch das einer wohlbegründeten Politik, *der Politik des kontinentalen Gleichgewichts*, über den Haufen zu werfen, jener Politik, die Europa lange Friedensperioden und England seine beständige Grösse gesichert hatte. Jeglicher Kompromiss konnte nur unbeständig sein: das nationalsozialistische Reich würde Schritt für Schritt vorgehen: es würde damit beginnen, «sein Recht» zu fordern und damit enden, seine Macht aufzuzwingen; es würde Freund sein wollen, um Herr werden zu können, und es verstand die Gleichheit nur als eine vorübergehende Form, die zur Vorherrschaft führte.

Churchill nahm diese Überlegung vor mir wieder auf: «Was können wir mit ihnen teilen? Die Welt? Aber die Welt gehört nicht uns. Und wenn wir in grossem Irrtum Hitler abtreten wollten, was uns nicht gehört, so könnten wir morgen nicht mehr bewahren, was uns gehört. Hitler macht uns zum Vorwurf, dass wir glauben, was er selbst in seinem Buch geschrieben hat. Wie sollten wir ihn nicht beim Wort nehmen, wenn es um die Sicherheit und sogar um die Existenz unseres Reiches geht?»

Es war klar, dass es hier kein Kompromiss geben konnte. MEIN KAMPF enthüllte den Sinn der Teilung in Einflusszonen; es war zwischen dem Reich und England kein Abkommen mehr möglich, seit Hitler dieses Buch geschrieben und Churchill es gelesen hatte.



*«bedächtig sprach er von Krieg und Frieden, und nahm dabei seinen Café und rauchte seine Zigarre.» (Kapitel IV, S. 121.)*

*Von rechts nach links: .Mr. Attlee, Lord Vansittard, Winston Churchill, G. G.*



Die politischen Pläne, die Churchill für Europa entwarf, sahen auch die Mittel vor, um den Frieden zu verteidigen und gemeinsam dem Druck Deutschlands zu widerstehen. In der gleichen Rede, in der er den Gedanken eines Sonderabkommens mit Deutschland zurückgewiesen hatte – am 9. Mai 1938 – hatte er ein ganzes System von Bündnissen vorgeschlagen, um «einen zweiten schrecklichen Krieg» zu verhindern.

«Ich wünschte», hatte er gesagt, «dass Grossbritannien und Frankreich sich an die kleinsten Staaten wenden, welche die nationalsozialistischen Tyrannen zu verschlingen drohen und einen nach dem andern verschlingen werden, um ihnen ohne Umschweife zu sagen: Wir werden euch nicht helfen, wenn ihr euch nicht selbst helft. Welche Massnahmen gedenkt ihr zu ergreifen? Welches wird euer Beitrag zur gemeinsamen Anstrengung sein? Seid ihr bereit, einer besonderen Organisation zur Verteidigung des Paktes eure Dienste zu leihen? Wenn ihr geneigt seid, das zu tun und es durch Handlungen beweist, wenn ihr zahlreich genug seid, um eine aktive militärische Verbindung einzugehen, dann werden wir uns mit euch vereinigen, unter der Ägide des Völkerbundes.»

Dieser Vorschlag beschränkte sich nicht auf das Prinzip der kollektiven Sicherheit; er hatte praktischen Charakter (den Churchill besonders hervorzuheben wünschte) und strebte dahin, eine *aktive militärische Verbindung* zu schaffen. Insofern wich der Vorschlag von den üblichen Methoden des Völkerbundes ab und knüpfte an eine alte englische Idee an: einer militärischen «Grossen Koalition», um einer kontinentalen Macht die Stirn zu bieten, die das europäische Gleichgewicht umstürzen wollte. Getreu der englischen Tradition wählte Churchill sorgfältig die Gegengewichte, die er brauchte. «Sprechen wir konkret», hatte er gesagt. «Die Länder, denen man zuerst die Frage stellen muss: Ja oder Nein, wollt ihr euch mit England und Frankreich verbinden? – sind: Jugoslawien, Rumänien, Ungarn und die Tschechoslowakei.»

Wäre eine solche Frage im Jahre 1938 an diese Länder gerichtet worden, so hätten mindestens drei von ihnen mit Ja geantwortet!

«Dann», fügte Churchill hinzu, «kommen Bulgarien, Griechenland und die Türkei, die alle drei ihre Individualität und ihre Unabhängigkeit zu bewahren wünschen .. . Wenn diese mächtige Gruppe von Donau-

und Balkanstaaten mit den beiden grossen westlichen Demokratien einen Block bildet, dann haben wir eine gewaltige Etappe zurückgelegt – wahrscheinlich die entscheidende Etappe zur Stabilität.»

Es ist interessant, dass die erste Gruppe, an die Churchill für die Verteidigung des Gleichgewichts und des Friedens auf dem Kontinent gedacht hatte, sich aus den Donau- und Balkanstaaten zusammensetzte. Dieser Gedanke sollte im Geist der englischen Politiker weiterleben. Die Donau- und Balkanstaaten bildeten in ihrer Betrachtungsweise die Gruppe, die am natürlichsten und sichersten berufen war, ein Gegengewicht gegen die deutsche Macht zu bilden. Aber Churchills Gedankengang reichte weiter. Trotz seinem Misstrauen gegen «das Regierungssystem dieser ungeheuren Macht, die Russland heisst», war er der Ansicht, dass man an die Sowjetunion appellieren müsste, «ein Land, dessen Interessen die Aufrechterhaltung des Friedens erheischen und für das die Feindschaft der Nationalsozialisten eine sehr schwere Bedrohung darstellt.»

Dann würde das übrige Europa folgen: Polen, die baltischen Staaten und die skandinavischen Länder: «Wenn einmal die Kräfte, die ich aufgezählt habe, vereinigt wären, würden wir imstande sein, diesen Ländern einen beachtlichen Grad bewaffneter Sicherheit zu bieten; dann wäre es nicht schwer, sie davon zu überzeugen, dass sie ihr Schicksal mit dem unsrigen verbinden und sich so doppelt sichern sollten.»

Churchills Projekt war eine logische Antwort auf das «Programm», das Hitler in MEIN KAMPF auseinandergesetzt hatte. Aber wohlbermerkt: keine Regierung begriff das. Hitler übersah dies nicht. Man konnte sagen, dass er in seinem Handeln sich bemühte, die verschiedenen Positionen, auf denen Churchill sein Sicherheitssystem zu errichten hoffte, eine nach der anderen, sogar in der von Churchill angezeigten Reihenfolge, niederzureissen. In München hatte Hitler damit begonnen, das politische System, das im Donaubecken bestand, aus den Angeln zu heben: die Tschechoslowakei empfing seinen Schlag, und die Kleine Entente fiel auseinander. Dann hatte er einen Abstecher auf den Balkan unternommen, wo er den politischen Willen Jugoslawiens lähmte und Bulgarien für seine Sache gewann. Er sollte den nächsten Schritt tun, in-

dem er die ungeheure Macht der Sowjetunion aus dem Gebäude der Westmächte herauslöste. Nachdem das Terrain derart vorbereitet war, ging er daran, Polen den Todesstoss zu versetzen. Der Krieg sollte genau den Weg benutzen, den Churchill abzuriegeln gewünscht hatte.

Im Zeitpunkt meines Londoner Aufenthaltes war nur der tschechoslowakische Vorposten gefallen. Churchill hatte sofort die verhängnisvolle Bedeutung des Münchener Abkommens begriffen. Die Rede, die er am 5. Oktober 1938 hielt, wird stets zu den schönsten Beispielen parlamentarischer Beredsamkeit und klarer Voraussicht gehören: «Alles ist zu Ende», rief er aus, und er dachte dabei nicht allein an die Tschechoslowakei, die «traurig, schweigsam, verlassen und zerbrochen in den Schatten trat», sondern auch an Europa, das soeben mit einem Schlage wertvolle Verteidigungsstellungen verloren hatte. Für ihn war in München der europäische Frieden, wie er ihn verstand, zerstört worden. Sein Angstgefühl fand in Sätzen Ausdruck, die im Gedächtnis zu bleiben verdienen: «Wir stehen einer Katastrophe ersten Ranges gegenüber, die Grossbritannien und Frankreich getroffen hat. Versuchen wir nicht, davor die Augen zu schliessen. Man muss es jetzt für gewiss halten, dass alle Staaten Zentral- und Osteuropas versuchen werden, von der triumphierenden nationalsozialistischen Macht die besten Bedingungen zu erhalten, die sie erreichen können. Das Bündnissystem mit den Staaten Zentraleuropas, auf das Frankreich bisher zählte, um seine Sicherheit zu garantieren, ist weggefegt worden, und ich sehe kein Mittel, um es von neuem zu errichten. Die Strasse, die durch das Tal der Donau bis zum Schwarzen Meer und bis in die Türkei hineinführt, liegt nun offen da. Wenn nicht formell, so doch faktisch werden, wie ich glaube, alle diese Länder Mitteleuropas, alle diese Balkanstaaten einer nach dem anderen in die Bahn des politischen Gewaltsystems gezogen werden – politisch nicht nur in seiner militärischen, sondern auch in seiner wirtschaftlichen Macht – das von Berlin ausstrahlt; und ich glaube, dass dies sich ohne Zusammenstoss, sehr schnell vollziehen kann – vielleicht ohne dass ein Schuss fallen muss .... Sie werden es erleben, wie diese Gebiete von Tag zu Tag, von Woche zu Woche uns feindlich werden. Viele dieser Nationen haben bereits – aus Furcht vor der ständig wachsenden Macht der

Nationalsozialisten – germanophile Politiker, Minister oder Regierungen; und doch hat es in Polen, in Rumänien, in Bulgarien und in Jugoslawien immer gewaltige Volksbewegungen gegeben, deren Blicke auf die westlichen Demokratien gerichtet waren, und die Abscheu empfanden vor dem Gedanken, dass ihnen die Willkürherrschaft des totalitären Systems aufgezwungen werden könnte; sie haben gehofft, dass man endlich Festigkeit zeigen und Widerstand leisten würde. All dies gehört nun der Geschichte an.»

Churchill hatte in den Perspektiven, die durch München eröffnet wurden, sehr weit gesehen. Er erkannte die Richtung, in der der deutsche Vorstoss sich nunmehr in raschem Tempo vollziehen würde. Die Länder in der Mitte Europas würden nun – die einen aus Berechnung, die andern aus Notwendigkeit und wider Willen – alle dahin gebracht werden, einen Ausgleich mit dem Dritten Reich zu suchen. Deutschland hatte sich als Vorkämpfer des Revisionismus erhoben und mit einem Schlag Ungarn und Bulgarien gewonnen. Die befreundete Tschechoslowakei war zerschlagen. Die anderen befreundeten Staaten – Rumänien, Jugoslawien und Griechenland – fühlten sich jedes Schutzes beraubt. Die Gewalt der Tatsachen zwang sie, die bis dahin treue Anhänger des Völkerbundes gewesen waren, ihre Politik zu modifizieren; es genügte für sie nicht mehr, in Genf dabei zu sein – sie mussten sich von nun ab nach Berlin wenden, um Zusicherungen und Garantien zu erhalten. Und Berlin konnte seine Bedingungen stellen. Jedes Versprechen würde durch eine Verpflichtung bezahlt werden müssen. Hitler besass von nun ab das Mittel, das Gebäude der Verträge Stück um Stück zu vernichten.

Hitlers Besitzergreifung im Donaugebiet sollte indessen weniger leicht vor sich gehen, als Churchill es gedacht hatte. Als der britische Staatsmann auseinandersetzte, was sich ereignen müsse, hatte er die Staaten, die dazu verurteilt waren, «in das weite politische System militärischer und wirtschaftlicher Kräfte, die von Berlin ausstrahlten», abzuleiten, im voraus gerechtfertigt. Tatsächlich gelang es jedoch Griechenland, begünstigt durch seine grössere Entfernung und dank seinem Mut, sich niemals der Politik der Achse anzuschliessen. Jugoslawien sollte nach manchem Zögern und nach den Umwandlungen seines Regimes seine

Freiheit um den Preis der schwersten Opfer zurückzugewinnen. Was Rumänien betrifft, das als erstes den deutschen Absichten ausgesetzt war, so sollte es, um seinen westlichen Freundschaften treu zu bleiben, bis zum Zusammenbruch der englisch-französischen Front in Flandern durchhalten.

Die von Churchill vorausgesehene fortschreitende Umwälzung, die «die Strasse des Donautals bis zum Schwarzen Meer in die Bahn einer Gewaltpolitik bringen» würde, bedurfte zu ihrer Verwirklichung einer weiteren Umwälzung, welche die letzte Auswirkung der Politik von München war: des Moskauer Abkommens. Nicht nur die kleinen Staaten lösten sich von den westlichen Demokratien los; auch die Sowjetunion, deren Bedeutung Churchill richtig bewertet hatte, sollte auf eine Sicherheit verzichten, die ihr kein Vertrauen mehr einflösste. Das mögliche Einverständnis zwischen dem Reich und der Sowjetunion, das für die öffentliche Meinung der ganzen Welt so verwirrend sein musste, würde die zwischen den beiden grossen Reichen gelegenen Gebiete jeder Selbstbestimmung berauben; und diese Länder, deren Unabhängigkeit für das europäische Gleichgewicht so unerlässlich war, dass Churchill in ihrem Zusammenbruch «eine Katastrophe ersten Ranges» sah, würden in den Engpass zwischen zwei gewaltigen Kräften abgetrieben werden.

Im Frühjahr 1939 ging Churchill in seinen Ahnungen nicht so weit; aber seine Ahnungen waren bemerkenswert richtig. Es gab in seiner Vorstellung einen direkten Zusammenhang zwischen der Sicherheit der Westmächte und der Situation der Länder Zentral- und Osteuropas. Der Alarmruf, den er ausgestossen hatte, verlieh einem berechtigten nationalen Angstgefühl Ausdruck. Aber der britische Staatsmann besass nicht die Veranlagung, sich durch seine Ahnungen entmutigen zu lassen. Sobald er, in England und in Europa, ein lebhafteres Verständnis für die Ereignisse und zugleich den Willen, ihnen ins Auge zu sehen, spürte, nahm er mit ausserordentlicher Hartnäckigkeit sein altes Projekt einer Grossen Koalition wieder auf.

Am 15. März hatten sich die Deutschen Prags bemächtigt. Am 7. April war Italien in Albanien eingefallen. Die Regierung Chamberlains, die durch diese Ereignisse gründlich aufgerüttelt wurde, hatte eine Politik

des Widerstandes eingeleitet. Am 13. April erklärte Churchill im Unterhaus, «die Stunde der halben Massnahmen ist vorbei», und legte kraftvoll seine Ideen dar: «Wenn wir den Frieden aufrechterhalten wollen, so sind zwei Schritte entscheidender Art zu tun, und ich möchte glauben, dass wir sie bereits tun oder sie auf der Stelle tun werden. Der erste besteht wohlverstanden darin, dass wir Sowjetrussland ohne Vorbehalt in unseren Block für die Verteidigung des Friedens eintreten lassen . . .» Churchill glaubte nicht, dass das ein leichtes Unterfangen sein könnte. Russland schien schon ein «unsicherer Faktor», und man durfte es nicht «um seine Gunst anbetteln». Es galt, «das sehr grosse Interesse, das Russland hatte, die Macht der Nationalsozialisten daran zu hindern, sich noch weiter nach Osten auszudehnen», ins Treffen zu führen. Trotz seiner Vorbehalte schien Churchill, mehr als 1938, dringend zu wünschen, dass Russland seine Verpflichtungen an der Seite Englands übernehme.

Ebenso dringend war es ihm, die Bande mit den Staaten Südosteuropas enger zu knüpfen. Seit dem Verschwinden der Tschechoslowakei und angesichts der engen Zusammenarbeit zwischen dem Reich und Ungarn war es nicht mehr möglich, von einer «Donauorganisation» zu sprechen. Man musste den Ton auf den Balkan legen: «Der zweite wesentliche Schritt, der sich nach meiner Ansicht aufdrängt, und von dem ich nicht glauben möchte, dass die Regierung zögert, ihn zu tun, ist, an der Verwirklichung der Balkan-Union zu arbeiten. Die vier Balkanstaaten würden zusammen mit der Türkei eine starke Gruppe bilden. Wenn sie sich einigen, haben sie nichts zu fürchten. Es genügt, dass sie solidarisch bleiben, damit sie nichts zu fürchten haben. Sie werden ihre Völker vor den Schrecken eines neuen Krieges bewahren, und durch die stabilisierende Masse ihrer Macht werden sie sehr wohl eine entscheidende Rolle spielen können, wenn es darum gehen wird, eine allgemeine Katastrophe zu beschwören. Wenn sie sich aber spalten lassen, wenn sie auch nur für einen Augenblick jenen einfachen Grundsatz preisgeben, der darauf abzielt, dass der Balkan den Balkanvölkern gehört, so werden sie noch einmal die entsetzlichen Prüfungen kennenlernen, welche sie während des Grossen Krieges und während der vorangegangenen Balkankriege zerrissen und verwüsteten.»

Churchills Projekt hatte an Dringlichkeit gewonnen: es ging nicht mehr darum, jeden Staat Südosteuropas einzeln an einem allgemeinen Militärbündnis teilnehmen zu lassen; es galt, eine «fest zementierte» regionale Organisation zu schaffen, die fähig wäre, «eine entscheidende Rolle» zu spielen, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern.

Dieser Gedanke wurde durch die Entwicklung der Ereignisse vollkommen gerechtfertigt. Die vier Balkanstaaten – Rumänien, Jugoslawien, Griechenland und die Türkei – waren näher aneinander gerückt und hatten ihre Entente gefestigt. Die leitenden Männer dieser Entente hielten unter sich engen Kontakt aufrecht, wobei sie hofften, ihrer auf gleichen Gesichtspunkten und Interessen gegründeten Gemeinschaft den Charakter einer politischen und militärischen Organisation geben zu können.

Besser als irgendjemand hatte Churchill begriffen, bis zu welchem Grade eine solche Organisation unmittelbar nützlich wäre. Der englische Staatsmann erklärte dazu: «Was die Rolle betrifft, die unser Land seit Jahrhunderten gespielt hat, so sei mir gestattet zu sagen, dass wir all die grossen Konflikte, in die wir uns verwickelt sahen, nicht nur dank den Heldentaten unserer grossen militärischen Führer und dank den berühmten Siegen, die wir zu Lande und zur See davontrugen, überlebt haben, sondern weil die wahren Interessen Grossbritanniens mit denen so vieler anderer Staaten und so vieler anderer Völker zusammenfielen. In diese Richtung zielt ganz sicher auch die Politik, die wir gegenwärtig auf der Balkanhalbinsel verfolgen.»

Churchill hatte diese Worte kaum zehn Tage, bevor ich den Vorzug hatte, ihn kennenzulernen, gesprochen. Ich benutzte die Unterredung, die ich mit ihm hatte, um ihm in meiner Eigenschaft als zeitweiliger Präsident der Balkanentente zu versichern, dass meine Kollegen und ich mit Entschiedenheit hofften, die Union, die er anpries, verwirklichen zu können. Er sprach mir sogleich von Bulgarien. Er glaubte, Bulgarien könnte durch die Abtretung der südlichen Dobrudscha für die Sache der Entente gewonnen werden. Ich war dessen nicht so sicher. Ich fürchtete, die Achse könnte bereits in Sofia durch die gleichen Manöver, die ihr in Budapest einen vollständigen Erfolg gesichert hatten, an ihr

Ziel gelangt sein. In diesem Fall wäre irgendeine Gebietsabtretung nicht nur nutzlos, sondern sogar gefährlich gewesen, denn sie hätte ohne Grund die Kräfte unserer Entente geschwächt. Churchill liess sich nicht überzeugen; er war der Ansicht, dass die Balkan-Union für den Balkan und für Europa unentbehrlich sei, und dass man alles ins Treffen führen müsse, um sie zu verwirklichen. Seine Beharrlichkeit sollte in der Folge die Haltung der Entente gegenüber Bulgarien mehrfach beeinflussen; aber es schien deutlich, dass die Achse uns in der bulgarischen Hauptstadt zuvorgekommen war, und die Vorschläge, die wir machen konnten, hatten nicht das Ausmass der deutschen und italienischen Versprechungen.

Die Leidenschaft, mit der Churchill die grösstmögliche Zahl von Ländern in das Bündnissystem einzubeziehen versuchte, hatte mich tief beeindruckt. «Ich weiss», hatte er mir gesagt, «dass man mich in Berlin beschuldigt, eine Einkreisungspolitik zu betreiben. Aber es ist keineswegs Unrecht, einen Angreifer einzukreisen. Wir wollen uns nicht verbünden, um einen Krieg herbeizuführen, sondern um uns zu verteidigen. Unsere Vereinigung darf nur gegen einen eventuellen Angreifer gerichtet sein; das ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht, ein Akt der Klugheit. Wenn Deutschland keinen Krieg herbeiführen will, wenn es niemandem seine Entscheidungen und seinen Willen mit Gewalt aufzwingen will, so braucht es nur ein Glied unserer Union zu werden; wir verlangen nichts Besseres, als ihm all die Zusicherungen zu geben, die geeignet sein können, seine Befürchtungen zu beruhigen.»

Ich wiederholte darauf die Erklärungen, die ich dem Marschall Göring über unsere Beteiligung an dem angeblichen Einkreisungsfeldzug

<sup>1)</sup> «Wenn es eine Einkreisung Deutschlands gibt, so handelt es sich nicht um militärische oder wirtschaftliche Einkreisung. Es ist eine psychologische Einkreisung. Die Volksmassen aller Länder rings um Deutschland fordern von ihren Regierungen, dass sie gegen Tyrannei und Invasion auf ihrer Hut seien, und treiben sie an, sich zu diesem Zweck mit anderen Staaten, deren Absichten die gleichen sind, zu einigen. Nichts könnte diese Bewegung aufhalten, ausser einem gründlichen Umschwung bei den deutschen Staatsmännern – oder die Ersetzung dieser Staatsmänner. ...» (Rede von Winston Churchill an das Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika, den 28. April 1939).



gegeben hatte: es gibt keine abgekartete politische Einkreisung; niemand denkt daran, Deutschland anzugreifen. Aber es gibt eine psychologische Einkreisung, die Gestalt annimmt; Furcht und Unsicherheitsgefühl beginnen, alle europäischen Völker über die Grenzen hinweg zu einigen .... «Ja, das ist es!» rief Churchill aus, «eine psychologische Einkreisung» – und einige Tage später sollte er diesen Gedanken in einer Rede an das amerikanische Volk entwickeln<sup>1</sup>).

Ich höre noch den überzeugten Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden. Churchill hatte keinerlei kriegerische Geste gemacht. Bedächtig sprach er von Krieg und Frieden und nahm dabei seinen Café und rauchte seine Zigarre. Seine Energie hatte einen hervorragend menschlichen und friedlichen Charakter; sie besass deshalb um nichts weniger jene Glut, die fähig ist, die Berge zu versetzen. Was an ihm verblüffte, war, dass seine natürliche Beredsamkeit wie nach innen gerichtet schien: bevor er die anderen überzeugen wollte, suchte er die geeignetsten Argumente, um seine eigene Überzeugung zu festigen. Seine Formulierungen, die einem künstlerischen Sinn folgten, waren stets formvollendet; aber er berauschte sich nicht an Worten und suchte weder die anderen noch sich selbst durch billige Mittel in Erregung zu versetzen. Er wandte sich an den Verstand und schuf dadurch die Begeisterung.

## DIE POLITIK DES FOREIGN OFFICE

*Neville Chamberlains Bekehrung. – Gedankenaustausch mit Lord Halifax: England widersetzt sich Hitler und übernimmt seine Verantwortlichkeiten auf dem Kontinent; es gibt «Garantien», unterhandelt mit der Türkei und beginnt Verhandlungen mit der Sowjetunion. – Die allgemeine Wehrpflicht.*

**Z**u dem Zeitpunkt, in dem Churchill mit mir sprach, hatten seine Ideen schon einen offiziösen Charakter. Denn die englische Regierung hatte sie übernommen und bemühte sich, sie in die Wirklichkeit umzusetzen. Am 20. März 1939 hatte sie ihren Appell an die Regierungen in Paris, Moskau und Warschau gerichtet. Am 31. März hatte sie Polen Garantien gegeben, am 13. April Griechenland und Rumänien. Sie verhandelte mit der Türkei und mit der Sowjetunion. Das war, alles in allem, die Ausführung von Churchills Programm – wenn auch nicht ohne bedauerliche Verzögerung.

Churchill trug der Regierung diese Verzögerung nicht nach. Unlängst hatte er noch die Fehler der Männer, die damals Englands Geschicke lenkten, mit strengen Worten angeprangert: «Was unser Land betrifft, so muss die Verantwortung jenen zufallen, die beauftragt waren, unsere Politik zu lenken. Sie haben es weder verstanden, Deutschlands Wiederaufrüstung zu verhindern, noch unsere eigene Wiederaufrüstung rechtzeitig in die Wege zu leiten. Sie haben sich mit Italien überworfen, ohne dass es ihnen gelungen wäre, Abessinien zu retten. Sie haben den Völkerbund, diese grossartige Institution, ausgenutzt und in Misskredit gebracht und haben es versäumt, Bündnisse zu schliessen und diplomatische Abmachungen zu treffen, durch die sie ihre früheren Irrtümer hätten wiedergutmachen können. So sind wir, durch ihre Fehler, in der Stunde

der grossen Prüfung ohne genügende Verteidigungsmittel und ohne wirksame internationale Sicherheit.»

Churchill war so durchdrungen von den parlamentarischen Traditionen Englands, dass er es von nun ab ausschliesslich der Geschichte überlassen konnte, ihr Urteil über die verantwortlichen Staatsmänner des britischen Empire abzugeben. Er war übrigens überzeugt, dass die Beweggründe der englischen Minister stets «vollkommen ehrenhaft und aufrichtig» gewesen waren. So war er der Erste, der nun die neue Politik Neville Chamberlains unterstützte. Am 13. April 1939 hatte sich der Premierminister mit ernstem Gesicht von seinem Platz erhoben, um dem Unterhaus mitzuteilen, dass Grossbritannien Griechenland und Rumänien seine Garantie zu geben im Begriff sei, «damit im Mittelmeer und auf der Balkanhalbinsel eine Veränderung des Status quo durch Gewalt oder durch Androhung von Gewalt vermieden werde». Sogleich hatte Churchill ihm seine Unterstützung gegeben: «Von ganzem Herzen begrüsse ich die Worte, die der Premierminister gesprochen hat. Ich glaube, dass die grosse Mehrheit des Unterhauses die Regierung in der Politik unterstützt, die sie jetzt einschlägt und die darin besteht, ein festes Bündnis zwischen Nationen zu schaffen, um jedem neuen Angriff zu widerstehen. Der Premierminister hat bei der Durchführung dieses Plans vollen Anspruch auf die Hilfe aller Bewohner unserer Insel.» Dieser starken und eindeutigen Zustimmung waren einige Bemerkungen vorangegangen, in denen eine ganz leise Ironie mitschwang: «Man versteht sehr gut, welche bittere Enttäuschung und welche Überraschung es für den Premierminister gewesen sein muss, sich in dieser Weise von einem Diktator behandelt zu sehen, dem er besonderes Vertrauen entgegenbrachte und dem besonderes Vertrauen entgegenzubringen er unrät. Wir empfinden alle seine Enttäuschung mit – und auch die unsrige.» Auf solche Weise regelte sich in England das schwere Problem der Verantwortlichkeiten.

Neville Chamberlain gelangte zu einer Haltung, die der Haltung Churchills sehr nahe kam. Aber während Churchill sein Urteil durch politische Überlegungen gebildet hatte, kam Chamberlain zu den gleichen Schlussfolgerungen auf Grund seiner Misserfolge. Der Premier-

minister empfand einen Zorn, der weniger im Verstand wurzelte und jüngeren Datums war als der Zorn Churchills, aber von mehr Bitterkeit und Gereiztheit erfüllt war. Chamberlain hatte Hitler vertrauen wollen; er hatte sich geweigert, die honigsüßen Worte, mit denen Hitler den Engländern die Möglichkeit einer vollen Verständigung mit dem Dritten Reich vorspiegelte, ohne Weiteres zurückzuweisen. Musste man nicht alles versuchen, um die Katastrophe zu vermeiden? In Wahrheit hatten sich die Auffassungen Chamberlains in Bezug auf Europa niemals grundlegend von denen Churchills unterschieden. Der Chef der Regierung war selbst viel zu sehr Engländer, als dass er nicht immer gewünscht hätte, auf dem Kontinent eine auf dem Gleichgewicht beruhende Ordnung aufrechterhalten zu können. Aber er hatte gehofft, Hitlers Mitwirkung für die Verteidigung dieser Ordnung gewinnen zu können. Im Grunde hatte der englische Premierminister, genau wie Hitler, eine Illusion gehegt: das Reich, das Chamberlain sich ausmalte, existierte in Wirklichkeit ebenso wenig wie das England, das Hitler sich wünschte.

Ganz sicher war Neville Chamberlain stets guten Glaubens gewesen. Sein guter Glaube hatte ihn nach München geführt. Er war dorthin gegangen, nachdem er zweimal Hitlers Launen hingenommen hatte. Noch nie hatte ein englischer Premierminister, um sein Gewissen zu beruhigen, in so schwere und kostspielige Opfer eingewilligt. So bedauernswert die Politik, die nach München geführt hatte, unter dem Gesichtspunkt ihrer Konsequenzen war – und sie selbst war nur die Konsequenz einer langen Kette gemeinsamer Irrtümer, die die Entwicklung politischer und militärischer Unsicherheit begünstigt hatten – so besass sie doch wenigstens unleugbaren moralischen Wert. Dank der Haltung und den persönlichen Schritten Chamberlains stellte sie das lobenswerteste Bemühen zur Entwaffnung der kriegerischen Absichten dar. Hitler hatte eine Frage aufgeworfen, die in Wirklichkeit nur ein Vorwand war: die Frage des Sudetengebietes. Indem Chamberlain diesen Vorwand als wirkliche Ursache der europäischen Krise nahm, arbeitete er für die Zukunft; sein Irrtum wurde durch seine *bona fide* ausgeglichen. Denn als Hitler fünf Monate später die Münchener Abkommen verletzte, wurde

## DIE POLITIK DES FOREIGN OFFICE

Neville Chamberlains Empörung vom ganzen britischen Empire geteilt. Von diesem Augenblick an war das Empire, trotz der Unzulänglichkeit seiner militärischen Vorbereitung, moralisch bereit, den Kampf aufzunehmen.

Ich traf diese feste und unbeugsame Entschlossenheit bei allen Ministern, Parlamentariern und Journalisten, denen zu begegnen ich Gelegenheit hatte. Mit eindrucksvoller Einmütigkeit zog man überall die gleichen Schlussfolgerungen aus der Tatsache, dass Hitler sein Wort nicht gehalten hatte: eine Verständigung mit dem Reich war nicht mehr möglich. Der Frieden war von nun ab nicht mehr eine Frage des Vertrauens, sondern eine Frage der Stärke. Es galt, die Welt gegen die gemeinsame Gefahr zu einigen. Diese allgemeine Überzeugung brachte mir Chamberlain selbst in besonders treffenden Worten zum Ausdruck. Lord Halifax hatte mich zum Premierminister geführt, damit ich ihm die Worte wiederholen könnte, die Hitler in meiner Gegenwart über England gesprochen hatte. Er empfing mich im Unterhaus in dem kleinen Raum, der dort für den Chef der Regierung reserviert ist. Mein Bericht, den ich möglichst wortgetreu gab, war nicht geeignet, Chamberlains bleiche Züge aufzuheitern. Nachdem er mir schweigend zugehört hatte, sagte er mit schmerzlich-bitterem Gesichtsausdruck: *He is a liar.*

Das war ein Urteil, gegen das es keine Berufung gab. Es sollte von nun ab die englische Politik bestimmen.

Lord Halifax empfing mich im Foreign Office in Gegenwart einiger hoher Beamter seines Ministeriums. In meiner Begleitung befand sich unser Gesandter in London, V. Tilea. Mit ausserordentlichem Wohlwollen und Freimut informierte mich Halifax über die Schritte, die England unternahm, um ein Sicherheitssystem wiederaufzubauen, das so umfassend wie möglich sein sollte. Ich bemühte mich, ihm mit gleicher Klarheit zu zeigen, was ein Land, das sich in der Situation Rumäniens befand, zu tun vermochte, um der Sache des Friedens zu dienen.

Seit dem Tage der Besetzung Prags hatte England eine «Politik des Haltgebietens» eingeschlagen, um zu verhindern, dass es noch einmal zu

einer ähnlichen Überraschung käme wie jener, durch die die Westmächte vor ein *fait accompli* gestellt worden waren. Am 20. März hatte Lord Halifax dem Oberhaus mitgeteilt, dass sich die Orientierung der englischen Politik geändert habe: «In dem Augenblick, in dem die verschiedenen Staaten klar sehen, dass es gegen die Angriffe, die der Reihe nach gegen alle jene gerichtet werden, die ehrgeizigen Plänen auf Welt-herrschaft den Weg versperren, offenbar keine Sicherheit gibt, schlägt das Pendel zurück: man findet es angebracht, sich zu fragen, ob nicht der Augenblick gekommen sei, um ausgedehnte gegenseitige Verpflichtungen im Hinblick auf gegenseitige Unterstützung einzugehen .... Die Regierung Seiner Majestät hat nicht verfehlt, die Lehre aus den Ereignissen zu ziehen und hat sich beeilt, Beratungen unmittelbarer und praktischer Art mit den anderen Regierungen aufzunehmen.»

Am gleichen Tage hatte sich die englische Regierung an die Regierungen in Paris, Moskau und Warschau gewandt und sie aufgefordert, sich mit der britischen Regierung zusammenzusetzen, *damit man sich beraten könne, sobald eine neue Aktion gegen die politische Unabhängigkeit eines europäischen Staates unternommen würde.* Nach Chamberlains Absichten sollte eine solche Verpflichtung der erste Schritt sein zu einer Organisation gegenseitigen Beistandes gegen die Verletzungen des internationalen Rechts. Da die Verhandlungen zur Verwirklichung dieses weitgespannten Planes längere Zeit beanspruchen konnten und da die internationale Situation ernst schien, hatte die englische Regierung, im Gegensatz zu ihren Prinzipien und Traditionen, drei Staaten, die ganz besonders bedroht schienen – Polen, Rumänien und Griechenland – Garantien gegeben.

Es waren dies, nach der Auffassung der englischen Staatsmänner, keine definitiven Massnahmen. Chamberlain hatte die Garantie, die er Polen gegeben hatte, einen «Deckungswechsel» genannt, dem die endgültige «Versicherungspolice» folgen sollte. Der Premierminister hatte anerkannt, dass dieses Vorgehen «einen Bruch mit den traditionellen Ideen auf diesem Gebiet darstelle, und zwar in einem solchen Grade, dass es eines besonderen Kapitels bedürfen werde, um im Buch der Geschichte davon zu sprechen»; gleichzeitig hatte er aber versucht, darzu-

legen, dass dabei trotzdem ein traditioneller Grundsatz respektiert werde, nämlich der, «keine ungenauen und unbegrenzten Verpflichtungen zu übernehmen, die unter unvorhersehbaren Bedingungen in Kraft treten könnten».

Chamberlain, der sich kühnen Neuerungen nur dann unterwarf, wenn er durch die Ereignisse dazu gezwungen wurde, hoffte, nicht mit der Tradition gebrochen zu haben: «Was wir im Begriff sind zu tun, ist: eine präzise Verpflichtung zu übernehmen, die bestimmt ist, dann in Kraft zu treten, wenn eine bestimmte Möglichkeit eintritt: wenn wir uns einem Versuch gegenüber befänden, die Welt mit Gewalt zu beherrschen.» Dem abstrakten Prinzip der kollektiven Sicherheit stellte er eine praktischere und konkretere Auffassung entgegen. In der Tat, um vom «Deckungswechsel» zur «Versicherungspolice» überzugehen, musste er seiner Politik einen umfassenderen und allgemeinen Charakter geben. Seine Schritte mussten zwangsläufig zu einem *System* der Sicherheit führen. Dieses System würde sich «in der Hitze des Gefechtes» – während einer europäischen Krise – und nicht in der «kühlen» Ruhe des Völkerbundes organisieren. Es würde so den Charakter eines Bündnisses annehmen – jenes weitgespannten Bündnisses für die Aufrechterhaltung des Friedens, das seit mehr als einem Jahr Churchill forderte, der sich seinerseits keine Sorgen machte um neue Seiten im Buch der Geschichte. Alles in den Massnahmen der Regierung erinnerte an Churchills Projekt. Dadurch dass man die bedrohtesten Punkte – Polen, Rumänien und den Balkan – festigte, hoffte Chamberlain, den Krieg beschwören zu können. Alsdann würde man geeignete Formeln finden müssen, um die Sowjetunion zu veranlassen, die Garantien, die man den östlichen Staaten gegeben hatte, auch ihrerseits zu übernehmen. Europa würde dann im Rahmen einer weitgespannten Sicherheitsorganisation zusammengeslossen werden können.

Lord Halifax lud mich ein, mit ihm die Aussichten der Verwirklichung dieser neuen Politik zu prüfen, soweit sie sich auf die Staaten Osteuropas bezog. Der Chef des Foreign Office sprach zunächst von der Polen gegebenen Garantie. Am 31. März hatte Chamberlain dem Unterhaus erklärt, «im Falle irgendeiner Aktion, welche die polnische Unabhängigkeit ein-

*deutig gefährden würde, und der die polnische Regierung im Lebensinteresse des Landes mit seinen nationalen Kräften zu widerstehen beschliessen werde, würde die Regierung Seiner Majestät sich für verpflichtet halten, der polnischen Regierung sofort mit allen Mitteln Hilfe zu kommen».*

Die englische Regierung hatte dem polnischen Wunsch Rechnung getragen, dass Polen sich an den infolge der Ereignisse des 20. März mit der Sowjetunion begonnenen Verhandlungen nicht beteiligen wolle. Sie hatte es für notwendig erachtet, sofort eine Geste zugunsten Polens zu machen. Aber sie hatte nicht mit der Empfindlichkeit des Obersten Beck gerechnet. Dieser liess nicht zu, dass man einer Macht wie Polen eine einseitige Garantie gäbe. Dieser Punkt wurde einige Tage später bei Gelegenheit von Becks Besuch in London (am 6. April) korrigiert. Es wurde vereinbart, die beiden Nationen würden *«ein Abkommen permanenter und wechselseitiger Art abschliessen, das an die Stelle der temporären und einseitigen Versicherung, welche die englische Regierung gegeben hatte, treten solle»*<sup>1</sup>).

Inzwischen gab Beck – um die vollkommene Symmetrie in den englisch-polnischen Beziehungen wiederherzustellen – der englischen Regierung die Versicherung, dass Polen sich verpflichtet fühle, England unter den gleichen Bedingungen zu Hilfe zu kommen, die in der temporären Versicherung niedergelegt waren, welche die englische Regierung Polen gegeben hatte.

Diese Formalität passte in die Linie der englischen Politik, denn sie gestattete England, in den polnischen Fragen auf eine aktivere Art zu intervenieren, ohne fürchten zu müssen, den neuen Partner zu kränken. Auch Lord Halifax hatte seine Bedenken; sie waren anderer Art als die des Obersten Beck. Er wünschte nicht, dass die Unterstützung, die man Polen gegeben hatte, als eine Ermutigung einer kriegslustigen Haltung ausgelegt werden könnte. Der Minister wusste, dass er die Anklagen des Reichs in diesem Punkt nicht vermeiden können. Die national-sozialistische Propaganda nutzte alles aus. Zumindest galt es aber, jede zweideutige Geste zu vermeiden, die den Beschuldigungen Nahrung

<sup>1</sup>) Der englisch-polnische gegenseitige Beistandspakt wurde am 6. August 1939 abgeschlossen, drei Wochen vor Ausbruch des Krieges.





*In Paris, unter dem Triumphbogen: als die sonnerie aux morts am Grabe des  
Unbekannten Soldaten ertönte, fühlte ich, wie eng das Band war, das mich wie so  
viele meiner Landsleute mit dem Toten verband, der dort ruhte.»*

*(Kapitel VI, S. 152.)*

geben könnte. Lord Halifax legte dieser politischen Pflicht die Bedeutung einer Gewissensfrage bei; niemals hatte ein Minister einen grösseren Sinn für Verantwortlichkeit. Er hatte das Danziger Problem aufs Gewissenhafteste studiert und hatte es sich angelegen sein lassen, von Beck präzise Versicherungen über die Bedingungen zu erhalten, denen Polen zustimmen würde, um sich mit dem Reich zu verständigen. Sein persönlicher Einfluss war stets im Sinne der Befriedung ausgeübt worden. In den Fragen, die er mir über mein Gespräch mit Beck stellte, spürte ich die Sorge, ob der polnische Minister wirklich, wie er es versprochen hatte, der deutschen Bevölkerung Danzigs die Möglichkeit zu sichern beabsichtigte, sich in einem internationalen Rahmen selbst zu regieren. Ich konnte ihn darüber beruhigen; die friedlichen Gefühle Becks gegenüber Deutschland konnten nicht in Frage gezogen werden, und die polnische Regierung würde sicher alles tun, was in ihrer Macht stand, um die Krise zu überwinden. Aber ich verschwieg meinem englischen Gesprächspartner nicht, dass die Absichten, von denen man mir in Berlin Kenntnis gegeben hatte, viel weniger beruhigend waren. Indem Hitler den deutschen Charakter der Stadt Danzig derart hervorhob, schien er entschlossen zu sein, den Freien Staat dem Grossdeutschen Reich einzuverleiben. «Auch ich fürchte», sagte mir Lord Halifax, «dass die Zugeständnisse, in die Beck einwilligen würde, Hitler nicht genügen werden.»

Das ethnische Argument, das zugunsten der deutschen These sprach, rührte jetzt nicht mehr, wie zurzeit der Sudetenfrage, an das Gewissen der Engländer. Ich spürte indessen, dass dieses Argument sie genierte. Was konnte man den Deutschen antworten, wenn sie nach Danzig zu gehen verlangten? Ich regte an, man solle ihnen antworten, sie sollten Prag verlassen. Wenn man entschlossen war, Hitler zu widerstehen, so war es offensichtlich gefährlich, von Neuem in Debatten nach seinem Belieben einzutreten. Er hatte die Partie gegen die Tschechen gewonnen, indem er für eine schlechte Sache Argumente benutzte, die gut scheinen konnten. Sollte man ihm gestatten, eine neue «Sudetenfrage» auszuschlachten?

Man antwortete mir, dass die Deutschen Prag nicht aufgeben würden, selbst wenn man es mit Nachdruck von ihnen verlangte. Ich erwiderte,

dass dies nicht der springende Punkt sei. Die Art, in der die polnische Frage ins Rollen kam, erinnerte an die Vorgänge im Zusammenhang mit der Tschechoslowakei. Hitler hatte sich zunächst das Sudetengebiet angeeignet; dann, als jeder militärische Widerstand damit unmöglich geworden war, hatte er Böhmen besetzt. Er hatte sich eines ethnischen Arguments bedient, um einen Staat zu beseitigen und ein fremdes Volk zu unterwerfen. Wenn es ihm gelänge, Polen vom Meer abzuschneiden und das polnische Gebiet von Memel bis zu den slowakischen Karpathen zu umfassen, so wäre es um die polnische Unabhängigkeit geschehen. Man musste Hitler sagen, dass so etwas unmöglich wäre, *weil man ihn verstanden batte*. Und wenn er, von Danzig sprechend, *sein Recht* geltend machen würde, musste man ihm, um ihm Halt zu gebieten, *sein Verbrechen* in die Erinnerung rufen: die Besetzung Prags.

Dieser Gedankenaustausch hatte praktisch keinen grossen Wert; er ermöglichte mir immerhin die Feststellung, mit welcher peinlicher Gewissenhaftigkeit Lord Halifax, ein Mann von grösster Rechtlichkeit, die «Einkreisungspolitik» zu betreiben gedachte. Obwohl Lord Halifax ebenso überzeugt war wie der Premierminister, dass es keine Möglichkeit mehr gab, Hitler Glauben zu schenken, bemühte er sich deshalb um nichts weniger, aufs Gewissenhafteste alles zu vermeiden, was als Provokation ausgelegt werden könnte. Mochte der Krieg unvermeidlich sein, es galt doch, so zu handeln, als ob er noch vermieden werden könnte. In diesem Geist verfuhr er gegenüber Polen. Er hatte es nicht gedrängt, sich gegen seinen Willen mit der Sowjetunion zu verständigen. Becks Argumente zu diesem Punkt waren ihm einleuchtend erschienen. Um nicht gefährliche Gegenströmungen hervorzurufen, zog er es vor, zunächst nach der Seite Moskaus das Terrain abzutasten, ehe er Polen veranlasste, sich weiter auf den Weg der allgemeinen Zusammenarbeit zu begeben. Das wesentliche Ziel der Bemühungen der britischen Regierung blieb aber diese allgemeine Zusammenarbeit zur Verteidigung des Friedens. Um diesem Ziel näherzukommen, dehnte England seine Garantie auf Griechenland und Rumänien aus.

Unser Gespräch wandte sich nun dem Balkan zu. Am 13. April hatte der Premierminister im Unterhaus folgende Erklärungen abgegeben:

*«Die Regierung Seiner Majestät glaubt eine Pflicht zu erfüllen und einen Dienst zu erweisen, wenn sie niemanden über ihre Haltung im Zweifel lässt... Angesichts der besonderen Beunruhigung, die infolge der Ereignisse der letzten Wochen entstanden ist, hat die Regierung Seiner Majestät Rumänien und Griechenland die Versicherung gegeben, im Falle einer Aktion, welche die Unabhängigkeit Rumäniens und Griechenlands eindeutig bedrohen würde, und der mit allen ihren nationalen Kräften zu widerstehen nach der Auffassung der rumänischen oder griechischen Regierung ein Lebensinteresse des Landes wäre, würde die Regierung Seiner Majestät sich für verpflichtet halten, ihnen jeden in ihrer Macht liegenden Beistand zu gewähren.»*

In Paris hatte Daladier am gleichen Tage eine entsprechende Erklärung in der Kammer abgegeben. In den vertraulichen Besprechungen, in denen diese Erklärung vorbereitet worden war, hatte die englische Regierung ihr besonderes Interesse für Griechenland gezeigt, während die französische Regierung mit Nachdruck die Ausdehnung der Garantie auf Rumänien verlangt hatte.

In diesen aufgewühlten Zeiten war eine solche Garantie zweischneidig: sie setzte die Staaten, die sie decken sollte, dem Ressentiment und Zorn des Dritten Reichs aus. Herr von Ribbentrop hatte den in Frage kommenden Ländern am Vorabend des Tages, an dem diese Erklärungen abgegeben werden sollten, zu verstehen gegeben, «er glaube nicht, dass es noch Staaten geben könnte, die geneigt wären, sich von den Engländern ködern zu lassen». Das Reich, sagte Herr von Ribbentrop, «würde jede Teilnahme an der Einkreisungspolitik der englischen Regierung als gegen sich gerichtet betrachten und die notwendigen Konsequenzen ziehen». Ribbentrop erinnerte an die Worte, die Hitler am 1. April in Wilhelmshaven gesprochen hatte: «Wer sich bereit findet, für die Grossmächte die Kastanien aus dem Feuer zu holen, der muss damit rechnen, dass er sich die Finger verbrennt.»

Trotzdem hatten die Balkanstaaten, die ohnehin sehr bedroht waren, mit Dankbarkeit die französisch-britische Garantie entgegengenommen. Sie sahen in ihr ein Mittel, sich alten Verbündeten wieder zu nähern, die noch ganz kürzlich den Anschein erweckt hatten, als wollten sie sich von der Szene Südosteuropas fernhalten. Die Anwesenheit Englands

und Frankreichs in einem Gebiet, in dem die Achse allein zu herrschen beanspruchte, schien ihnen, wenn auch keine absolute Sicherheit, so doch mindestens einige Freiheit zu versprechen. Die Botschaft Chamberlains und Daladiers verknüpfte sie mit einem Europa, das ihnen teuer war, und dem sie loyal zu dienen beabsichtigten. Ich war glücklich, diese Gedanken persönlich Lord Halifax gegenüber zum Ausdruck bringen zu können.

Ich fügte hinzu, die Balkanstaaten, und Rumänien in erster Linie, hofften, die Beteiligung der Westmächte werde sich nicht auf das politische Gebiet beschränken, sondern England und Frankreich würden gleichermaßen auf wirtschaftlichem Gebiet in Erscheinung treten. Beherrschte Deutschland allein die Märkte Südosteuropas, so würde es schwer zu vermeiden sein, dass es einen bestimmenden Einfluss auf dem Balkan ausübte. Der Eifer, mit dem das Reich sich der Donau- und Balkanmärkte zu bemächtigen suchte, stand in deutlichem Gegensatz zu der ungeheuren Gleichgültigkeit, welche die Westmächte für das Wirtschaftsleben dieser Gebiete an den Tag legten. Gewiss hatte Deutschland dort unten gewichtigere Wirtschaftsinteressen als die Westmächte. Es wäre weder gerecht noch klug gewesen, das natürliche Spiel der sich ergänzenden Interessen in Europa zu durchkreuzen. Aber die Befriedigung dieser Interessen nahm nicht alle Möglichkeiten zum Wirtschaftsaustausch mit den südöstlichen Ländern in Anspruch: es gab noch einen bedeutenden Spielraum, den England und Frankreich ausnutzen konnten; taten sie es nicht, so drohten diese Länder vollständig in den geschlossenen Raum der deutschen Wirtschaft hineinzugleiten. Die Freiheiten Europas konnten nicht ausschliesslich durch politische und militärische Garantien verteidigt werden; man musste auch Anstrengungen machen, einen wirtschaftlichen Austausch zu organisieren, der jedem Land gestattete, seine ständigen Beziehungen zum freien Markt aufrechtzuerhalten. Die rumänische Regierung hatte kürzlich ein Wirtschaftsabkommen grossen Ausmasses mit dem Reich abgeschlossen. Sie hatte es getan, um einer politischen Spannung ein Ende zu setzen, und um eine Drohung zu beschwören, auf die alle befreundeten Mächte ihre Aufmerksamkeit gelenkt hatten. Dieses Abkommen, welches das Ergebnis

## DIE POLITIK DES FOREIGN OFFICE

von Verhandlungen war, die der englischen Regierung bekannt gewesen waren<sup>1)</sup>, besass nicht den einseitigen und übersteigerten Charakter, den einige ihm beimessen wollten. Es verletzte die wirtschaftlichen Interessen Rumäniens nicht und verpflichtete nicht die Gesamtheit der rumänischen Wirtschaft. Die rumänische Regierung wünschte – ihre Vertreter hatten es wiederholt erklärt – alle wirtschaftlichen Beziehungen zu den Westmächten zu entwickeln. Ich brachte diesen Wunsch von Neuem gegenüber Lord Halifax zum Ausdruck und versicherte ihm, dass uns eine wirkungsvolle Beteiligung Englands auf wirtschaftlichem Gebiet umso wertvoller wäre, weil sie uns helfen könnte, besser den Tendenzen Widerstand zu leisten, die die Deutschen im Verlauf der jüngsten Verhandlungen enthüllt hatten, und die auf die Absicht hinausliefen, alles aufzukaufen und an sich zu reißen.

Lord Halifax war einverstanden mit der Interpretation, die ich der englischen Garantie gab. Die britische Regierung hatte diese ganz ungewöhnliche Geste gemacht, um deutlich ihre Absicht kundzutun, sich nicht an den Balkanfragen zu desinteressieren. England hatte niemals die These von den reservierten Einflusszonen akzeptiert. Es beabsichtigte nicht nur, seine Beziehungen zu den Ländern Südosteuropas aufrechtzuerhalten, sondern war auch bereit, ihnen im Falle der Gefahr seinen Beistand zu leihen. Die englische Regierung wusste, dass eine solche Politik ständige Anstrengungen auf wirtschaftlichem Gebiet ebensogut wie auf politischem erfordere. Sir Frederick Leith-Ross war soeben nach Rumänien abgereist; dieser hervorragende Experte des Foreign Office hatte den Auftrag, Englands Verbindungen mit dem rumänischen Markt enger zu gestalten<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Ich erhielt am 23. März 1939 – an dem Tage, an dem das Wirtschaftsabkommen mit Deutschland unterzeichnet wurde – folgenden Brief des englischen Gesandten in Bukarest, Sir Reginald Hoare: «Sehr verehrter Herr Minister, ich hoffe, Sie werden nicht unzufrieden sein, wenn ich Ihnen mitteile, dass ich folgendes Telegramm nach London sende: *I have maintained the contact with the Roumanian Government since the beginning of the present crisis and I feel justified in recording my opinion that they are handling with wise circumspection.*»

<sup>2)</sup> Ich war Sir Frederick Leith-Ross in Brüssel auf der Durchreise begegnet. Er begab sich nach Bukarest, «um die Mittel zu studieren, mit denen Rumänien geholfen werden könnte, sich auf dem Weltmarkt zu halten und nicht im geschlossenen Wirtschaftsraum des Deutschen Reichs zu verschwinden».

## EUROPAS LETZTE TAGE

Aber die britische Regierung verstand gut, dass alle Garantien, die sie in der Hoffnung gegeben hatte, dadurch den Frieden im Osten zu sichern, unzulänglich sein würden, solange sie nicht in ein weitergespanntes Sicherheitssystem eingeschmolzen wären. Um vollständig zu sein, musste dieses System von London und Paris ausgehen und in Moskau enden; Warschau und Ankara waren seine unentbehrlichen Flügel. Daher hatten sich die englischen Diplomaten, um die Hauptstadt der Sowjets, das höchste Ziel ihrer diplomatischen Bemühungen, zu erreichen, vorgenommen, zwei verschiedenen Wegen zu folgen: dem südlichen Weg, der die Westmächte mit der Türkei und durch Vermittlung der Türkei mit Sowjetrußland verbinden sollte – und dem direkten Weg, dem der Verhandlungen mit Moskau, um Russland an der Verteidigung des Friedens im europäischen Osten teilnehmen zu lassen.

Die englische Regierung hatte gerade die ersten Kontakte mit der türkischen Regierung aufgenommen. Sie hatte in Ankara ihren Wunsch zum Ausdruck gebracht, dass die Türkei sich, im östlichen Mittelmeer und auf dem Balkan, einer wirksamen Sicherheitspolitik anschließen möge. Lord Halifax freute sich, mir mitteilen zu können, dass die Antwort der türkischen Regierung im Prinzip günstig war.

Ich erwiderte Lord Halifax, die türkische Regierung habe die rumänische Regierung schon über ihre Absicht informiert, engere Beziehungen zu den Westmächten herzustellen; wir wünschten, dass dieses Projekt Erfolg haben möge. Die rumänische Regierung erkannte klar, dass die Wirksamkeit der englisch-französischen Garantien in weitem Masse von der Organisierung der Sicherheit auf dem Balkan abhing. Die Türkei verdankte ihrer Entfernung von der Achse eine grössere Handlungsfreiheit, als ihre Nachbarn auf dem Balkan sie besaßen; sie konnte offen die engsten Beziehungen sowohl zu den Westmächten als zur Sowjetunion eingehen; sie schien infolgedessen berufen, ein wesentlicher Pfeiler der Sicherheit auf dem Balkan zu werden.

Ich war in der Lage, Lord Halifax zu beweisen, dass die Türkei und Rumänien – sogar bevor England seine Garantien gegeben hatte – wichtige Entscheidungen getroffen hatten, durch die sie im Voraus in das Lager der Mächte kamen, die berufen waren, dem deutschen Druck zu

widerstehen. Ich machte dem englischen Minister Mitteilung von einer Unterredung, die am 8. April – am Tage nach den albanischen Ereignissen – in Konstantinopel zwischen dem türkischen Aussenminister Saradschoglu und mir stattgefunden hatte. Mein türkischer Kollege, der unter dem Eindruck der ständigen Angriffshandlungen gegen die Länder Südosteuropas stand, hatte mir den Wunsch seiner Regierung übermittelt, in entschlossener Weise zu unserem gemeinsamen Widerstand beizutragen. Bevor die Türkei bestimmte Verpflichtungen übernahm, wünschte sie genau die Kräfte zu kennen, die England und Frankreich in den Dienst ihrer Politik zu stellen gedachten; aber sie war entschlossen, wirksam zur Verstärkung der Balkanentente beizutragen. Im Verlauf dieser Unterredungen wurden verschiedene Schriftstücke aufgesetzt. Das Protokoll begann folgendermassen:

*«Die beiden Minister haben die politischen Ereignisse, die sich seit der letzten Balkankonferenz abgespielt haben, Revue passieren lassen. Sie haben festgestellt, dass sich in Europa mehr und mehr eine Tendenz zur Hegemonie abzeichnet, die alle Staaten unter ihren Druck zu bringen sucht und besonders den Osten und Südosten bedroht; sie haben andererseits festgestellt, dass Bemühungen, dieser Tendenz zur Hegemonie gemeinsamen Widerstand entgegenzusetzen, organisatorische Formen anzunehmen scheinen . . . .»*

Das Protokoll wurde vervollständigt durch vertrauliche Notizen «am Rande der Unterhaltung», die von den beiden Parteien übereinstimmend redigiert waren. Darin hiess es zu Punkt i:

*«Die Türkei und Rumänien werden alle Anstrengungen machen, um die Balkanentente auf allen Gebieten zu stärken und ihre Aktionskraft zu erhöhen.»*

Der wichtigste Punkt, Punkt 3, hatte folgenden Inhalt:

*«Wenn die Ereignisse entweder Rumänien oder die Türkei oder die beiden Staaten gemeinsam oder die Balkanentente in ihrer Gesamtheit gingen sollten, eine Wahl zu treffen und eine feste Position zwischen den beiden Gruppen zu beziehen, die einander heute gegenüberstehen, so versteht es sich von selbst, dass Rumänien und die Türkei sich der Gruppierung anschliessen werden, die sich einigt und organisiert, um einen gemeinsamen Widerstand gegen die Hegemonietendenzen zu schaffen, die ihre Unabhängigkeit und ihre Sicherheit bedrohen; sie werden darauf drin-*



*gen, dass ihre Verbündeten von der Balkanentente ebenso handelnd*

Die folgenden Artikel bezogen sich auf die Hilfe, welche die beiden Staaten sich im Fall der Gefahr gegenseitig leisten könnten, und Artikel 6 betraf die Besprechungen, die mit den Westmächten im Gange waren: «. . . Rumänien und die Türkei werden sich bemühen, alle notwendigen genauen Angaben im Hinblick auf eine wirksame militärische Unterstützung (Truppen, Material, Waffen, Munition, Flotte, Luftwaffe) zu erhalten, damit ihre Beteiligung am gemeinsamen Widerstand auf wirksame Art zum endgültigen Erfolg beitragen kann.»

Diese geheimen Aufzeichnungen, deren Inhalt ich Lord Halifax anvertraute, legten Zeugnis ab von dem Geist, in dem die Besprechungen von Istanbul verlaufen waren. Sie zeugten auch für die Haltung der türkischen Regierung, die, mit voller Billigung ihrer rumänischen Freunde, soeben in Verhandlungen mit England eingetreten war.

Auf Grund ihrer günstigen geographischen Lage vermochte die Türkei der Sicherheit auf dem Balkan nicht nur dadurch zu dienen, dass sie die Bande zu den Westmächten enger knüpfte, sondern auch durch die sehr freundschaftlichen Beziehungen, die sie zur Sowjetunion unterhielt. Ich hatte Saradschoglu bei unserer Begegnung in Istanbul den Wunsch der rumänischen Regierung zum Ausdruck gebracht, vertrauensvolle Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Balkanentente hergestellt zu sehen, und hatte ihn gebeten, Moskau über den Verlauf unserer Besprechungen zu unterrichten. Ich wurde dann informiert, dass mein türkischer Kollege diesen Bericht gegeben und dass die Sowjetregierung ihm dafür gedankt hatte. Um die notwendige Unterstützung der Sowjetunion für ein ausgedehntes Sicherheitssystem zu erhalten, schien es mir damals besser, auf die Vermittlung der Balkanentente als auf die der «Randstaaten», die das Reich von Russland trennten, zurückzugreifen. Während Berlin eine immer grössere und immer gefährlichere Erregung gegen jedes Abkommen an den Tag legte, das als «Beitrag zur Einkreisung» ausgelegt werden konnte, war es schwierig, gegen die aktive Teilnahme Russlands an der Verteidigung des Friedens auf dem Balkan Einwendungen zu erheben. Wie in anderen grossen europäischen Krisen

schien der Balkan ausersehen, eine bestimmende Rolle zu spielen; wenn es gelang, den Begehren des Reichs eine geeinte Balkanregion entgegenzustellen, deren Unabhängigkeit und Sicherheit von der Mehrheit der Grossmächte garantiert wären, würde Hitler den Frieden nicht stören können. Gegenüber dem Druck der Achse war die Türkei besser geeignet als Polen, die Brücke zwischen dem Westen und Russland zu sein. Gestützt auf ihre Nachbarn und Freunde war sie in diesem Frühjahr 1939 entschlossen, sich in den Dienst der Sache des Widerstandes zu stellen.

Die Gedanken, die ich zum Ausdruck brachte, stimmten mit der Politik des britischen Empire überein. Lord Halifax verschwieg mir nicht, welche Bedeutung die englische Regierung der vollständigen Unabhängigkeit des Balkans und der Verstärkung seiner Einheit beimass; in den gleichen Ausdrücken wie Churchill sprach er zu mir von der Notwendigkeit, Bulgarien in die Entente einzugliedern. Er versicherte mir, dass die Verhandlungen mit der Türkei, die erst an ihrem Anfang standen, sehr aktiv weitergeführt werden würden, nicht nur, um neue Bande zwischen England und diesem Land zu knüpfen, sondern um schliesslich die Türkei an den Garantien teilnehmen zu lassen, die England Rumänien und Griechenland gegeben hatte. Das letzte Ziel, das die englische Regierung verfolgte, war dabei, den Vertrag, den sie mit der Türkei abzuschliessen gedachte, mit den Vereinbarungen zu verbinden, welche die türkisch-sowjetrussische Freundschaft besiegelten. Das war ein Mittel, von Süden her Moskau zu erreichen und die Sowjetunion für die gemeinsame Verteidigung einer Region zu gewinnen, deren Sicherheit wesentlich war für das europäische Gleichgewicht.

Die britische Regierung beabsichtigte, noch durch andere Mittel Russland an der Sicherheit des Kontinents teilnehmen zu lassen. Sie war entschlossen, zu einem direkten Abkommen mit Moskau zu gelangen. Das war, wie Lord Halifax empfand, das heikelste und schwierigste Problem, das zu lösen blieb.

Die Regierung teilte im Hinblick auf die Sowjetunion weder den Optimismus Churchills noch die Illusionen der Labouropposition. Sie

glaubte bemerkt zu haben, dass Russland sehr zurückhaltend war, dass es seine eigenen Wege verfolgte und keinerlei Eile an den Tag legte, die Beistandsformeln zu akzeptieren, die man ihm vorschlug. Die britische Regierung war im Übrigen gezwungen, den Einwendungen Rechnung zu tragen, die Polen und in geringerem Grade Rumänien erhoben. Sie verstand, dass diese beiden angrenzenden Staaten sich von einer Politik fernhalten wollten, die sie einer allzu gewissen Gefahr aussetzte. Aber sie war entschlossen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, denn die Unterstützung Russlands war unentbehrlich, um die entfesselten Ambitionen Deutschlands in Schach zu halten.

Die Regierung verfügte nur über eine sehr beschränkte Auswahl von Formeln, für die sie Russland gewinnen konnte. Diese äusserst überlegten und kunstvollen Formeln mussten so ausgewogen sein, dass sie Russland verpflichteten, ohne dass Deutschland deshalb Argwohn schöpfte. Es war ferner notwendig, dass die angrenzenden Länder, denen die Westmächte Garantien gegeben hatten, in das neue System eingegliedert würden, ohne sie ausdrücklich zu erwähnen. Man musste den Dingen Ausdruck geben, ohne sie beim Namen zu nennen, und musste unsichtbare Bande vorsichtig enger knüpfen.

Die englische Regierung machte sich an diese undankbare Aufgabe mit mehr Entschlossenheit als Überzeugung. Von Anfang an sollte sie auf Hindernisse stossen, die unüberwindlich schienen. Ich habe schon die Antwort erwähnt, die der polnische Aussenminister auf die britische Note vom 20. März gegeben hatte. Beck akzeptierte es, mit England Beistandsverpflichtungen auszutauschen, lehnte es aber ab, sich mit Russland zu verbinden. Graf Raczynski, der polnische Botschafter in London, liess seinerseits das Foreign Office wissen, dass «es für Polen unmöglich wäre, ein politisches Abkommen zu unterzeichnen, bei dem die Sowjetunion einer der Vertragspartner wäre». Diese kategorische Haltung zog die Weigerung Moskaus nach sich, der englischen Note vom 20. März Folge zu leisten.

Die englische Regierung sah sich in die Lage versetzt, die Verhandlungen mit Warschau und Moskau getrennt weiterführen zu müssen. Sie machte der Sowjetunion neue Angebote. Sie bewahrte die Hoffnung,

Bemühungen, die so verschiedene Richtungen einzuschlagen begonnen hatten, eines Tages doch vereinigen zu können. Im Laufe des Monats April fand ein ständiger Austausch von Telegrammen, Noten und Protokollen zwischen London, Paris und Moskau statt. Kein Projekt fand die Zustimmung der drei Hauptstädte; es war nicht einmal möglich, zwischen London und Paris einen gemeinsamen Text zustande zu bringen.

Die sowjetrussische Regierung hatte sich nur mit Misstrauen auf diese Verhandlungen eingelassen. Es ist wahr, dass sie nicht gezögert hatte, den Abschluss eines direkten Abkommens zwischen Frankreich, der Sowjetunion und England zu akzeptieren. Aber die Westmächte verlangten etwas anderes: sie wollten, dass die Sowjetunion sich den Garantien anschliesse, die sie Polen und Rumänien gegeben hatten. Moskau erwiderte, es wäre an Polen und Rumänien, ein solches Verlangen zu stellen oder mindestens ihre Zustimmung zu erklären. Da die englische Regierung den Widerstand Polens und die Vorbehalte Rumäniens kannte – und zum Teil die Befürchtungen dieser Länder gegenüber Deutschland, das entschlossen war, mit brutaler Gewalt gegen jede «Einkreisungspolitik» vorzugehen, teilte, regte sie die Verwendung von Umschreibungen und indirekten Formeln an.

*«Die britische Regierung hat die jüngste Erklärung Stalins zur Kenntnis genommen, nach der die Sowjetunion sich für den Beistand an Nationen erklärt, die Opfer eines Angriffs wären und für ihre Unabhängigkeit kämpfen. Es scheint also, dass die Sowjetregierung sich vollkommen nach dieser Politik ausrichten würde, wenn sie jetzt aus eigener Initiative eine öffentliche Erklärung abgäbe, in der sie unter Bezugnahme auf die oben erwähnte allgemeine Erklärung und auf die jüngsten Erklärungen der britischen und französischen Regierung wiederholen würde, dass für den Fall einer Angriffshandlung gegen irgendeinen Nachbarstaat der Sowjetunion, und falls dieser Staat Widerstand leistete, der Beistand der Sowjetregierung gegeben werden würde, wenn der Wunsch danach zum Ausdruck käme, und dass dieser Beistand dann in der geeignetsten Weise geleistet werden würde.»* Die Note von Lord Halifax fügte hinzu: *«Eine positive Erklärung der Sowjetregierung in der gegenwärtigen Stunde würde eine beruhigende Wirkung auf die internationale Situation haben und eine konkrete Anwendung der allgemeinen sowjetrussischen Politik darstellen, wie sie weiter oben dargelegt worden ist.»*

Der Vorschlag der britischen Regierung lief darauf hinaus, die Sowjetunion solle eine Garantieerklärung abgeben, die eine einseitige Verpflichtung darstellte, wie es England und Frankreich getan hatten. Es war nur allzu leicht für die Sowjetregierung, ein solches Projekt zurückzuweisen, das die Übernahme bedeutsamer Verpflichtungen in den unbestimmtesten Ausdrücken erheischte.

Was die französische Regierung betraf, so bemühte sie sich, obwohl sie durch die gleichen Fesseln gebunden war wie die Londoner Regierung, präzisere Formeln auszuarbeiten. Am 14. April hatte der Quai d'Orsay folgenden Text redigiert:

*«In dem Fall, dass Frankreich und Grossbritannien sich im Kriegszustand mit Deutschland befänden, als Folge einer Aktion, die sie ausgeführt hätten, um Rumänien oder Polen, Opfern eines nicht provozierten Angriffs, Hilfe oder Beistand zu leisten, würde die Sowjetunion ihnen sofort Hilfe oder Beistand leisten. Für den Fall, dass die Sowjetunion sich im Kriegszustand mit Deutschland befände, als Folge einer Aktion, die sie ausgeführt hätte, um Rumänien oder Polen, Opfern eines nicht provozierten Angriffs, Hilfe oder Beistand zu leisten, würden Frankreich und Grossbritannien ihr sofort Hilfe oder Beistand leisten.»*

Bonnet hatte das englische Projekt zu unbestimmt gefunden. Lord Halifax fand die französische Formel viel zu bestimmt: die beiden Texte wurden Moskau getrennt übermittelt. Das liess der Sowjetregierung, die am 19. April in London und Paris ihre Antwort bekannt gab, mehr Spielraum. Während meiner Anwesenheit in London war der sowjetrussische Gegenvorschlag gerade eingetroffen und wurde noch geprüft. Lord Halifax forderte mich auf, seinen französischen Kollegen zu bitten, ihn mir bei meinem bevorstehenden Aufenthalt in Paris bekanntzugeben. Wie mir schien, war die englische Regierung geneigt, die Initiative bei den Verhandlungen der französischen Regierung zu überlassen, die einen wirklichen Eifer und den lebhaftesten Wunsch, zum Ziel zu gelangen, an den Tag legte. Ich versprach, Bonnet zu bitten, mich über diese letzten Phasen zu informieren, die mich im höchsten Grade interessierten<sup>1)</sup>.

Ich bedauerte es sehr, dass ich nicht in der Lage war, wirkungsvoll die

<sup>1)</sup> Siehe Kapitel VI, S. 162.

Anstrengungen zu ermutigen, die Lord Halifax machte, um die Garantien, die England meinem Lande gegeben hatte, zu festigen. Die vorsichtige Politik, zu der Rumänien gezwungen war, untersagte es uns, offen an einer Aktion teilzunehmen, von der das Reich behauptete, sie sei gegen es gerichtet. Die Drohungen Hitlers, die wir eben erst durch die Unterzeichnung des Wirtschaftsabkommens abgelenkt hatten, die unsichere Haltung, die die Sowjetunion seit München angenommen zu haben schien, endlich die Schnelligkeit der nationalsozialistischen Reaktionen im Gegensatz zur Langsamkeit der interalliierten Besprechungen - all dies trug dazu bei, uns Zurückhaltung aufzuerlegen.

Die indirekten Formeln, die England und Frankreich in den Dienst der Sicherheit im Osten zu stellen beabsichtigten, konnte ich nur billigen. So sehr ich begriff, wie schwierig es sein würde, mit solchen Mitteln die berechtigte Zurückhaltung zu überwinden und die Sowjetunion für die Sache der allgemeinen Sicherheit wiederzugewinnen, so war mir doch - um die Nachteile einer reservierten Haltung auszugleichen - nichts anderes gestattet, als die formelle Versicherung abzugeben, dass Rumänien sich im Kriegsfall in das englisch-französisch-russische Sicherheitssystem eingliedern würde. Ich fand bei Lord Halifax, wie einige Tage später bei den französischen Staatsmännern, Verständnis für diesen Gesichtspunkt. Die Verhandlungen würden weitergehen, ohne dass die rumänische Regierung aufgefordert werden würde, sich offen zum Thema einer Politik zu äussern, der sie, wie man wusste, stillschweigend ihre Zustimmung gegeben hatte<sup>1)</sup>.

Unglücklicherweise gab es einen anderen Punkt, in dem das Verständnis Englands für die Bedürfnisse eines Landes wie Rumänien sich nicht in greifbare Tatsachen umsetzen sollte. Eine Politik, wie sie die britische Regierung eingeleitet hatte, um dem deutschen Expansionsstreben Halt zu gebieten, erforderte, dass all die bedrohten Gebiete nicht nur in den Genuss gewisser Garantien kamen, sondern auch in wirklichen Verteidi-

<sup>1)</sup> Siehe Enloe S 218

gungszustand versetzt wurden. Die Garantien der Westmächte sollten nur in Kraft treten, wenn das garantierte Land dem Angriff «mit allen seinen nationalen Kräften» widerstände. Die Bewaffnung dieser nationalen Kräfte setzte aber industrielle Leistungen voraus, die keins der garantierten Länder zu erfüllen vermochte. Diese Staaten hatten ihre Armee nicht vernachlässigt; sie hatten aus ihnen ausgezeichnete Kampfinstrumente gemacht, die vom besten Geist belebt und reichlich mit mittelstarken Waffen versehen waren. Die motorisierten und schweren Waffen konnten jedoch in ausreichender Menge nur von den Fabriken des Westens geliefert werden. Während langer Jahre hatte Frankreich seine Freunde im Osten mit Waffen versehen; aber seine eigenen Bedürfnisse, und eine gewisse Verlangsamung in der Produktion, verringerten seine Ausfuhrmöglichkeiten. Rumänien wandte sich an die Rüstungsfabriken der Tschechoslowakei. Bald sollte Skoda der hauptsächlichste Lieferant der rumänischen Armee werden. Als das Reich Böhmen besetzte, hing das rumänische Wiederaufrüstungsprogramm in der Luft. Es mussten in Berlin Verhandlungen geführt werden, um die Ausführung der schwebenden Aufträge zu erreichen. Die politische Bedeutung, die diese Verhandlungen anzunehmen drohten, war klar: die rumänische Armee wurde vom Reich abhängig. Von London garantiert und von Berlin bewaffnet, befand sich Rumänien in einer Situation, in der es zu unvorhergesehenen Wendungen kommen konnte.

König Carol hatte bei seiner letzten Reise nach London – im November 1938, anderthalb Monate nach München – die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf die Bedürfnisse der rumänischen Armee gelenkt. Ich kam auf diesen kritischen Punkt zurück, indem ich eindringlich auf die Folgen verwies, welche die Einnahme von Prag und Pilsen für die militärische Lage im Osten haben konnte. Ich hatte den zuständigen britischen Stellen eine Liste zahlreicher Bestellungen gegeben, die unser Kriegsminister in England zu machen gewünscht hätte. Lord Halifax erklärte mir, dass diese Liste mit dem grössten Wohlwollen geprüft werden würde, aber dass es angesichts der eigenen Bedürfnisse Englands und der Verzögerung, die seine Wiederaufrüstung bisher erlitten hatte, wenig wahrscheinlich sei, dass Rumänien etwas geliefert werden könnte,

was «auch nur annähernd» den auf der Liste vorgesehenen Mengen entspräche.

Ich konnte meine Enttäuschung nicht verbergen. Es war zu offensichtlich, dass wir alle, grosse und kleine Staaten, uns von den Ereignissen hatten überholen lassen. Wir gelangten an das Hindernis, ohne Anlauf genommen und unsere Kräfte vorbereitet zu haben; die Widerstandspolitik, die wir der Gewaltpolitik entgegensetzen wollten, war in einem solchen Masse improvisiert, dass es ihr weder gelang, in exakten diplomatischen Formeln ihren Ausdruck zu finden, noch sich auf eine wirkliche militärische Macht zu stützen. Es war nur allzu klar, dass angesichts der Unmöglichkeit, in der sich die Länder des Ostens befanden, sich die unerlässliche moderne Bewaffnung aus anderen als den nunmehr vom Reich kontrollierten Fabriken zu beschaffen, die Handlungsfreiheit unserer Länder immer geringer werden würde.

Indessen war England im Bewusstsein der von ihm begangenen Irrtümer auch in diesem Punkt im Begriff zu handeln. Es schickte sich an, die Macht in den Dienst seiner Politik zu stellen. Ich hatte den Vorzug, zuerst die grosse Neuigkeit zu erfahren, welche die britische Regierung in jenen Tagen zu verkünden entschlossen war. Bei meiner letzten Audienz im Foreign Office, am 26. April, unterbrach Lord Halifax unsere Unterredung, um sich nach Downing Street zu begeben, wo der Premierminister mit den Führern der Arbeiterbewegung verhandelte. Nach seiner Rückkehr informierte mich der Minister, dass Chamberlain England die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ankündigen werde. «Das ist eine Massnahme», erklärte mir Lord Halifax, «die in gewisser Weise von unserer normalen Tradition ab weicht. Um innere Schwierigkeiten zu vermeiden, hat der Premierminister vorher mit den Vertretern der Gewerkschaften darüber zu beraten gewünscht. Die allgemeine Wehrpflicht und eine eventuelle Mobilmachung müssen so geregelt werden, dass sie unsere industrielle Produktion in keiner Weise behindern.»

Der Chef des Foreign Office hatte seinerseits seine Vorsichtsmassnahmen getroffen. Sir Neville Henderson, der britische Botschafter in Berlin,



war schon vor einigen Tagen nach London gerufen worden. Er war soeben wieder abgereist mit dem Auftrag, Hitler die Nachricht zu überbringen. «Wir haben gedacht», erklärte mir Lord Halifax, «es wäre besser, wir selbst sagen den Deutschen, was wir zu tun beabsichtigen, und warum wir es tun; sie sollen es nicht aus den Zeitungen erfahren<sup>1)</sup>.»

Lord Halifax' Erklärung trug der Tatsache Rechnung, dass am übernächsten Tage, am 28. April, Hitler eine grosse Rede halten sollte. Man durfte dem Kanzler, dessen Politik sich von Wutanfällen leiten liess, keinen Vorwand liefern, das Feuer ans Pulverfass zu legen.

Trotz aller Schonung enthielt die Mitteilung, die Sir Neville Henderson der Wilhelmstrasse machte, eine um nichts weniger kategorische Antwort auf die guten und die schlechten Worte, die Hitler im Hinblick auf England gesprochen hatte. Die britische Regierung liess sich weder durch Schmeicheleien noch durch Drohungen beeinflussen: den Schmeicheleien stellte sie ihren politischen Sinn und ihren traditionellen gesunden Menschenverstand entgegen; den Drohungen war sie entschlossen, die Gewalt entgegenzusetzen, selbst wenn sie bis zur letzten Konsequenz eine Anstrengung machen musste, die nicht den Gewohnheiten entsprach.

Ich war Zeuge des gebieterischen Appells gewesen, den Hitler an England gerichtet hatte; ich war dadurch umso besser in der Lage, die Tragweite der Antwort zu würdigen, die formuliert wurde, während ich mich noch im Foreign Office befand. Als Lord Halifax der Hoffnung Ausdruck gab, dass die Geste Englands eine heilsame Wirkung in Europa haben möge, antwortete ich ihm, es wäre zu wünschen, dass man überall

<sup>1)</sup> In der Tat übermittelte an diesem 26. April – im Laufe des Nachmittags sollte Chamberlain im Unterhaus seine Erklärung abgeben – der englische Botschafter Herr von Weizsäcker, dem Staatssekretär der Wilhelmstrasse, eine Denkschrift, welche die Massnahmen ankündigte, die die englische Regierung zu ergreifen beabsichtigte, um im Vereinigten Königreich die Wehrpflicht einzuführen. Sir Neville Henderson war beauftragt, dieser Mitteilung mündliche Erklärungen anzufügen, die mit den Worten begannen: «Die Politik Chamberlains ist eine Politik des Friedens. Aber Chamberlain glaubt, dass es das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens ist, auf unbezweifelbare Art kundzutun, dass England bereit ist, sich nötigenfalls gegen jeden Angriff zu verteidigen.»



*Essen im Hotel Meurice. Im Vordergrund, von rechts nach links: Lukaszewicz, Bonnet, G. G. Mit dem Rücken Betrachter: Admiral Darlan, Léger.*

die Bedeutung und den Ernst einer Entscheidung verstände, die der Sache des Rechts eine bessere Verteidigung sichere und ihre weitere Schwächung hindere. «Auf jeden Fall», fügte Lord Halifax lächelnd hinzu, «ist die englische Regierung zu dem Schluss gelangt, dass sie sich den Bräuchen und Traditionen des Kontinents anpassen muss, um jedermann davon zu überzeugen, dass sie die Dinge ernst nimmt.»

Das Gefühl, das ich aus England mitnahm, hatte durch diese letzte Unterredung an Kraft gewonnen. Der Herr, der sich bei der Abfahrt meines Zuges mir zuneigte, um mir noch einmal die Hand zu drücken, hatte alle äusseren Zeichen einer untadeligen zivilen Haltung bewahrt: den spiegelglatten Zylinder, den tadellos geschnittenen Überzieher, den prächtigen Regenschirm. Aber er hatte, gewissermassen ohne sein Zutun, seine vornehme Nonchalance zu einer kraftvolleren Haltung gezwungen. Er schien mit männlicher Resignation zu sagen: da es absolut sein muss, wird man das Notwendige zu tun wissen! Und diese Haltung eines Diplomaten unter Waffen, die allen «Traditionen» widersprach, hatte trotz allem etwas gut Britisches.

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

*Die innere Krise und ihre Rückwirkungen auf die Aussenpolitik. – Die Regierung: Ministerpräsident Daladier; die Friedenspolitik des Aussenministers Georges Bonnet. – Hitlers Rede vom 28. April 1939. – Die französisch-englisch-sowjetrusischen Verhandlungen. – Frankreich und Italien.*

**E**s gibt keine zweite Stadt in der Welt, in der das Gewicht der offiziellen Ehrungen so schwer zu tragen wäre wie in Paris: zwischen zwei Motorrädern im geschlossenen Wagen durch die Stadt zu fahren und nicht dort Halt machen zu können, wo das Herz es verlangt – um eine Aussicht zu bewundern, an den Quais nach Büchern zu stöbern oder über die Boulevards zu schlendern – das erscheint als zu drückender Tribut an die Politik.

Die Stadt rächt sich, indem sie uns eine grossartige Gleichgültigkeit bekundet. Man braucht nur auf dem roten Teppich, der bis zum Auto ausgebreitet ist, das Hotel zu verlassen, und schon ist die herzliche Verbundenheit unterbrochen, die vom Augenblick der Ankunft an zwischen dem Reisenden und Paris besteht. Die einzigen Gäste, die die Hauptstadt als Fremde zu betrachten scheint, sind die sogenannten Ehrengäste.

Aber die Rache, die Paris nimmt, geht noch weiter. Die Stadt, der wir uns nicht frei nähern dürfen, verbirgt uns zugleich das Land. In dem Raum, in dem Hitler mich empfangen und zu mir gesprochen hatte, war das ganze Deutsche Reich. Es war mir leicht erschienen, das politische England zwischen dem Westminsterpalast, der Downing Street und dem Foreign Office zu finden. In Paris begegnete ich glänzenden Politikern, grossen Journalisten und berühmten Diplomaten. Aber ich hatte Mühe, Frankreich zu entdecken, seine Stimme zu hören, seine Gedanken zu erkennen. Ich schrieb diese Schwierigkeit dem unaussprechlichen Charme

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

der schönen Hauptstadt zu, die meine Aufmerksamkeit anzog und ablenkte. Vielleicht gab es noch andere Gründe. In diesem Frühjahr 1939 hatte Frankreich selbst Mühe, sich wiederzufinden.

Den Befehlen seines Führers unterworfen, war ganz Deutschland einig und zu schlimmem Handeln gerüstet. England war unter der Wucht der Empörung wieder einmütig geworden; die Einnahme von Prag hatte das alte Zaudern überwunden, und noch ehe es seine Kräfte wiederhergestellt hatte, war das ganze Land zum Widerstand bereit. Aber Frankreich war noch gespalten. Die lange und peinvolle europäische Krise, die nach München geführt hatte, hatte seine starke moralische Position erschüttert. Ein neues Gefühl war in ihm erwacht, das der Einsamkeit. Das ungerechte Schicksal, das sein grossherziges Volk traf, rief im Innern der französischen Gemeinschaft schwere Zwistigkeiten hervor. Die Uneinigkeit wurde durch soziale Krisen verschlimmert, und man konnte eine gewisse Ermüdung des Regimes spüren.

Wo war denn sein europäisches politisches System? Anlässlich der tschechoslowakischen Frage hatte die französische Regierung, im Jahre 1938, die Absichten der befreundeten Staaten sondiert. Keiner hatte auf Frankreichs Appell ohne Vorbehalt geantwortet. Jugoslawien zögerte: die verlockenden Angebote, die Berlin und Rom ihm seit dem Tode von König Alexander immer wieder machten, hatten immer stärkeren Einfluss auf seine Regierung. Rumänien hatte sich bereit erklärt, der Tschechoslowakei beizustehen; es hatte diese loyale Haltung bis zum Vorabend von München beibehalten; aber es hatte sich nicht entschliessen können, im Voraus die Verpflichtung zu übernehmen, die sowjetrussischen Truppen durch sein Gebiet marschieren zu lassen. Was Polen betrifft, so hatte es sich entschlossen in die Reihe der Gegner des Präsidenten Benesch gestellt und Teschen gefordert. Um Hitler die Stirn zu bieten, konnte Frankreich nur auf die Mitwirkung Englands zählen. Aber sogar diese Mitwirkung war nur bedingt gesichert: England war bereit, eine diplomatische Widerstandsaktion zu unterstützen, wünschte aber nicht, mit den wenigen Divisionen, über die es verfügte, das Risiko eines Krieges einzugehen.

Unter diesen Bedingungen traten die französischen Staatsmänner der

Meinung bei, die in fast ganz Europa herrschte: es galt, extreme Lösungen zu vermeiden.

Man hat diesen Politikern vielfach ihren Kleinmut vorgeworfen, aus dem Deutschland seinen Vorteil zu ziehen verstanden habe. Ich masse mir nicht an, an einer Diskussion teilzunehmen, die das Problem der Verantwortlichkeiten berührt. Solche Probleme stellen sich heute in jedem Land, und es ist nicht Sache der Ausländer, so gute Freunde sie auch sein mögen, diese Fragen anzuschneiden. Ich werde die französischen Politiker, die ich gekannt habe, nicht in ihrem Verhalten gegenüber den politischen Notwendigkeiten, den Traditionen und den Geboten ihres Vaterlandes beurteilen. Es ist mir indessen erlaubt, sie mit den Staatsmännern anderer Länder zu vergleichen, die ich im Jahre 1939 persönlich zu treffen Gelegenheit hatte. Die Wahrheit verpflichtet mich zu sagen, dass die Franzosen nicht weniger gut informiert waren als die besten unter ihren ausländischen Kollegen, und dass ihre Absichten ganz ebenso gut zu sein schienen. Besser als irgendjemand begriffen sie die Gefahr, die Europa bedrohte, und sie fanden die klarsten und präzisesten Worte, um sie zu kennzeichnen; ihr Wunsch, den Frieden zu retten, war ganz deutlich; und sie scheuten keine Anstrengung, um der Politik Hitlers ein möglichst ausgedehntes und gefestigtes System von Bündnissen und Vereinbarungen entgegenzustellen.

Wenn Frankreich unsicher und unentschlossen schien, wenn man das Gefühl hatte, dass die Stütze, die es stets der 1919 unter seiner Ägide errichteten europäischen Ordnung geliehen hatte, ins Wanken kam, so lag der Fehler weniger bei den leitenden Männern und den Institutionen als bei der Gesamtheit der Bedingungen, unter denen sich das französische öffentliche Leben entwickelte. Ein tiefgehendes Unbehagen herrschte damals in Frankreich und trübte das materielle Wohlbefinden, eine erstaunliche Annehmlichkeit des Lebens, um die alle Fremden Frankreich beneideten. Ahnte Frankreich schon die dämonische Macht dessen, der es zu Boden werfen und ihm die blutigsten Schläge zufügen sollte? War es sich schon des absoluten Fehlens jeder Vorbereitung bei seinen nächsten Verbündeten und der Unzulänglichkeit seiner eigenen veralteten Kampfmittel bewusst? Hatte es angesichts der numerischen Überlegen-

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

heit der gegnerischen Kräfte die geheime Empfindung, dass keine Anstrengung es mehr vor der Gefahr bewahren könnte, und dass sein Vorrang unter den Nationen, sein Glanz in der Welt, ja seine Existenz selbst bedroht waren?

Die schmerzliche Unruhe eines allzu hellsehbigen Volkes rief merkwürdige Auflösungserscheinungen hervor: unzählige Franzosen verloren sich in der unentwirrbaren Verwicklung erbarmungsloser politischer und sozialer Kämpfe. Diese Kämpfe stellten alles in Frage; sie vermischten die unversöhnlichsten Ideen mit den heftigsten Interessen, schürten den Hass zwischen Parteien und Klassen und projizierten diese ganze innere Verwirrung auf das Gebiet der Aussenpolitik, wodurch sie in den Augen des Volkes alle Gegebenheiten der internationalen Situation entstellten. Die ausländische Propaganda zog aus dieser sich in die Länge ziehenden Krise ihren Nutzen, um die Verwirrung zu vermehren, zu deren Entstehen sie beigetragen hatte. Für viele gutgläubige Bürger – von denen die einen nach Gerechtigkeit dürsteten und die anderen um ihre materiellen Güter zitterten – enthielten ausländische Doktrinen, die unter sich verfeindet waren, die Theorien und Grundsätze, die geeignet schienen, ihre eigenen Ansprüche zu befriedigen. Durch den Nebel der inneren Leidenschaften gesehen, erschienen die Nationen draussen, die mit unbeugsamer Schärfe ihren Macht- und Einflusszielen folgten, als lebende Symbole: hier der Idee der Ordnung, dort der Idee der Revolution.

Es ist Zeit zu sagen, dass diese für die nationale Struktur so gefährliche Verwirrung nicht nur in Frankreich wütete, sondern dass sie mehr oder weniger über ganz Europa herrschte – und dass sie der wichtigste Trumpf in Hitlers Hand war. Überall auf dem Kontinent waren unter dem Einfluss einer verderblichen Propaganda die innenpolitischen und die internationalen Positionen in einer Art von Vernebelung miteinander vermengt. Überall verfolgte man mit «Interesse» das, was man in den «Erfahrungen» der totalitären Staaten zu sehen glaubte. Dort hoffte man ein Heilmittel gegen die Übel zu finden, unter denen man litt. Das Wort «Autorität» stand hoch im Kurs, das Prestige der Demokratie war im Schwinden; in Warschau, in Bukarest, in Budapest, auf dem Balkan hat-

ten die neuen Ideen nicht nur aufrührerische Bewegungen entstehen lassen, sondern auch die Politik des Staates stark beeinflusst. Sei es, um sich Berlin zu nähern, sei es in der Absicht, der deutschen Politik Widerstand zu leisten – die Regierungen machten sich die Formeln, die «aktuell» waren, zunutze, um sich Vollmachten anzumassen. Die Massen ihrerseits, denen der Totalitarismus besondere Fähigkeiten zuschrieb, bekundeten ihre Unterwerfung unter das Prinzip der Autorität, indem sie mit ausgestrecktem Arm defilierten – in grüne, braune oder schwarze Hemden gekleidet. Die Übernahme der äusseren Formen des Nazismus war manchmal als feierliche Bestätigung unabhängiger Nationalismen eingeschätzt worden; in Wirklichkeit bestätigte sie den Einfluss der nationalen Politik Hitlers auf die Nachbarländer.

Die französische Gesellschaft, die immer besonders eifersüchtig über die Ideen der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Eigentums gewacht hatte, sah sich einem totalitären System gegenüber, mit dessen Hilfe ihr alter Feind von 1918 einen märchenhaften Wiederaufschwung vollzogen hatte. In einem Lande mit so alter Kultur wie Frankreich konnte das nicht zur Bildung bewaffneter, mit farbigen Hemden herausgeputzter Banden führen. Aber das Übel frass sich tiefer und drang in die Köpfe ein, in denen die ständige Unruhe über die «Prinzipien» herrschte. Musste man also gewisse dieser Prinzipien anderen opfern, oder galt es, wie zurzeit der Französischen Revolution, «dem König den Krieg zu erklären»? Moskau schlug eine Lösung vor, und Berlin propagierte eine andere. Je mehr die Franzosen sich gegenseitig misstrauten, umso mehr vertrauten sie den Ideologien, die die Stärke der Nationen bildeten, deren Politik sich auf Frankreich richtete. Je mehr sie sich untereinander bekämpften, umso mehr wurden sie dahin getrieben, Probleme ihrer innersten Überzeugung, die nur ihr Land betrafen, mit Hilfe fremder Argumente und unbewusst im Dienst fremder Interessen zu lösen. Dies alles trotz einem Patriotismus, der vielleicht mächtiger und reiner war als irgendwo anders, den aber die fremden Einflüsse fast vollkommen zu lähmen vermochten.

Im Jahre 1939 war die Spaltung zwischen diesen verfeindeten Patrioten noch nicht zum Ausdruck gekommen; man konnte aber schon fürch-



## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

ten, dass sie eintreten werde. Kriegsteilnehmer von 1914 schickten sich an, die Niederlage zu akzeptieren, in der trügerischen und sträflichen Hoffnung, dadurch die Anarchie zu vermeiden und «die Ordnung zu retten». Andererseits sollte ein Teil des Volkes erst in dem Augenblick wirklich erwachen, in dem die deutschen Armeen in das Gebiet der Sowjetunion einfielen: in einer tiefgehenden und umfassenden Reaktion sollten dann die politisch bedingten Leidenschaften das nationale Gefühl in den Massen freisetzen, und die Widerspenstigen sollten sich durch besonders furchtbare Opfer der Idee des Vaterlandes anschliessen. Aber im Jahre 1939 konnte noch niemand voraussehen, wann und wo sich die grosse erlösende Stimme erheben würde, um die Idee des Vaterlandes von allen Einflüssen zu befreien und im Schmerz der Prüfung das ewige Frankreich zu verkünden.

Das sind die Gründe, warum die Besetzung Prags in Frankreich nicht die gleiche entscheidende Reaktion hervorgerufen hatte wie in England. Die Franzosen hatten bis dahin weniger Fehler in der Aussenpolitik begangen als die Engländer. Sie hatten versucht, die in Versailles errichtete kontinentale Ordnung mit Anstrengungen aufrechtzuerhalten, denen England seine Unterstützung versagt hatte. Als sie sich vor den Gewalttaten des Reichs beugen mussten, folgten sie nur dem englischen Beispiel. Daladier hatte Chamberlain nach München begleitet, weil er über die Schwäche der britischen Armee informiert worden war.

England richtete sich am 15. März 1939 wieder auf. In Frankreich war der Umschwung weniger allgemein. Die extremen Parteien zeigten sich gleichgültig gegenüber dem Widerstand: die äusserste Linke, weil Moskau sich nicht mehr an der kollektiven Sicherheit beteiligte; die äusserste Rechte, weil sie der autoritären Sprache der Achse alle Heilkraft zuschrieb. Frankreich schien jedes Gefühl für Europa verloren zu haben. Es lieb sein Ohr denen, die ihm Resignation predigten und ihm rieten, sein Reich zu pflegen, wie der weise Cincinnatus seinen Garten bebaut hatte: unter Verzicht auf die Idee der Macht. Wenn die Regierung in ihren Unterredungen mit ausländischen Gästen die grossen Linien einer Politik verfolgte, deren Grundlagen schon stark erschüttert waren, schien Frankreich abwesend zu sein.

## EUROPAS LETZTE TAGE

Man war umso bewegter, es plötzlich wiederzufinden, an der grossen Kreuzung der kaiserlichen Strassen, die sich unter dem Triumphbogen treffen. Ich hatte in meinem Leben schon an den verschiedensten Denkmälern Kränze niedergelegt, und ich glaubte nicht mehr, dass diese Geste offizieller Anteilnahme mich noch innerlich erregen könnte. Aber als die *sonnerie aux morts* am Grabe des Unbekannten Soldaten ertönte, zu dessen Füssen ich die Farben meines Landes niederlegte, da fühlte ich, wie eng das Band war, das mich wie so viele meiner Landsleute und wie so viele Europäer, wie alle Teilnehmer des letzten Krieges mit dem französischen Soldaten verband, der dort ruhte. Ihm verdankten wir den Sieg. Ihm verdankten wir die Hoffnung, die wir in Frankreich und in Europa gesetzt hatten. Das Trompetensignal zur Ehrung der Toten erklang auf eine merkwürdige und erregende Art. Es schien die neue Gefahr anzukündigen, die den Sieg bedrohte. Und man fühlte, dass Frankreich *da war*: ausgesetzt den Erschütterungen, geweiht den Opfern, in erster Reihe getroffen von einer Bedrohung, die gegen die höchsten Werte gerichtet war, bot es dem Schicksal die Stirn mit jener ruhigen Leidenschaft, die es im Geist aller, die Frankreich liebten, mit der Vorstellung ewigen Bestandes verknüpfte. In die Angst, die mir das Herz zusammenschnürte, mischte sich ein Gefühl unbesiegbaren Vertrauens.

Ich war glücklich, nach dieser Zeremonie bei Hauptmann Goulin, dem Chef der Farman V, meinem alten Geschwader, all meine französischen Kameraden aus dem Jahre 1916 wiedersehen zu können.

\* \* \*

Die Mitglieder der französischen Regierung empfingen mich mit jener grossen Herzlichkeit, die in Paris zu allen Zeiten den Vertretern Rumäniens entgegengebracht wurde. Ich war davon umsomehr berührt, weil ich fühlte, dass auf ihnen die gleiche tiefgehende Bitterkeit lastete, die mein Land nach den jüngsten Ereignissen empfand. Wir trugen die gleiche Trauer, die Trauer um die Tschechoslowakei, das befreundete Land, das seit dem gemeinsamen Sieg das wichtige politische Bindeglied zwischen Frankreich und all den Staaten gewesen war, die sich dem europäischen System Frankreichs angeschlossen hatten. Für Frankreich

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

wie für seine treuesten Freunde hatten das Münchener Abkommen und die Besetzung Prags unmittelbarere und entscheidendere Folgen gehabt als für England. Für die Positionen Grossbritanniens in der Welt stellte der Bruch des europäischen Gleichgewichts erst eine Bedrohung dar, während die kontinentalen Positionen Frankreichs schon über den Haufen geworfen waren. Wir, die französischen Staatsmänner und die Vertreter der Länder Osteuropas, fühlten wohl, dass wir uns über den Ruinen unserer gemeinsamen Sicherheitsorganisation die Hand reichten.

Die besorgte Anteilnahme Frankreichs am Schicksal meines Landes hatte sich übrigens durch diese grausame Prüfung nicht verringert. Edouard Daladier hatte sich persönlich mit zäher Energie dafür eingesetzt, dass die englisch-französische Garantie auch Rumänien gegeben würde. Ich begab mich in die Rue Saint-Dominique, um dem Ministerpräsidenten die Dankbarkeit meines Landes zum Ausdruck zu bringen. Ich traf einen Mann, auf den die Besetzung Prags die gleiche Wirkung ausgeübt hatte wie auf Chamberlain: sie hatte die gleiche zornige Aufwallung in ihm hervorgerufen. Daladier war am Ende seiner Geduld und verheimlichte das nicht. Sein gerader Charakter reagierte leidenschaftlich auf Hitlers grenzenlose Unehrllichkeit. Wie sein englischer Kollege fühlte Daladier, dass mit der Verkörperung der Lüge kein Übereinkommen mehr möglich war.

Georges Bonnet war ruhiger; auch im Missgeschick bewahrte er methodisches Denken und die Vorliebe für taktische Manöver. Er empfing mich lange am Quai d'Orsay, um mir zu erklären, mit welchen Mitteln er noch immer, hartnäckig, hoffte, den Frieden retten zu können. Er machte sich über Deutschland keine Illusionen mehr; die Politik von München war zu Ende, durchaus zu Ende. Übrigens hatte sich der Minister zu dieser Politik nur entschlossen, um Zeit zu gewinnen und eine militärische Katastrophe zu vermeiden: München war in seinem Kopf niemals der Beginn der «neuen Ära» gewesen, sondern das verhängnisvolle Ergebnis einer ununterbrochenen Folge von Handlungen der Schwäche gegenüber Deutschland und die ebenso verhängnisvolle Konsequenz der Unzulänglichkeit des Systems, auf dem der europäische Frieden ruhte. Im Augenblick der Gefahr hatten sich alle Bündnisse

Frankreichs als wirkungslos erwiesen. Das Bündnis mit Polen hatte dieses Land nicht gehindert, seine eigenen Wege zu gehen. Der französisch-sowjetrussische Pakt, der nicht mit konkreten Bestimmungen für seine Anwendung versehen war, hatte rein platonischen Charakter gezeigt. Die Abmachungen mit den Staaten der Kleinen Entente reichten nicht aus, um Deutschland in Schach zu halten. Die an Russland angrenzenden Länder hatten sich geweigert, das Inkrafttreten des sowjetrussischen Beistandes zu erleichtern.

Es kam darauf an, den Aufschub, den man in München so teuer bezahlt hatte, auszunutzen, um die Organisation auf solideren Grundlagen neu zu errichten. Die kollektiven Verpflichtungen zu gegenseitigem Beistand konnten nicht mehr genügen; es bedurfte präziser Abmachungen, die in ein vollständiges und allgemeines System einzugliedern waren. Als erstes Land musste England seinen Teil an der Verantwortung übernehmen; es war entschlossen, dies zu tun. Dann mussten Frankreich und England in Übereinstimmung die Länder des Ostens garantieren. Sie hatten es schon für Polen, Rumänien und Griechenland getan. Sie waren im Begriff, neue Bindungen mit der Türkei einzugehen. Aber das war nicht alles: das Wichtigste blieb noch zu tun. Russland musste an die Sache des Friedens gebunden werden. Die Teilnahme der Sowjetunion war unerlässlich und ausschlaggebend; daher hatte sich die französische Regierung den Bemühungen der englischen Regierung mit dem festen Willen angeschlossen, zu einem glücklichen Ende zu gelangen. Bonnet legte Wert darauf, die Bedeutung, die er dem Beistand Sowjetrusslands beimass, recht klar hervorzuheben. Er wünschte ihn um jeden Preis. Ich war beeindruckt von der Eindeutigkeit seiner Entschlossenheit.

Die französische Politik, wie sie mir Bonnet auseinandersetzte, war der der englischen Regierung ähnlich, aber nicht mit ihr identisch. Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass die britischen Staatsmänner vor allem daran dachten, das europäische Gleichgewicht zu bewahren. Sie waren bereit, die Risiken eines Krieges, wenn es sein musste, auf sich zu nehmen – unter der Bedingung, dass man dem Angreifer eine möglichst starke Koalition entgegenstellen könnte. Aber diese Koalition sollte eine ausgewogene Ordnung aufrechterhalten. Gewisse Mitglieder des kon-

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

servativen Kabinetts hatten ihre Vorurteile gegen die Methoden und die «Umtriebe» der Sowjets: nur widerwillig beugten sie sich den an Zahl ständig wachsenden Bedingungen, welche die russischen Unterhändler stellten. Mehr als ein Engländer war versucht zu glauben, dass die These des Obersten Beck, nach der ein englisch-französisch-polnisches Bündnis genüge, um die Rettung Europas zu sichern, hinreichende Vorteile biete. Diese Vorbehalte trübten nicht die vollkommene Ehrlichkeit, mit der die englische Regierung sich um die Verständigung mit Moskau bemühte; aber sie sollten im Verlauf der Verhandlungen mehr als eine Krise hervorrufen.

Die französische Regierung hatte nicht auf solche Vorurteile Rücksicht zu nehmen. Sie wollte den Frieden. Sie wollte ihn aus einem sehr einfachen und zugleich sehr eindringlichen Grunde: sie fürchtete, dass der Krieg für Frankreich verhängnisvoll werden würde. Die Zeit, die man in München gewonnen hatte, war nicht genügend ausgenutzt worden; Bonnet hatte die genauen Zahlen der Rüstung der befreundeten und verbündeten Staaten im Kopf. Frankreich lief noch immer Gefahr, allein oder fast allein den Ansturm der feindlichen Armeen aushalten zu müssen. Um Frankreich zu retten, musste man den Frieden retten. Das war nicht mehr *mit* Deutschland möglich, wie man zurzeit von München sagte; es war nur noch *gegen* Deutschland möglich. Man konnte dieses Ziel nur erreichen, wenn die Realität der sowjetrussischen Massen gegen die Realität der deutschen Massen stand. Vor der Drohung eines Zweifrontenkrieges würde Hitler Halt machen. Bonnet glaubte weniger an die Vorzüge kollektiver Verpflichtungen als an die Wirkung eines mächtigen Gegengewichtes, wenn es rechtzeitig in Erscheinung träte. Nur ein präzises Abkommen mit Russland konnte die Lage wiederherstellen. Der französische Grosse Generalstab hatte ein solches Abkommen verlangt; Daladier und die Regierung in ihrer Gesamtheit wünschten es; es drängte sich auf als einzige Lösung zur Abwendung der Katastrophe.

Bonnet verheimlichte nicht, dass die Verhandlungen mit Russland schwierig waren und lange dauern konnten. Er fragte sich auch, ob er genügend Zeit zur Verwirklichung seiner Politik haben würde. Die

Danziger Frage beunruhigte ihn: sie konnte binnen Kurzem neue Zwischenfälle hervorrufen. Würde es Polen gelingen, die Gefahr zu beschwören oder den Konflikt zu vertagen? Würde Hitler noch einmal versuchen, die Gunst Englands zu gewinnen? Mit einem Wort, konnte man noch Zeit gewinnen, um sich militärisch besser vorzubereiten und die Sowjetunion an seine Seite zu bringen? Das war die ganze Frage.

Die Antwort auf diese Frage sollte nicht auf sich warten lassen; sie traf ein, während ich mich noch in Paris befand. Im Verlauf eines Frühstückes, dem meine Frau und ich am 28. April am Quai d'Orsay beiwohnten, empfing der Minister die stenographischen Aufzeichnungen der grossen Rede, die Hitler am gleichen Morgen vor dem deutschen Reichstag gehalten hatte. Ich vernahm die ersten Kommentare, die Hitlers Worte in Frankreich hervorriefen.

Diese Rede enthielt, in einer Flut von Worten, drei bedeutende neue Fakten. Diese drei neuen Fakten waren geeignet, die französische Regierung davon zu überzeugen, dass die Zeit streng begrenzt war.

\* \* \*

Als ich die stenographischen Aufzeichnungen las, die Bonnet mir reichte, begegnete ich vielen der Worte wieder, die Hitler vor mir gesprochen hatte. Der Kanzler erinnerte an das Angebot, das er Polen in bezug auf Danzig gemacht hatte; dieses Angebot schien ihm «der Beweis des gewaltigsten Versöhnungswillens zu sein, den man sich als Beitrag zur Sache des europäischen Friedens vorstellen könnte». Ein solches Angebot, über das «die Nachwelt zu urteilen haben würde, ereignete sich nur einmal». Polen hatte nicht verstanden, diese Chance zu nutzen. Es hatte sich mit England verbunden. Seine Abmachungen standen «im Widerspruch mit der Erklärung des deutsch-polnischen Nichtangriffspaktes».

Hier trat das neue Faktum in Erscheinung: «Ich betrachte», erklärte Hitler, «den seinerzeit zwischen mir und Marschall Pilsudski geschlossenen Pakt als einseitig von Polen verletzt; er hat infolgedessen aufgehört zu bestehen.»

Hitler kündigte «einseitig» das Abkommen, das während fünf Jah-

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

ren die besten Beziehungen zwischen dem Dritten Reich und Polen gesichert hatte, und das nach seinem eigenen Geständnis «zu einer ausserordentlichen Entspannung der europäischen Situation beigetragen» hatte. Es war kein Zweifel, dass die Kündigung des Abkommens zu einer ebenso ausserordentlichen Spannung der genannten Situation beitragen würde.

Die Rede enthielt liebenswürdige Worte für England, die gleichen, die ich vernommen hatte: «Im Verlauf meiner ganzen politischen Tätigkeit habe ich niemals aufgehört, zugunsten einer Freundschaft und einer engen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und England zu plädieren; wenn ich wünsche, diese Freundschaft sich verwirklichen zu sehen, so nicht nur, weil dieser Wunsch meinen eigenen Gefühlen entspricht, sondern auch weil ich die Bedeutung verstehe, die für die ganze Menschheit die Existenz des britischen Weltreichs besitzt. Ich habe niemals erlaubt, an der Tatsache zu zweifeln, dass ich in der Existenz dieses Weltreichs ein Element von unschätzbarem Wert für die ganze menschliche Zivilisation und für die Weltwirtschaft sehe. Wenn man die Dinge von einem höheren menschlichen Gesichtspunkt aus ins Auge fasst, so erscheint mir der Gedanke, dass man die Frucht dieser Arbeit zu zerstören beabsichtigen könnte, eine Art von Wahnsinn zu sein, der eines Herostratos würdig wäre». Diese Liebenswürdigkeiten hatten ihr Gegenstück. Hitler skizzierte den Gedanken einer Teilung der Welt, indem er ihm eine historische Rechtfertigung gab: «Das englische Volk beherrscht ein ausgedehntes Weltreich. Es hat dieses Reich in einer Zeit errichtet, in der das deutsche Volk seine Kraft eingebüsst hatte. Einst war Deutschland ein grosses Weltreich; es beherrschte den Okzident. Aber dieses Reich versank in einen tiefen Schlaf... Wenn Deutschland, das ewig angegriffene, seine Besitzungen nicht zu bewahren vermochte und unzählige Provinzen hat opfern müssen, so liegt das einzig und allein an der unglücklichen Entwicklung seiner staatlichen Organisation. Diese Zeiten sind vorbei.» Hitler unterstrich die Gleichberechtigung gegenüber England: «Mögen doch alle Engländer verstehen, dass wir in keiner Weise das Gefühl haben, dem britischen Volk unterlegen zu sein. Dafür ist unsere geschichtliche Vergangenheit viel zu gewaltig !» Hitler hätte

hinzufügen können: Unsere Zukunft, wie wir sie verstehen, ist es noch viel mehr! Denn es ging sehr wohl um die Zukunft und um die Möglichkeiten des deutschen Volkes, von Neuem den weltbeherrschenden Rahmen auszufüllen, den eine zweitausendjährige Geschichte ihm vorgezeichnet hatte. Vor seinem «tiefen Schlaf» hatte das deutsche Weltreich «den Okzident beherrscht». Nach welcher Seite würde es sich bei seinem Erwachen ausdehnen? «Ich habe mich immer im Rahmen von Forderungen gehalten, die mit dem deutschen Lebensraum und dadurch mit dem ewigen Besitz der deutschen Nation eng verknüpft sind.» Diese Forderungen, die sich den Anschein der Bescheidenheit gaben, umfassten in Wirklichkeit einen guten Teil Europas. Hitler sagte nicht mehr darüber; die Engländer mochten es erraten. Unter solchen Bedingungen war es möglich, «eine dauerhafte Freundschaft zwischen dem deutschen und dem englischen Volk auf der Grundlage der gegenseitigen Achtung und der Anerkennung der beiderseitigen Interessen» zu schaffen.

Seit Hitler in meiner Gegenwart gesprochen hatte, war eine weitere Veränderung eingetreten. Der Kanzler hatte begriffen, dass England sich nicht zum Spiel der Teilung bereit finden würde: «Ich habe die Erklärung des britischen Premierministers gehört, in der er sagt, dass er den von Deutschland abgegebenen Versicherungen keinerlei Vertrauen entgegenbringen zu können glaubt. Unter diesen Umständen finde ich es logisch, ihm und dem englischen Volk nicht eine Situation aufzudrängen, die nur mit einem Gefühl des Vertrauens zu verstehen ist.» Mehr als durch die Worte Chamberlains war Hitler betroffen durch die englischen Garantien und vor allem durch den Entschluss der englischen Regierung, die allgemeine Wehrpflicht im Vereinigten Königreich einzuführen. So wollte er der «unfreundschaftlichen» Handlungsweise Englands eine Geste entgegenstellen, die beweisen sollte, dass er nicht mehr auf das Verständnis der englischen Regierung rechnete. Wenn er darauf Wert gelegt hatte, noch einmal seine früheren guten Absichten in Erinnerung zu rufen, so war das nicht geschehen, um einen neuen Appell an London zu richten, sondern um vor der Geschichte die Verantwortlichkeiten festzulegen. Von nun ab «. . . werden wir, gestützt auf das Bewusstsein unserer eigenen Kraft und der unserer Freunde, die Wege fin-



den, die unsere Unabhängigkeit sichern und unserer Würde keinen Abtrag tun werden.»

Ein Faktum sollte der Politik des Vertrauens, die Hitler «trotz allem» bis dahin verfolgt hatte, ein Ende setzen; und dieses Faktum war die Kündigung des Flottenabkommens vom 18. Juni 1935. Indem die Reichsregierung dieses Abkommen unterzeichnete, hatte sie «aus freien Stücken den Vorrang der britischen Interessen zur See anerkannt». Sie hatte geglaubt, «durch diese in der Geschichte der Grossmächte wahrscheinlich einzigartige Entscheidung» die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Nationen zu erleichtern. Aber «natürlich setzte dieser Akt als Vorbedingung voraus, dass die königlich britische Regierung ihrerseits entschlossen war, Deutschland gegenüber eine wohlwollende politische Haltung einzunehmen». War darunter zu verstehen, dass die englische Regierung dem Reich einen «Vorrang» nach irgendeiner anderen Seite hin zubilligen sollte? Weit entfernt, auf solche Anregung einzugehen, widersetzte sich die britische Regierung im Gegenteil jeder Umwälzung der europäischen Ordnung. Hitler vermochte seine Enttäuschung nicht zu verbergen: «England beseitigt also einseitig die Grundlage des Flottenabkommens vom 18. Juni 1935 und nimmt diesem Abkommen alle Lebenskraft. Es zerstört durch seine Einkreisungspolitik die Basis des Flottenabkommens.»

Wieder einmal war eine «in der Weltgeschichte einzig dastehende» grossherzige deutsche Initiative auf das Unverständnis der Nachbarvölker gestossen! Indem Hitler das Flottenabkommen kündigte, wie er das Abkommen mit Polen gekündigt hatte, behauptete er, sich darauf zu beschränken, die Wirklichkeit festzustellen: er behauptete Türen zu schliessen, die andere nicht offenlassen wollten. Aber er schloss sie fest und mit der Absicht, anderswo «die Wege seiner Unabhängigkeit» zu suchen.

Welches waren diese neuen Wege? Noch wurden sie durch kein Anzeichen verkündet. Auf den ersten Blick schien die Sowjetunion für jeden Versuch einer Annäherung seitens Deutschlands hermetisch verschlossen. War sie nicht auf ausdrückliches Verlangen Hitlers von München ferngehalten worden? War sie nicht der Gegenstand all der Intrigen, die das Reich unermüdlich anzettelte, und denen der berüchtigte Antikomin-

ternpakt eben erst seine feierliche Weihe gegeben hatte? Wurde sie nicht in fast allen Reden Hitlers aufs Heftigste beleidigt?

Indessen hätte die gleichzeitige Kündigung des polnischen Abkommens und des Flottenabkommens einen gewissen Argwohn wachrufen können. Hatte sich das Reich von den Verpflichtungen, die es gegenüber Polen und England banden, vielleicht befreit, um die Hände freizubekommen, damit es sie, wer konnte es wissen, Russland entgegenstrecken könnte? Indem England die Garantierung Polens übernahm, bevor es ein präzises Abkommen mit der Sowjetunion geschlossen hatte, gab es denen, die ein Interesse daran hatten, die Verständigung zwischen London und Moskau zu verhindern, gewisse Chancen. Denn die Sowjetunion liebte Polen nicht; die englische Garantie war keineswegs geeignet, Moskau zu begeistern. Die hartnäckige Weigerung, die Polen, auf die englische Garantie gestützt, jedem Versuch, es Russland näher zu bringen, entgegensetzte, musste die sowjetrussischen Staatsmänner noch mehr verstimmen. Wenn Hitler es verstand, die Schwierigkeiten zwischen Polen und Russland, die sich zweifellos verschärfen mussten, auszunutzen, würde er die «Einkreisungspolitik» Englands in ihrer Gesamtheit zum Scheitern bringen können. Das war für ihn das einzige Mittel, seinem Eroberungswillen die Bewegungsfreiheit zu sichern. Den Versuch zu machen, sich der Sowjetunion zu nähern – nicht um Polen besser zu schützen, sondern um es zu teilen – hiess das nicht, an die Stelle des englischen Planes ein Manöver zu setzen, das in den Augen der Moskauer Politiker viel verführerischer sein musste, und von Neuem einen Weg einzuschlagen, den Berlin schon mehr als einmal gegangen war, um die östlichen Fragen zu regeln? In einer Epoche, in der die Führer der Sowjets die Erinnerung an Peter den Grossen und an die Grosse Katharina herauf zu beschwören liebten, konnte Hitler versucht sein, die englische Politik zu durchkreuzen, indem er an die Traditionen Friedrichs des Grossen anknüpfte.

Diese ungewöhnliche Hypothese schien durch ein Faktum bekräftigt zu werden: in seiner jüngsten Rede hatte Hitler die Sowjetunion nicht mehr angegriffen. Nichts mehr von jenen berüchtigten Schmähungen gegen Moskau, gegen die Bolschewisten und den Bolschewismus. Das war das dritte neue Faktum, und im Ganzen genommen war es das bedeutsamste.



*Nach dem Essen:  
Georges Mandel (in der Mitte), Albert Monsset (rechts) und  
G. G.*

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

Einige Tage später, am 7. Mai, sollte Bonnet einen Bericht seines Berliner Botschafters empfangen, der auf die rätselhafte Haltung, die Hitler eingenommen hatte, einiges Licht warf. *«Ich erlaube mir»*, schrieb Coulongre, *«die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz ganz besonders auf die in dem beigefügten Bericht enthaltenen Informationen zu lenken; die Persönlichkeit, die sie uns geliefert hat, ist ganz besonders gut in der Lage, die Absichten des Führers und seiner hauptsächlichsten Unterführer zu kennen. Diese neuen Erklärungen lassen sich folgendermassen zusammenfassen:*

1. ... Der Führer ist entschlossen, die Rückkehr Danzigs zu Deutschland und die Verbindung Ostpreussens mit dem Reich sicherzustellen;

2. Der Führer, der geduldig und überlegt vorgeht, wird die Frage nicht unmittelbar anpacken, denn er weiss, dass Frankreich und England von nun ab nicht mehr zurückweichen würden und dass die Koalition, auf die er stossen würde, sehr stark wäre. Er wird manövrieren, bis seine Stunde schlägt;

3. Der Führer wird sich zu diesem Zweck mit Russland verständigen. Der Tag wird kommen, wo er auf solche Weise seine Ziele erreichen wird, ohne dass die Alliierten irgendeinen Grund oder auch nur die Absicht hätten zu intervenieren. Vielleicht wird man eine vierte Teilung Polens erleben. Auf jeden Fall wird man bald sehen, dass etwas im Osten im Gange ist. . .<sup>1)</sup>»

Die Aufmerksamkeit der Welt richtete sich jetzt auf Russland. Es

<sup>1)</sup> Dem Bericht Coulongres war ein Résumé des Gedankenaustausches angefügt, der am 6. Mai zwischen einem Mitglied der französischen Botschaft und einem Vertrauten des Führers stattgefunden hatte. Dieser Vertraute hätte unter anderem die folgenden Erklärungen abgegeben:

«Denken Sie, dass Hitler das Spiel eröffnen wird, ohne alle Trümpfe in der Hand zu haben? Das stände im Widerspruch zu der Art, die ihm all seine bisherigen Erfolge ohne Schwertstreich eingebracht hat. Waren Sie nicht verblüfft, dass er in seiner letzten Rede keinerlei Anspielung auf Russland gemacht hat? Haben Sie nicht bemerkt, in wie verständnisvoller Art die heutigen Morgenzcitungen – die übrigens in diesem Punkt genaue Instruktionen erhalten haben – von Molotow und Russland sprechen? Sie haben sicher Wind bekommen von einem gewissen Hin und Her, das im Gange ist, und von der Reise des russischen Botschafters und Militärattachés nach Moskau: der Botschafter wurde am Vorabend seiner Abreise von Herrn von Ribbentrop, der Militärattaché im Oberkommando der Wehrmacht empfangen, und beide wurden über den Standpunkt der Reichsregierung vollständig informiert. Ich kann Ihnen wirklich nicht mehr sagen, aber Sie werden eines Tages erfahren, dass etwas im Osten im Gange ist.»

schien, dass die Schlüssel der Lage sich von nun ab in Moskau befanden, und dass dort die Entscheidung über Krieg oder Frieden fallen konnte.

\* \* \*

Der Quai d'Orsay kannte von nun ab den ganzen Ernst der Situation. Nach der Seite Deutschlands waren die Brücken endgültig abgebrochen. Sollten die Verhandlungen mit Russland scheitern, so würde das bedeuten: Ermutigung der Angriffspolitik, Entfesselung des Gewaltstrechs gegen Danzig – und Krieg.

Die französische Regierung kannte gleichfalls den genauen Charakter der Beziehungen, die seit dem Beginn der Verhandlungen zwischen den in Frage kommenden Staaten bestanden. Die Sowjetunion wurde umworben – Frankreich und England waren Bewerber. Es war vorauszu- sehen, dass Russland aus dieser Situation Nutzen zu ziehen wissen würde; es hatte seit langem, und noch mehr seit München, manchem Groll Befriedigung zu verschaffen. Aber man durfte sich von diesen Schwierigkeiten nicht beeindrucken lassen, und Moskau war Opfer wert; nichts war zu teuer, um den Krieg aufzuhalten.

Der französische Außenminister wurde der hauptsächlichste Verhandlungsführer auf Seiten der Westmächte. Er hatte es nicht nur auf sich genommen, das Vertrauen Moskaus zu gewinnen, sondern auch die Geduld und den guten Willen der englischen Regierung anzuspornen.

Bonnet setzte mir im Einzelnen die Schwierigkeiten seiner Aufgabe auseinander. Zu den Hindernissen politischer Art kamen unzählige formale Komplikationen. Die Notwendigkeit, in das Abkommen gewisse Länder einzubeziehen (denen man beistehen musste, ohne sie zu nennen), hatte den Quai d'Orsay in die gleiche Schwierigkeit versetzt wie vorher das Foreign Office. Es gab da ein diplomatisches Kopfzerbrechen, dem sich die Techniker aus vollem Herzen widmeten, indem sie die scharfsinnigsten Variationen über das gleiche Thema erdachten. Jeder Artikel musste zahlreiche merkwürdige Metamorphosen durchmachen; es kam vor, dass er mehrfach die Reise Paris-London und zurück machen musste, begleitet von langen Memoranden und mündlichen Erklärungen, bevor er, in doppelter Fassung, englisch und französisch, seine Reise nach Mos-

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

kau fortsetzen konnte. Von dort kam er unkenntlich zurück. Alles musste von Neuem beginnen.

Die in London gefundenen Formulierungen, in dem dem Foreign Office eigentümlichen Stil, waren nicht immer leicht zu fassen. Jene, die im Narkomindjel ausgearbeitet wurden und deren Scharfsinnigkeit unvergleichlich war, schienen sich mit den ersteren niemals treffen zu sollen. Es bedurfte der Klarheit der französischen Sprache, um diese Verwirrung ein wenig zu zerstreuen. Es war dies einer der besten Trümpfe der französischen Diplomatie. Aber er konnte das Wesen der Dinge nicht ändern; die Verhandlungen waren dazu verurteilt, lange zu dauern.

Das Hauptproblem, vor das sich der Quai d'Orsay gestellt sah, war, die gewollte Ungenauigkeit der englischen Formeln mit dem betonten Willen der Sowjetregierung, im Spiel der Westmächte klarzusehen, in Einklang zu bringen. Am 19. April gab Moskau seine Gegenvorschläge zum französischen Projekt vom 14. und zum englischen Projekt vom 15. April bekannt<sup>1</sup>).

Die sowjetrussische Antwort war klar und wohlüberlegt. Der Vorschlag enthielt folgende Punkte:

1. Eine gegenseitige Beistandsverpflichtung der drei Grossmächte gegen jeden Angriff in Europa;
2. Eine Beistandsverpflichtung dieser drei Mächte gegenüber den an Russland grenzenden osteuropäischen Staaten: Rumänien, Polen, Lettland, Estland;
3. Eine Verpflichtung der drei Mächte, die militärischen Modalitäten des in den Paragraphen 1 und 2 vorgesehenen Beistands zu prüfen.

Die Sowjetregierung nahm so, vom Beginn der Verhandlungen an, eine Haltung ein, die sie niemals aufgeben sollte. Sie war bereit, die weitgehendsten Verpflichtungen zu übernehmen, unter der Bedingung, dass sie wissen musste, zu was sie sich verpflichtete und wie sie gegebenenfalls ihre Verpflichtungen erfüllen könnte. Die Tendenz war, in Bezug auf die Ausdehnung des Beistandes nicht zu knausern, vorausgesetzt, dass die zu übernehmenden Verpflichtungen präzise und zu verwirklichen

<sup>1</sup>) Siehe Kapitel V, S. 139 und 140.

waren; in diesem Geist bot sie mehr an, als man von ihr verlangte, und drängte darauf, dass der Beistand automatisch in Kraft treten und vom militärischen Gesichtspunkt aus so strikt wie möglich geregelt sein solle. Diese Haltung sollte ihr gestatten, die Verhandlungen nach ihrem Belieben zu lenken und sie zu unterbrechen, wobei sie für sich die Vorteile des offenkundigen guten Willens wahrte.

Die Engländer, die doch die Initiative bei diesen Verhandlungen gehabt hatten, zeigten sich unendlich viel bedächtiger. Ihre traditionelle Furcht, sich über gewisse Grenzen hinaus zu verpflichten, zu Gefangenen von Formeln zu werden und vom guten Willen ihrer Partner abzuhängen, rief auf ihrer Seite vielfaches Zögern hervor und beraubte sie des Vorteils ihrer absoluten Ehrlichkeit. Diese Behutsamkeit der englischen Regierung im Gegensatz zur Sicherheit des sowjetrussischen Gegenvorschlags zeigte sich auf schlagende Art in einer Note vom 29. April, in der es hiess:

*«Die Politik, welche die Regierung Seiner Majestät in ihren Kontakten mit der Sowjetregierung verfolgt, hat zum Ziel, zu versuchen, die folgenden Gesichtspunkte miteinander in Einklang zu bringen:*

a) *Nicht die Chance zu vernachlässigen, von der Sowjetregierung im Kriegsfall Hilfe zu empfangen.*

b) *Nicht dadurch, dass man über die Empfindlichkeiten Polens und Rumäniens hinweggeht, die gemeinsame Front zu gefährden.*

c) *Nicht sich die Sympathie der ganzen Welt zu entfremden, indem man der Antikomintern-Propaganda Deutschlands einen Vorwand liefert.*

d) *Nicht die Sache des Friedens zu gefährden, indem man von Seiten Deutschlands eine heftige Aktion provoziert...*

Wieviele Vorbehalte für einen kleinen Fortschritt, wie er unter Punkt a) angedeutet wurde! Ein Schritt vorwärts, drei Schritte zurück .... Und dabei war es doch diese englische Regierung, die um den Beistand der Sowjetunion warb! Es war klar, dass diese Regierung von Unruhe ergriffen war auf Grund des Ungestüms, mit dem die Sowjets akzeptiert hatten. London misstraute, vielleicht nicht ohne Grund, dem automatischen Beistand, den Moskau auf Länder ausdehnen wollte, von denen noch gar nicht die Rede gewesen war, wie Lettland und Estland. Der

sowjetrussische Vorschlag verriet eine gewisse «Dynamik», die zwar der deutschen Dynamik entgegengesetzt war, aber darum nicht weniger die ausgeglichene Politik Grossbritanniens vor den Kopf stiess. So war die englische Regierung glücklich, die «Empfindlichkeit» Polens und Rumäniens in den Vordergrund rücken zu können, um die Verpflichtungen, welche die Sowjetunion übernehmen sollte, begrenzen zu können. Diese Empfindlichkeiten, die London nicht «übergehen» wollte, drückten eine Befürchtung aus, die die englische Regierung teilte: man musste fürchten, dass das Verteidigungssystem, an das die Westmächte gedacht hatten, Russland Gelegenheit geben könnte, die Fragen Osteuropas zu seinem ausschliesslichen Vorteil zu regeln.

Bonnet mass diesen Überlegungen weniger Bedeutung bei. Die polnischen und rumänischen Vorbehalte interessierten ihn soweit, als sie für Vorsichtsmassnahmen bestimmend sein konnten, die geeignet wären, jedes Risiko eines Krieges zu vermeiden; es schien ihm logisch, dass man Deutschland nicht unnötig provozierte. Aber er war überzeugt, dass das Abkommen mit der Sowjetunion das einzige Hindernis war, das man dem Krieg in den Weg legen konnte. War dieses Hindernis einmal errichtet, so fielen die rumänischen und polnischen Vorbehalte von selbst dahin. Ich neigte dazu, Bonnet in diesem Punkt recht zu geben: sobald zwischen dem Westen und der Sowjetunion ein *wirkliches* Abkommen, das eine wirksame Garantie darstellte, geschaffen sein würde, würde Rumänien keine Ursache mehr haben, sich abseits zu halten. Dass Polen ebenso handeln würde, schien mir weniger gewiss. Bonnet schien zu hoffen, er werde die Polen, wenn er sie über die Verhandlungen auf dem Laufenden halte, hindern können, sich zum Schluss beiseite zu stellen.

Die Formel einer einseitigen Garantieerklärung von Seiten der Sowjetunion – eine Formel, an der die englische Regierung verbissen festzuhalten schien<sup>1)</sup> – hielt der französische Minister für unzulänglich. Sie hatte

<sup>1)</sup> In ihrer Note vom 29. April hatte die englische Regierung erneut angeregt, die Sowjetregierung solle «aus eigener Initiative» eine öffentliche Erklärung abgeben, in der sie sich auf die letzten Erklärungen Stalins beziehen und sich verpflichten solle, die Westmächte zu unterstützen, wenn diese in die Lage kämen, die Verpflichtungen zu erfüllen, die sie im Hinblick auf «gewisse Länder Osteuropas» übernommen hatten.



nach seiner Ansicht keinerlei Chance, von der Moskauer Regierung akzeptiert zu werden. Diese wollte genau wissen, zu was sie sich verpflichtete, und worin das Gegenstück ihrer Verpflichtungen bestände; die einseitigen Erklärungen besagten ihr nichts<sup>1)</sup>.

Was die französische Regierung betraf, so war sie der Ansicht, dass eine zweiseitige Verpflichtung unendlich viel besser dem Ziel entspräche, das es zu erreichen galt; nur wenn man Hitler ein in feste Formen gekleidetes Abkommen zwischen den Westmächten und Sowjetrußland entgegenstellte, konnte man hoffen, den Vormarsch des Krieges zu lähmen. Am 29. April schlug der Quai d'Orsay eine neue Formel eines zweiseitigen Abkommens mit folgendem Inhalt vor:

*«Im Falle, dass Frankreich und Grossbritannien sich im Kriegszustand mit Deutschland befänden, als Folge einer Aktion, die sie unternommen hätten, um einer gewaltsamen Veränderung des Status quo in Mittel- oder Osteuropa vorzubeugen, würde ihnen die Sowjetunion sofort Hilfe und Beistand leisten. Im Falle, dass die Sowjetunion sich im Kriegszustand mit Deutschland befände, als Folge einer Aktion, die sie unternommen hätte, um einer gewaltsamen Veränderung des Status quo in Mittel- und Osteuropa vorzubeugen, würden Frankreich und Grossbritannien ihr sofort Hilfe und Beistand leisten.»*

Die britische Regierung fand, dass dieser Entwurf zu weit gefasst sei und eine zu automatische Beistandsleistung mit sich bringe. Aber Bonnet blieb hartnäckig: nachdem er von den Einwendungen der britischen Regierung Kenntnis genommen hatte, liess er London wissen, er beharre darauf zu glauben, «dass sein Vorschlag einfacher und besser sei und auch mehr Aussichten habe angenommen zu werden».

Lediglich über diesen letzten Punkt täuschte er sich. Die sowjetrussische Regierung sollte den französischen Vorschlag ganz ebenso ungenügend finden wie den englischen. Die Sowjetregierung wollte nicht nur die Grundsätze aufstellen; sie wollte die Einzelheiten regeln. Indem

<sup>1)</sup> Die englische Regierung hatte selbst feststellen können, wie wenig Glauben die Sowjetunion in die einseitigen Garantien der Westmächte setzte. «Ich verstehe nicht, warum die Sowjetregierung den Anschein erweckt, dass die Regierung Seiner Majestät durch die Erklärungen, die sie Polen und Rumänien gegeben hat, nicht gebunden sei», sagte der Chef des Foreign Office in einer Note vom 22. April.

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

die Westmächte von ihr verlangten, sie solle mit ihnen die Verteidigung mehrerer Länder garantieren, hatten sie ihr die Gelegenheit gegeben, das Problem Osteuropas in seiner Gesamtheit zu erörtern. Von nun ab würde Russland auf diesem Weg nicht mehr Halt machen; es musste die Probleme endgültig entscheiden, unter der Mitwirkung Frankreichs und Englands – oder, wenn dies nicht möglich wäre, ohne diese Mächte und gegen sie. Die ständig verschärften Bedingungen, die die Sowjetregierung zu stellen begann, dienten alle diesem doppelten Ziel: das normale und wirkliche Funktionieren des vorgeschlagenen Abkommens zu ermöglichen, aber zur gleichen Zeit der Sowjetunion eine aktive Rolle und das Übergewicht in den Regionen des Ostens, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, einzuräumen. Wenn die Westmächte aus Gründen der Vorsicht zögerten, alle verlangten Präzisionen zu liefern, so würde die Verantwortung für das Scheitern der Verhandlungen ausschliesslich auf sie zurückfallen; die Sowjetunion würde ihre volle Handlungsfreiheit bewahren.

Die Aufgabe, um deren Lösung sich die französische Diplomatie bemühte, wurde immer schwieriger. Die Diskussion über die Formeln hatte politische Meinungsverschiedenheiten enthüllt. Bei dieser Gegenüberstellung des Westens und Sowjetrusslands ging es noch um andere Dinge als um einen Beistandspakt, der den Status quo garantierte: es galt, sich über die Prinzipien einig zu werden, welche die Eingliederung der Sowjetunion in die europäische Ordnung gestattet hätten. Dieses Problem war in einer Zeit, in der Hitler seine zerstörerische Kraft ausübte, ganz besonders schwer zu lösen; dieses Problem sollte bis zum Kriege offen bleiben, während des Krieges selbst mancherlei Verwicklungen hervorrufen und sich am Tage des Friedens von Neuem stellen<sup>1)</sup>.

\* \* \*

Die diplomatischen Bemühungen gegenüber der Sowjetunion fanden die vollkommene Billigung aller verantwortlichen französischen Politiker. Die Einmütigkeit war weniger vollkommen in Bezug auf die Politik,

<sup>1)</sup> Siehe Epilog, S. 217.

die Frankreich gegenüber Italien befolgen sollte. Bonnet glaubte, dass Italien für eine Politik der Verständigung und der friedlichen Zusammenarbeit gewonnen werden könnte. Daladier teilte diese Hoffnung nicht. Der Ministerpräsident war gereizt durch das zweideutige Handeln der faschistischen Regierung, die in regelmässigen Abständen heftige Kampagnen gegen Frankreich entfesselte und gleichzeitig Kulissengerüchte begünstigte, nach denen Italien bereit sei, zu den besten Bedingungen zu verhandeln. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ertönte jedes Mal, wenn Deutschland die Komödie einer Annäherung an Frankreich spielte (so im Zeitpunkt von Ribbentrops Reise nach Paris, am 6. Dezember 1938) in Rom heftiges Geschrei, das die «Rückkehr» der Insel Korsika, von Nizza und Savoyen zu Italien forderte. Dann beruhigte sich dieser Lärm, Italien setzte wieder sein Lächeln auf, und die französischen Reisenden waren überraschenderweise einmütig in der Anerkennung, dass man ihnen dort unten einen sehr guten Empfang bereitet habe. Unter diesen Reisenden befanden sich Beobachter und heimliche Unterhändler (wie Baudouin, ein einflussreicher Geschäftsmann, der später unter dem Regime von Vichy eine politische Rolle spielen sollte). Alle kamen mit der Überzeugung zurück, dass es möglich wäre, sich mit den Herren Italiens zu verständigen.

Daladier vertraute diesen «optimistischen» Berichten nicht. Er hatte keinerlei Sympathie für die Regierung in Rom und glaubte, dass Italien, wenn es im Geheimen Frankreich Annäherungsvorschläge machte, aber mit lauter Stimme seine Zugehörigkeit zur Achse verkündete, lediglich mit seinen beiden Trümpfen spielen und gewinnen wollte. Die Beamtschaft des Quai d'Orsay, an deren Spitze Alexis Léger stand, teilte dieses Misstrauen. Der Generalsekretär des Aussenministeriums sagte mir mit der ihm eigentümlichen Gedankenschärfe, er glaube nicht, dass die Situation in Italien eine ernsthafte Annäherung gestatte. «Man muss sie ihre Erfahrung bis zum Ende machen lassen. Jeder von aussen kommende Versuch, sie an unsere Seite zurückzuführen, ist zum Scheitern verurteilt: das würde sie in ihrer Politik der Doppelzüngigkeit bestärken, würde sie dazu verführen, die Vorteile, über die sie verfügen, zu höchsten Preisen zu veranschlagen und die Wohltaten, die ihnen die Achse

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

zu sichern vermag, noch höher zu bewerten. Erst wenn sie eine Idee, die heute erst in ihnen keimt – die Gefahr, die für Italien die Abhängigkeit von Deutschland darstellt – bis zu Ende gedacht haben, werden sie sich entschliessen, zu uns zurückzukehren, nicht um Geschäfte zu machen, sondern um die Situation des Gleichgewichts wiederzufinden, die immer ihr Wohl gesichert hat. Erst dann werden wir ihnen die Hand entgegenstrecken können.»

Bonnet war weniger geduldig; denn er fürchtete, dass die Krise sich nach der deutschen Seite hin rascher entwickeln werde als auf Seiten Italiens; es hatte wenig Bedeutung, dass Italien zur Vernunft zurückkehrte, wenn der Krieg vorher ausbrechen sollte. Man musste schnellstens auf die «guten Gefühle» Italiens setzen, selbst wenn es notwendig sein sollte, den Umschwung durch einen kleinen Anstoss zu beschleunigen. Bonnet war gerade informiert worden, dass zwischen Graf Ciano und François-Poncet «geheime» Unterredungen stattgefunden hatten; im Verlauf des Gesprächs hatten sich die Auffassungen der beiden Parteien ausserordentlich stark genähert. Graf Ciano hatte zu verstehen gegeben, dass Italien mit einer freien Zone in Djibuti, mit einigen Plätzen im Verwaltungsrat der Suezkanal-Gesellschaft und schliesslich mit der Verlängerung des Regimes (von 1896) für die Italiener in Tunis zufriedenzustellen sein würde. Bonnet glaubte, dass dies eine annehmbare Diskussionsbasis sei und dass ein Abkommen zu verwirklichen wäre, wenn Italien sein Geschrei um angebliche territoriale Forderungen einstelle.

Da ich am anderen Morgen meine Reise in Richtung Rom fortsetzen sollte, trug mir Bonnet eine Botschaft auf. Ich sollte Ciano sagen, dass ich den Eindruck gewonnen hätte, die französische Regierung werde sich nicht weigern, der Spannung zwischen Frankreich und Italien ein Ende zu machen; weiter sollte ich ihn darauf hinweisen, dass Italien angesichts der allgemeinen Situation im Mittelmeer, mit der Konzentration einer englisch-französischen Flotte, deren numerische Überlegenheit offenkundig war, alles Interesse daran hätte, sich mit den Westmächten zu verbinden. Die letzten «Anregungen» der italienischen Regierung, die durch den französischen Botschafter übermittelt worden waren, verstärkten die Überzeugung, dass ein sofortiges Übereinkommen möglich wäre; man

hoffte also in Paris, dass die Regierung Mussolinis den heftigen Tönen der faschistischen Presse einen Dämpfer aufsetzen werde, damit der Abschluss eines Abkommens sich nicht verzögere.

Ich verpflichtete mich gern, in diesem Sinne zu sprechen. Die wirklichen Absichten der italienischen Regierung waren mir unbekannt; aber ich wollte die kleine Mission erfüllen, die man von mir verlangte. Der Gedanke einer Annäherung zwischen den beiden grossen lateinischen Ländern war jedem Europäer angenehm; einem Rumänen war er ganz besonders sympathisch. Ich dachte weiter, dass ein Abkommen zwischen Frankreich und Italien eine Entspannung auf dem Balkan herbeiführen könnte, wo die Politik der Achse immer drückender wurde. Von den Intrigen der faschistischen Diplomatie befreit, würde Frankreich seinen Einfluss im Osten wiedergewinnen; und sein Einfluss war wohltuend, denn in diesem verdüsterten Europa ging nur noch von Frankreich einig Licht aus.

Als ich von meinen französischen Gastgebern Abschied nahm, gab ich noch dem Gefühl der Beunruhigung Ausdruck, das in meinem Land in Bezug auf die geistigen Beziehungen zwischen Frankreich und den Nationen Osteuropas herrschte. Nicht nur auf politischem Gebiet war die Abwesenheit Frankreichs gefährlich; auch auf dem Gebiet des Geistes hatte Frankreichs Gegenwart in Osteuropa ein Element der Sicherheit dargestellt; und vor allem auf diesem Gebiet konnte die Schwächung des französischen Einflusses die schlimmsten Katastrophen hervorrufen. Durch die Vermittlung des französischen Denkens verbanden sich viele Länder, mittlere und kleine, mit der europäischen Ordnung, die der Schutz ihres Erbes, ihrer Rechte und ihrer geistigen Güter war. England bewahrte, von aussen, das Gleichgewicht des Kontinents; Frankreich gab der europäischen Idee ihren Inhalt. Die neuen Einflüsse, die so verheerend auftraten, drohten nicht nur das Gleichgewicht der Kräfte umzustürzen, sondern auch die Grundlagen einer Kultur zu unterwühlen. Indem sie an die Stelle der wirklichen Werte die Gebote einer auf Gewalt gegründeten Lehre setzten, brachten sie die Nationen und die Individuen in Verwirrung. Sie trafen damit in erster Linie Frankreich und erschütterten seine weithin ausgreifenden Positionen. Frankreichs Ausstrahlung

## DIE VERWIRRUNG IN FRANKREICH

verminderte sich in dem Masse, in dem Europa seine Substanz verlor. Wir empfanden dunkel, dass jede Gefahr, die Frankreich bedrohte, auch uns in Gefahr brachte<sup>1</sup>).

Siehe Anhang 3, S. 248.

## ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»

*Ein Diner in der Villa Madama. – Das Paar Mussolini-Ciano. – Politisches Exposé des Duce, Kommentare Cianos. – Audienz im Quirinal: die «Opposition» König Viktor Emanuels. – Besuch im Vatikan: die edle Erscheinung Pius' XII. – Italien und Frankreich.*

Seit Beginn meiner Reise hatte ich mich vor dem Augenblick gefürchtet, da ich mich in Rom befinden würde. Zwischen dem faschistischen Italien und Rumänien gab es nur sehr wenig Gemeinsames. Der gemeinsame lateinische Ursprung der beiden Völker konnte wohl in offiziellen Ansprachen und in diplomatischen Gesprächen ausgenutzt werden. Die natürliche Sympathie des rumänischen Volkes für das italienische Volk vermochte solchen Aussprüchen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu geben. Aber die Positionen, welche die beiden Staaten einnahmen, lagen an den beiden äussersten Enden der europäischen Politik. Rumänien fügte sich in das französische Sicherheitssystem ein, das Italien zu zerstören bestrebt war. Italien bemühte sich um die Schwächung der Balkanentente, während Rumänien alle Anstrengungen machte, die Bande zwischen den Balkanstaaten zu festigen. Rumänien hatte mit Befriedigung die Garantieerklärungen Englands und Frankreichs empfangen. Es fühlte sich mit der Türkei und mit Griechenland solidarisch. Italien betrieb die Politik der Achse und protegierte demonstrativ Ungarn. Meine Aufgabe war nicht leicht: es war klar, dass ich gefährliche Klippen zu umschiffen hatte.

Wenigstens war ich nicht dazu verdammt, es auf trübsinnige Art tun zu müssen. Am Abend unserer Ankunft in Rom boten Graf und Gräfin Ciano meiner Frau und mir ein glanzvolles Diner in dem prächtigen Rahmen der Villa Madama. Unter den Deckengemälden, die Raphael zuge-

schrieben werden, fand sich die *Jeunesse dorée* von Rom zusammen, lebenswürdige Aristokraten und ausserordentlich schöne Frauen. Es war ein schönes Bild in einem angenehmen Rahmen, und am anderen Morgen begann das Fest in der berühmten Bar eines grossen Hotels von Neuem. Es fehlte dort nicht an Stoff, um recht schwierige diplomatische Gespräche in Gang zu halten. In seinem ehrgeizigen Streben, in vergangene Jahrhunderte zurückzukehren, um jene römische Grösse zu erreichen, die der Duce ihm vorlebte, schien das offizielle Italien an der Schwelle des Quattrocento angelangt zu sein. Dem schöpferischen Geist der Meister dieser Epoche hatte man sich damit keineswegs genähert; aber unter den Werken dieser Meister konnte man mit wiedergewonnener Kühnheit die vor Erregung bebenden Stunden erleben, in denen sich die Intrigen der Liebe mit den Intrigen der Politik mischten, während glückliche Favoriten mit schönen Favoritinnen die Wonnen der Sinnenlust – und die Gefahren der Macht – teilten. Dieses Bild eines prunkvollen Lebens lag über dem eines fleissigen und mässigen Volkes, das unermüdlich auf allen Tätigkeitsgebieten die beschwerlichsten Leistungen lieferte. Wie eine reife Frucht löste sich das Regime vom Lande los; die Tage der Machtübernahme lagen schon weit hinter ihm, seine Doktrin war «vernünftig» geworden, die alten Kämpfer waren alle in guten Positionen untergebracht, sein gewaltsamer Charakter hatte sich etwas entspannt. Der Faschismus trat in die unruhigste Periode seiner Geschichte in einem Augenblick ein, in dem er nichts anderes mehr erstrebte als den ruhigen Genuss der gewonnenen Vorrechte. Gewiss war der Tag, an dem die fanatischsten Anhänger ihren Führer verlassen sollten, noch nicht in Sicht; die Partei hatte auf die Revolution verzichtet, nicht auf die Macht. Aber der «Verrat» war im Voraus vollzogen, und es bedurfte nur eines Schicksalsschlages, damit er sich verwirklichte.

Mussolini hatte versucht, die Gefahr zu beschwören, indem er ständig seine Equipe erneuerte. Vergeblich; er ersetzte verbrauchte Männer durch andere, die nur noch verlangten, sich den Erfordernissen der einträglichen Machtausübung anzupassen; die Qualität des Regimes verbesserte sich nicht. Im Übrigen schien der Duce, indem er dem Grafen Ciano aus familiären Gründen eine Art Unabsetzbarkeit sicherte, selbst



ein Kompromiss mit dem geschlossen zu haben, was der Faschismus an leichterem und weniger heroischem Leben bot. Der kleine Hof, mit dem sich der junge Aussenminister umgab, gewann täglich an Bedeutung und an Glanz, in dem Masse, in dem der Schwiegersohn Mussolinis seinen Einfluss in der Regierung und in der Partei verstärkte. Es war von nun ab nutzlos, die Zwischenglieder auszuwechseln, da an der Spitze der gleiche Geist verblieb.

Zurzeit meiner Reise nach Rom war der Ruhm Cianos auf seinem Gipfel. Er war, so versicherte man mir, der zweite Mann im Staate. Nur Achille Starace, der in seinem berühmten Topolino durch die Strassen der Hauptstadt raste, um die Disziplin der Partei, deren Generalsekretär er war, zu festigen, übte einen ähnlichen Einfluss aus. Aber Starace war nicht begabt genug, um es mit Ciano aufnehmen zu können. So wandten sich auch alle Schmeichler dem Aussenminister zu: die einen priesen seine Geschicklichkeit, die anderen die erstaunliche «Reife seines Geistes», wieder andere seinen Einfluss auf den Duce, und alle rühmten das Glück, das ihn so treu im Leben begleitete.

In der Bindung Mussolinis an seinen Schwiegersohn gab es noch etwas anderes als ein familiäres Gefühl unter Faschisten. Mussolini war gezwungen, einen immer grösseren Teil seiner Zeit der Beschäftigung mit der Aussenpolitik zu widmen. Die Bahn, auf die er sich begeben hatte, befriedigte ihn nicht allzu sehr: je mehr er sich verpflichtet glaubte, sein Vertrauen in seine hervorragende Politik in die Welt hinauszuschreien, umso mehr empfand er ihre Nachteile und Gefahren. Der Duce musste ununterbrochen gegen seinen eigenen Zweifel kämpfen. Er hätte sich einen Jünger wählen können, der seine Überzeugungen gestützt hätte. Er zog es vor, einen Gehilfen zu haben, der die Gefühle der Unruhe in ihm anfachte. Denn Graf Ciano, der an nichts so recht glaubte, hatte nur schwaches Zutrauen zur Politik der Achse. Er hätte sie allenfalls als ein Erpressungswerkzeug hingenommen; aber er ahnte die Gefahren, die eine militärische Zusammenarbeit mit sich bringen konnte. In dem illusionslosen Charakter Cianos gab es unleugbar etwas Feineres, das ihn gegen die Exzesse in den Reden der deutschen Partner und gegen die Brutalität ihrer Taten auf der Hut sein liess. Er besass indessen nicht das

Format, um die eingeschlagene Politik zu durchkreuzen; aber er konnte durch Worte, die eine gewisse Resonanz hatten, auf die Gefahr hinweisen. Seine Geschicklichkeit hielt ihn an der Macht; seine Ungläubigkeit festigte seine Position.

Im Grunde bestanden zwischen dem Diktator und seinem Minister ähnliche Bande wie zwischen gewissen grossen Herren vergangener Zeiten und ihren Gefolgsleuten, die halb Pagen und halb Hofnarren waren; ihre Spässe riefen ein gesundes Unbehagen hervor, und ihre Meinungen waren umso eher zu ertragen, als sie kein Gewicht hatten.

Die Funktion Cianos bestand darin, den Zweifel wachzuhalten; das sicherte ihm seine Unabsetzbarkeit. Die Stimme des jungen Ministers konnte sich nicht sehr laut erheben, denn sie entsprach der inneren Stimme des Regierungschefs. Nur ein einziges Mal sollte Ciano es wagen, laut zu sprechen: um zu «verraten». Aber es wird nur dem Schein nach ein Verrat sein, denn er hat niemals an die Politik geglaubt, die er ausführte, und von Natur hat er immer Nein gesagt.

Das Phänomen Ciano sollte sich mir bei der Unterredung enthüllen, die ich in Rom mit Mussolini und seinem Minister hatte. Das Bild meiner Gesprächspartner ist in meinem Gedächtnis geblieben, das eine mit dem anderen verbunden. Sie bildeten eine widerspruchsvolle Einheit, ein ungleiches und doch unzertrennliches Paar. Mussolini sprach; Ciano hörte zu und schüttelte den Kopf. Die Rede des Duce schien manchmal auf Fragen zu antworten, die ich nicht stellte. Zwischen uns schwebte eine Art Fragezeichen. Es war, wie ich bald ahnte, die Gegenwart seines Schwiegersohns, die Mussolini reizte, in wortreichen Erklärungen seine eigenen Befürchtungen zu beschwichtigen. Zwischen ihnen war so etwas wie ein geheimer Dialog im Gange, dessen Ton ich nicht vernehmen konnte; aber er offenbarte die Unschlüssigkeiten der italienischen Politik. Zuweilen machte mir Ciano ein Zeichen; auf diese Weise deutete er mir an, dass er die Worte seines Schwiegervaters später kommentieren werde. Zuweilen u'arf er mir auch einen Blick des Einverständnisses zu, wie um mir zu sagen, ich sollte gewisse Erklärungen nicht wörtlich nehmen.

Ich dachte an das religiöse Schweigen, das in der Reichskanzlei herrschte, als Hitler sprach, und an die hingebungsvolle, fanatisch über-

zeugte Haltung Ribbentrops. Der Führer kannte keinen Zweifel. Er duldete ihn weder bei sich selbst noch bei seinen Mitarbeitern. Er hielt sich an kräftige Behauptungen, «um alles zu vereinfachen», und seine Umgebung überbot ihn dann noch darin. Keine Stimme erhob sich um ihn oder in ihm, um ihn an die Worte Salomos von der Eitelkeit aller vergänglichen Dinge zu erinnern. Ohne irgendeine innere Hemmung steuerte er mit vollen Segeln in die Katastrophe.

Mussolini hatte dem Schicksal zu lange Trotz geboten, um nicht die Drohung eines immer möglichen Rückschlages zu empfinden. Wie der allzu glückliche Polycrates wurde er von dunklen Ahnungen gewarnt und schien das Verhängnis abwenden zu wollen. Seine Verbindung mit Hitler, der über unendlich viel grössere Kräfte verfügte, musste ihn mit Unruhe erfüllen. Er sah sich auf eine Bahn gerissen, die er selbst geöffnet hatte – ein Gefangener des Systems, das ihm seine Entstehung verdankte, und von Leidenschaften, die er entfesselt hatte – zu einem Ziel hin, das ihm zum mindesten ungewiss schien. Nachdem er Wind gesät hatte, fürchtete er den Sturm – einen Sturm, der sich im Heranbrausen seinem Einfluss entzog. Noch hoffte er, die gewonnene Geschwindigkeit benutzen zu können, um zwischen den Klippen hindurchzusteuern; sein Instinkt, im Gegensatz zu dem Hitlers, trieb ihn nicht, sich auf das Hindernis zu stürzen: er wollte es mit Vorteil vermeiden. Aber das Bewusstsein der Gefahr befreite ihn nicht vor den Mächten, die auf ihn Einfluss gewonnen hatten: manch alter Groll, heftige Gereiztheit und ständige Aufwallungen seiner Eitelkeit. Gegenüber dem Unheil, das er ahnte, bestätigte sich seine Unruhe jeden Tag mehr; aber er musste an seiner Seite den Blick dieses jungen, hellsichtigen Genussmenschen ertragen, wie eine warnende Ankündigung, dass die Macht bereits seinem Einfluss entglitt.

Ciano empfing mich ein erstes Mal in seinem prächtigen Arbeitszimmer im Palazzo Chigi. Ich versuchte, den Auftrag zu erfüllen, den mir Bonnet anvertraut hatte. Ciano gab sich Mühe, gleichgültig und ungläubig zu erscheinen; er beschuldigte die Franzosen, dass sie von der



*«Ciano empfing mich ein erstes Mal in seinem prächtigen Arbeitszimmer im Palazzo Chigi.»  
(Kapitel VII, S. 176.)*

Politik Italiens nichts verstanden. Ich erwiderte, dass die Franzosen nach meiner Ansicht diese Politik sehr genau verfolgten; ich hätte in Paris zwei Strömungen in dieser Frage festgestellt. Manche Franzosen glaubten, ihr Land müsse eine Geste der Annäherung an Italien machen, um den Wunsch nach Verständigung zu beweisen; andere meinten, man solle abwarten, bis Italien von selbst sich von der Notwendigkeit der Annäherung überzeuge. – «Die ersteren haben recht!» rief Graf Ciano und vergass plötzlich seine kühle Zurückhaltung und Gleichgültigkeit: «Wenn man wartet, wird es zu spät sein!»

Am nächsten Morgen führte mich der Minister zum Chef der Regierung. Der lange Weg, den die Besucher über glatte Steinplatten im Empfangssaal des Palazzo Venezia zurückzulegen hatten, hat mehr als einmal den Gegenstand von Beschreibungen gebildet. Der Diktator erwartete mich liebenswürdigerweise auf halbem Weg, zwischen der monumentalen Tür und seinem Arbeitstisch. So geführt, konnte ich meinen Platz erreichen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Im Gegensatz zu Hitler ähnelte Mussolini seinen Photographien nicht. Im Privatleben zeigte sein Gesicht nicht die gewaltigen Züge, die es annahm, um auf die Menge Eindruck zu machen. Der Mann war nicht ohne Charme; wenn sein Blick nicht gerade Blitze schleuderte, schien er wohlwollend. Er sprach ein korrektes Französisch, unter Verwendung kraftvoller Ausdrücke, die ein südländischer Akzent noch hervorhob. Niemals im Verlauf der Unterredung schien er für die Öffentlichkeit zu posieren; man hatte den Eindruck, er gefalle sich in der Rolle eines natürlichen Menschen, der sich von den Szenen ausruht, die er auf dem berühmten Balkon zu spielen pflegte. Er vermied den Monolog und förderte die Unterhaltung, indem er Fragen stellte und auf die Antworten hörte.

Indessen sollte seine erste Frage, die er ganz unvermittelt stellte, die Harmonie der Unterredung stören:

«Sie kommen aus Berlin», sagte er mir, «was hat man Ihnen dort über die Politik der Achse gesagt?»

Ich geriet in heftige Verlegenheit. In Berlin hatte man mit keinem Wort auf die Achse angespielt. Die deutschen Staatsmänner hatten vom Reich gesprochen, ein wenig auch von Rumänien, und viel von England.

Ich versuchte, meine Antwort so wenig verletzend wie möglich zu formulieren, aber meine Verlegenheit entging dem Grafen Ciano nicht, und er zwinkerte mir verständnisvoll zu.

Ohne sich aufzuregen, verbreitete sich Mussolini ausführlich über das Problem, das ihm am meisten am Herzen lag; mit lebendiger Anteilnahme und Wärme sprach er zu mir von der Achse und ihrer Politik. Er legte grossen Wert auf die Freundschaft Deutschlands, denn er hatte Vertrauen zu Hitler.

«Die Politik der Achse ist eine lebendige Wirklichkeit», sagte er, «obwohl sie bis jetzt weder durch irgendein Schriftstück noch durch irgendeine formelle Verpflichtung festgelegt worden ist.»

Der Duce betonte *bis jetzt* seine grossen Augen, in denen unausgesprochene Gedanken standen, sahen mich scharf an. Er fügte hinzu:

«Das Band, das uns mit dem nationalsozialistischen Reich verbindet, ist vielleicht noch nicht materieller Natur, aber es ist darum um nichts weniger von einer Festigkeit, die jeder Prüfung standhält. Wer versuchen wollte, es zu zerbrechen, gäbe sich gefährlichen Illusionen hin. Es besteht zwischen uns eine Gleichheit der Weltanschauung (Mussolini gebrauchte das deutsche Wort Weltanschauung), die stärker ist als alle konventionellen Texte. Wir sind einig durch ein gleiches Ziel und durch den gleichen revolutionären Elan. Und darum fürchte ich die Deutschen nicht.»

Dieser unerwartete Schluss, auf den er zurückkommen sollte, war enthüllend für die Befürchtungen, die in dieser Epoche Mussolinis Denken marterten. Er bekräftigte nicht mehr seine Politik – er verteidigte sie. Er schob die Einwendungen beiseite, die er rings um sich sich erheben fühlte, und vertrat seine Sache mit Leidenschaft, als wollte er sich selbst gut zureden und sich Mut zusprechen.

«Nein», fuhr er fort, «Italien hat wahrlich keinen Grund, Deutschland zu fürchten! Es gibt keinerlei auseinanderlaufende Interessen zwischen uns. Die Deutschen üben ihren Druck gegen Osten aus . . . »

Als ich ihn fragend anblickte, besann er sich:

«Ich meine gegen Nordosten. Während Italien seine Aufmerksamkeit auf das Mittelmeer konzentriert. Da das Mittelmeer für uns noch ein

## ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»

Gefängnis ist, auf der einen Seite durch Gibraltar und auf der anderen Seite durch Suez geschlossen, können wir zurzeit kein anderes Ziel haben als das, aus diesem Gefängnis herauszukommen, indem wir die Gitter des Käfigs zerbrechen. Aus diesem Grund haben wir in Spanien gekämpft. Deutschland kann uns dabei nicht stören. Welches Übel sollte es uns zufügen, frage ich Sie? Deutschland wird niemals in Italien eindringen. Darüber hat uns Hitler eindeutige Versicherungen gegeben. Er kennt übrigens die Geschichte. Jedes Mal, wenn die Germanen gegen Süden marschiert sind, haben sie es teuer bezahlen müssen. Die Krieger des Nordens haben niemals unser Land beherrscht; die einen wurden zurückgeworfen und die anderen assimiliert. So geschah es seit undenklichen Zeiten. Erinnern Sie sich, wie die Legionen des Marius die Cimbern und Teutonen vernichtend aufs Haupt schlugen. Erinnern Sie sich an das unglückliche Schicksal der Hohenstaufenkaiser und an die Niederlagen, die ihnen die damals noch getrennten und gespaltenen italienischen Republikaner beibrachten. Gewisse Eindringlinge fanden Zuflucht in den Bergen (mit einer dramatischen Geste unterstrich der Duce die Flucht der Nordischen in die Alpen). Andere wurden von der Erde Siziliens aufgesogen und vermischt mit unserer Nation. Keiner hat uns sein Gesetz aufgezwungen.»

Mehr und mehr überrascht lauschte ich dieser Beschwörung der historischen Händel zwischen den Achsenpartnern.

«Das Problem stellt sich heute auf präzise Art zwischen den Deutschen und uns. Unsere Politik ist durch eine Parallellinie bestimmt: was oberhalb dieser Linie geschieht, geht uns nichts an; was unterhalb dieser Linie vor sich geht, betrifft die Deutschen nicht.»

Hier warf mir Ciano einen Blick zu; er empfand das Bedürfnis, mich zu beruhigen. Der Duce fuhr fort:

«Ich fürchte für das Schicksal dieser tapferen Polen. Ich kenne sie. Sie sind feurig und voller Mut, selbst wenn sie nicht recht haben. Es sind gute Soldaten, die nicht leicht auf den Kampf verzichten, wenn sie sich im Recht glauben. Gegenwärtig haben sie unbestreitbar unrecht. Die Stadt Danzig ist deutsch, sie muss zu Deutschland zurückkehren. Es gibt da Grund zu einem bewaffneten Konflikt: ich ermesse den ganzen Ernst

der Situation; wenn ein Stein ins Rollen kommt, ist es schwer, die Lawine aufzuhalten. Wir sind an dem Punkt angelangt, wo die entfesselten Leidenschaften andere auslösen und wo bald die ganze Erde zu zittern beginnen kann. Aber ich kann mich Hitler nicht in einer Frage widersetzen, in der er recht hat, und die ausserhalb des Raumes liegt, der mich interessiert....»

Dieser Pessimismus hinderte Mussolini nicht, Zukunftspläne zu entwerfen, die seine Beziehungen zu Ländern betrafen, die Italien und seinen Interessen näher lagen. Er sprach mit Sympathie über Ungarn. Mit sehr betonter Genugtuung unterstrich er die neue Politik Jugoslawiens. Er sagte, die Achse sei nicht nur ein Band zwischen zwei grossen Mächten, sondern ein ganzes politisches System, das berufen sei, den europäischen Osten zu reorganisieren. Die Ungarn hätten dies als erste verstanden. Jetzt verstanden es die Jugoslawen ihrerseits. Diese beiden Völker blickten nach Rom. (Aber befanden sich diese Völker im Süden der berühmten Parallellinie? Der Duce sagte es nicht ausdrücklich; aber er liess durchblicken, dass er ihnen gegebenenfalls seinen Beistand nicht versagen werde, während er gezwungen sei, ihn Polen zu verweigern.)

Das Urteil Mussolinis über die Staaten des Ostens, «die noch nicht verstanden», war streng. Welche Bedeutung hatten die englisch-französischen Garantien? Wie würden Frankreich und England jemals ihre Verpflichtungen einhalten können? Rumänien war ein grosses Land, es hatte niemandes Schutz notwendig; und übrigens mischten sich die Westmächte in Dinge, die sie nichts angingen. Sie bemühten sich, die Achse zu entzweien und die italienischen Interessen in Gegensatz zu den deutschen Interessen zu bringen. Das wäre verlorene Mühe, die Achse werde niemals auseinanderfallen.

Ich antwortete, dass die Garantien kein anderes Ziel hätten, als einen Angriff zu verhindern und den Frieden zu festigen. Das beste Mittel, ihnen den Charakter zu nehmen, den Mussolini ihnen zuschreibe, wäre, sie zu verallgemeinern. Wenn jeder die Sicherheit seines Nachbarn garantieren würde, könnte man vom Frieden sprechen, ohne irgendjemanden zu beleidigen.

Was die Achse beträfe, so dächte niemand daran, sie zu brechen oder



## ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»

zu biegen. Was bedeutete die Achse eigentlich ganz genau? War sie nicht ein Abkommen, um zwischen zwei benachbarten Mächten gesunde Beziehungen und ein friedliches Gleichgewicht herzustellen? Solche Abkommen sollten weder geschwächt noch zerstört, sondern ganz im Gegenteil ausgedehnt und vervielfacht werden. Es läge im allgemeinen Interesse, dass zu den Bindungen zwischen Paris und London einerseits, zwischen Berlin und Rom andererseits neue Bindungen hinzukämen, die geeignet wären, auf friedliche Weise die allgemeine Harmonie zu sichern.

Der Duce wies meine etwas tendenziöse Definition der Achse und ihrer Politik nicht zurück. Sie gefiel ihm. Er sah darin eine Interpretation seiner eigenen Gedanken; sie trug der Notwendigkeit Rechnung, in der er sich befand, recht laut seine Treue zur Achse zu bekunden, und liess ihm zugleich freien Raum für verschiedene Überlegungen über neue und ausgedehntere Abkommen.

Der Augenblick war gekommen, um von Bonnets Botschaft zu sprechen. Der italienische Regierungschef, der bereits von Graf Ciano informiert worden war, erwartete, dass ich ihm von meinen Eindrücken über die französisch-italienischen Beziehungen Kenntnis gäbe. Ich zog es vor, dass er davon spräche, damit ich beurteilen könnte, welches Interesse er dieser Frage entgegenbrachte. Ich brauchte nicht lange zu warten. Der Duce packte das Problem mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit an:

«Die Schwierigkeiten, die zwischen Italien und Frankreich bestehen, sind ernst; aber sie sind nicht unmittelbar gefährlich.» Er betonte genau jedes seiner Worte und blickte mir gerade in die Augen. Das war offensichtlich die Antwort, die er mir für die französische Regierung aufzutragen gedachte. Mussolini fügte dann folgende Erklärungen hinzu: «Diese Schwierigkeiten sind kolonialer Natur – sie sind nicht territorialer Natur. Das ist für uns kein Grund, für den wir Krieg führen werden.»

Er hatte die letzten Worte seines Satzes stark hervorgehoben: *sie sind nicht territorialer Natur*. Ich glaubte zu verstehen, dass er ein Abkommen wünschte und dass er es für möglich hielt.

Mit dieser Erklärung nahm unsere Unterredung ihr Ende. Ich konnte Mussolini keine weiteren Fragen stellen.

Die letzten Worte, die er gesprochen hatte, hatten also einen einladenden Charakter. Der italienische Diktator schien befriedigt, an das Ende seiner Ausführungen den Gedanken einer möglichen Aussöhnung mit Frankreich gesetzt zu haben, so wie man mit einigen nachdenklichen Punkten schliesst....

Von Ciano, der mich begleitete, erhielt ich anschliessend einige wertvolle Erklärungen.

«Haben Sie bemerkt?» fragte mich der Minister: «Als Mussolini Ihnen erklärte, dass es kein schriftliches Abkommen zwischen Deutschland und uns gäbe, hat er gesagt: *bis* Das hat einen Sinn. Was bis jetzt nicht existiert, kann morgen existieren. Die Deutschen verlieren ihre Zeit nicht. Es wäre nützlich, wenn auch Ihre Freunde ihre Zeit nicht verlieren würden.»

Mehr sagte Ciano dazu nicht. Von anderen Informatoren sollte ich erfahren, dass eine Zusammenkunft zwischen ihm und von Ribbentrop in der Villa d'Este bereits für die nächste Woche angesetzt war. Der «Stahlpakt» war in Vorbereitung. Wüschte Ciano diese formelle und präzise Bestätigung der Politik der Achse? Nichts in seiner Haltung schien darauf hinzudeuten. Er liess sich von der Strömung mitreissen. Seine Rolle bestand darin, Befehle auszuführen, an deren Wert er nicht glaubte. Wenn er Gefallen daran fand, zu zweifeln, so niemals, um eine wichtige Aktion zu verhindern, sondern um aus seiner Situation eines Günstlings Nutzen zu ziehen: sie gestattete ihm, sich der Macht zu erfreuen und dabei im Voraus die Verantwortung abzulehnen. Der Druck, den Berlin auf die italienische Politik ausübte, missfiel ihm sichtlich:

«Sie haben sehr recht daran getan», sagte er mir, «zu erzählen, dass die Deutschen zu Ihnen viel über das Reich und sehr wenig über die Achse gesprochen haben. Es ist nützlich, dass man dem Duce die Wahrheit sagt.»

Dann kam er auf die Worte seines Chefs zurück, aus denen er alle Konsequenzen ziehen zu wollen schien:

«Die Tatsache, dass der Duce so viel Nachdruck auf die Worte *bis jetzt* gelegt hat, scheint darauf hinzuweisen, dass er selbst einen Schritt Frankreichs wünschte, bevor es zu spät wäre.»

«Aber was bedeutet diese Parallellinie, von der so viel gesprochen

## ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»

wurde?» fragte ich Ciano. «Muss man darunter verstehen, dass Sie eine Teilung des Ostens in Einflusszonen vorgenommen haben?»

«Nicht im wörtlichen Sinne», erwiderte der Minister. «Immerhin ist vereinbart worden, dass die Probleme der Ostsee Italien nichts angehen, und dass die Mittelmeerfragen das Deutsche Reich nicht berühren.»

«Da sind wir ja gut dran!» rief ich aus. «Da, wo wir sind, in der Mitte, haben Sie uns in eine hübsche Lage gebracht!»

«Sie sind nicht so preisgegeben, wie Sie glauben, denn die Donau ergiesst sich ins Schwarze Meer, und das Schwarze Meer ist nur eine Verlängerung des Mittelmeers . . .»

Ich begriff, dass die Demarkationslinie nicht in ganz exakter Art gezogen war, und dass noch ein gewisser Spielraum für italienische Illusionen blieb. Ciano enthüllte den Anspruch Italiens, sich, «wenn es noch Zeit war», gewisse Vorteile an der Donau und auf dem Balkan zu sichern. Seine Sympathien galten Ungarn, dem ersten Anhänger des faschistischen Italien. Das Vertrauen, das alle ungarischen Regierungen dem italienischen Regime bezeugt hatten, verdiente seinen Lohn:

«Unser Weg nach Bukarest führt über Budapest», erklärte mir Ciano. «Wenn das grüne Signal anzeigt, dass die Strasse zwischen Ungarn und Rumänien offen ist, werden wir zu Ihnen kommen, wie wir es wünschen.»

Noch ein anderes Land lenkte Cianos Aufmerksamkeit auf sich: das Jugoslawien von Stoyadinowitsch und Prinz Paul. Seit der Ermordung des Königs Alexander neigte sich Jugoslawien der Achse und ganz besonders Italien zu. Die italienische Regierung war ihm dafür doppelt dankbar:

«Ich kann sagen, dass die Bindungen, die uns mit Belgrad verknüpfen, zu den interessantesten gehören, die wir bis heute eingegangen sind. Die Ungarn haben dies zuerst sehr schlecht aufgenommen; sie waren eifersüchtig und hatten ernste Beschwerden gegen die Serben zu erheben. Wir haben sie untereinander ausgesöhnt: das geschah im Allgemeinen Interesse.»

Das «allgemeine Interesse» bestand darin, gegen das Balkansystem, das vom Westen unterstützt wurde, ein anderes System der Achse zu errichten. Der Balkanentente, wie sie noch zwischen Athen, Ankara,

Bukarest und Belgrad bestand, musste man Abkommen entgegenstellen, die von Zentraleuropa ausgingen und Budapest mit Belgrad und Sofia verbanden. Dieses System besass in den Gedanken Cianos (geheime Gedanken, die er dennoch nicht verbergen konnte) noch ein anderes Interesse. Es erlaubte der italienischen Regierung (die von den Ungarn und Jugoslawen im Glauben gehalten wurde, sie hätte mehr Einfluss auf sie als die deutsche Regierung), die Rolle eines Protektors der Balkanstaaten zu spielen. Diese Rolle, so dachte man, gebührte Italien seit der Einverleibung Albaniens in das Reich von König Viktor Emanuel.

Würden sich die Gedankengänge der italienischen Regierung mit denen des Obersten Beck treffen, der von Warschau nach Süden tendierte? Ciano sprach es nicht aus, aber manche seiner Worte – und andere, die ich in Warschau vernommen hatte – liessen mich vermuten, dass es vielleicht allherhand verwandte Gesichtspunkte zwischen Beck und Ciano gab. Der eine wie der andere schien einem zweideutigen politischen System nicht abgeneigt zu sein, das geeignet wäre, rechts so gut wie links und den Westmächten so gut wie der Achse vorgeschlagen zu werden. Diese Gedankengänge mussten begreiflicherweise Spekulation bleiben. Sobald das Gewitter ausbrach, war Polen isoliert; Ungarn, das zu Rom hinneigte, fiel nach der Seite Berlins um, und was Jugoslawien betraf, so verschrieb es sich trotz seiner lavierenden Politik nicht dem Spiel der Achse, sondern blieb der Balkanentente treu<sup>1</sup>).

«Das kann so nicht länger dauern!» bestätigte mir Ciano am Schluss unserer Gespräche. «Das Fieber steigt, der Abszess kann von einem Tag zum anderen aufbrechen. Wir werden den Krieg bekommen, es sei denn, dass eine neue Konferenz zusammenträte. Man muss um jeden Preis die Situation klären.»

«Was könnte eine neue Konferenz ausrichten?» fragte ich ihn.

Er erwiderte:

«Endlich den Viererpakt realisieren oder, wer weiss, vielleicht den Fünferpakt mit Polen.»

<sup>1</sup>) Ich selbst machte anlässlich meiner Balkanreise ernste Anstrengungen, die Schliche Cianos zu durchkreuzen. Die zornigen Blitze der faschistischen Presse sollten mich deshalb auf meinen Fahrten begleiten.

## ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»

Es war klar, dass die italienische Regierung von diesen beiden Möglichkeiten, Krieg oder eine Konferenz, der zweiten den Vorzug gab. Auf diese Möglichkeit setzte sie ihre Hoffnung; sie bereitete sich für eine neue und letzte Konfrontation Europas vor.

Hier enthüllte sich der tiefgehende Unterschied zwischen der Politik von Rom und der Politik Berlins, ein Unterschied, dessen sich die italienischen Staatsmänner, trotz ihrer Aufschneidereien, vollständig bewusst waren und der bei ihnen, mit dem Herannahen des unvermeidlichen schriftlichen Abkommens, ein unüberwindliches Unbehagen hervorrief. Mussolini konnte gut in seinen Worten den Ton auf die «Stärke» legen, er war zu sehr ein Mensch des Mittelmeers, um den Wert des «Masses» zu verkennen. Sein Interesse war, sich immer auf der Seite des Stärkeren zu befinden, unter der Bedingung, dass er niemals allein mit ihm blieb. Die Existenz seiner Gegner war für ihn ebenso unentbehrlich wie die Unterstützung seines Partners. Er musste seine Feindschaften ebenso sorgfältig pflegen wie seine Bündnisse, in der Hoffnung, sich stets die Rolle des Vermittlers vorbehalten zu können.

Diese Pläne Mussolinis durchkreuzten eindeutig die Absichten Hitlers. Deutschland wollte hundertprozentige Erfolge und schreckte vor nichts zurück: der Krieg war das einfachste Mittel, die totalitären Forderungen restlos zu verwirklichen. Italien wollte begrenzte Erfolge – die einzigen, die ihm seinen Anteil am Gewinn sichern konnten. Der Kampf, den Italien erstrebte, sollte sich im Schoss von Konferenzen abspielen. Von den beiden Achsenpartnern wollte der eine das Gleichgewicht der Welt zu seinem Nutzen umstürzen, während der andere hoffte, dieses selbe Gleichgewicht zu seinem Nutzen retten zu können. Dieser Gegensatz von Interessen und Wünschen konnte nicht lange dauern; es war unabwendbar, dass der Schwächere sich vor den Gründen des Stärkeren beugen musste.

\* \* \*

Das Programm meines Aufenthaltes in Rom enthielt auch einen Besuch im Quirinal. Ich wurde dort am 1. Mai empfangen, zeitig am Morgen. Der König liebte es, sein Tagewerk in früher Stunde zu beginnen.

Man hatte auf seine schwachen Schultern die Last eines mit Gewalt eroberten Reiches geladen: er empfand das Gewicht und die Gefahr und trug seinen neuen, rasch vergänglichen Titel mit sorgenvoller Resignation.

Dieser Mann, der schon bejahrt und erstaunlich klein und hager war, hatte alle Funktionen der Macht an den Faschismus abgetreten, aber ihren Schein bewahrt. Er schien zu erwarten, dass in einer gerechten Umkehr der Dinge das Prinzip der Kontinuität, das er verkörperte, den Sieg über die «Revolution» davontragen und dass ihm sein Königtum zurückgegeben würde, selbst wenn er sein Kaiserreich verlieren müsste. Der Tag der Restauration war vielleicht nicht mehr so fern .... Eine Zeremonie, welcher der König Bedeutung beimass – denn er sah in ihr ein Zeichen der Zeit – sollte sich abspielen, sobald meine Audienz beendet wäre: er erwartete eine Delegation des Senates, die ihm in feierlichem Aufzug die Antwort des Parlaments auf die Thronrede überbringen sollte. Im Hinblick auf dieses Ereignis hatte sich Viktor Emanuel in Galauniform geworfen. Seine Brust war mit Auszeichnungen besät. Um den Hals trug er den Annunziatenorden.

Seine Gemütsverfassung entsprach seiner Kleidung: der König fühlte sich als «Souverän», in Erwartung einer Zeremonie, die ihn in seine Funktionen und in seine Rolle zurückversetzte. Die ersten Worte, die er an mich richtete, waren dazu bestimmt, mir zu erklären, dass die Ehrung, die ihm zuteil werden sollte, politischen Charakter hatte und nicht nur den im Protokoll vorgeschriebenen Formen Rechnung trug. Der Text der Antwort auf die Thronrede enthielt einen Teil, der die inneren Angelegenheiten des Königreichs betraf, und einen anderen, der ein detailliertes Exposé der Aussenpolitik darstellte. «Das ist wie eine Rückkehr zum normalen konstitutionellen Leben», sagte der König. Viktor Emanuel gefiel sich darin, die Vorteile einer solchen «Rückkehr» aufzuzählen. Das Parlament, das nach korporativen Normen gebildet worden war, schien sich anzuschicken, seine Rolle «ernst zu nehmen». Es beabsichtigte, eine wirkliche Kontrolle auszuüben, und äusserte schon gewisse kritische Ansichten, die ganz sicher nicht immer nach dem Geschmack der Herren des Regimes waren. Ein oppositioneller Geist trat zutage, der wachsen und als Stützpunkt für die öffentliche Meinung und für die

Monarchie dienen konnte. Denn jede Bewegung, die darauf ausging, die Auswüchse der Diktatur einzuengen, war berufen, gleichzeitig die Freiheiten des Volkes und die Vorrechte der Krone wiederherzustellen. Der König ging so weit, das Erwachen der Opposition zu preisen.

Ich vernahm mit Interesse diese eigenartigen Gedankengänge. Sie spiegelten eine ganz besondere verfassungsmässige Situation wider: dieser kleine König, dessen Brust mit blitzenden Orden bedeckt war, liebte es, als erster Opponent seines Königreiches zu gelten.

Als ich mich von ihm verabschiedete, wünschte er, mir ein erbauliches Schauspiel zu geben. Ich wurde über die monumentale Treppe geführt, auf der in diesem Augenblick der feierliche Zug der parlamentarischen Delegation emporstieg.

An der Spitze marschierte der Duce, eingeschnürt in sein schwarzes Hemd, auf dem das grosse Halsband des Ordens, der ihn mit dem Hause Savoyen verschwägte, einen hellen Fleck bildete. Das war nicht mehr der einfache Mann, der mich im Palazzo Venezia empfangen hatte. Sein Blick war gebieterisch, seine Haltung unnatürlich, er spielte die Rolle, die er für die Wochenschau und in der Geschichte zu spielen wünschte. Hinter ihm kam Ciano, munter und sorglos; im Vorbeigehen winkte er mir fröhlich mit der Hand. Dann folgten die Senatoren in dichten Reihen.

Die Erwählten des Faschismus stiegen so zum Thronsaal empor. War dies ein Zeichen für die Rückkehr zur Legitimität? Für die Wiederherstellung eines gewissen Gleichgewichts zwischen den Gewalten, wie der König es zu hoffen schien? Oder eher die Ablösung der letzten Mannschaft, die schon vom Schicksal gezeichnet war, aber die Macht erst angesichts der Katastrophe aus den Händen lassen sollte?

Der König seinerseits tat nichts, um irgendeinen Umschwung zu ermutigen; seine «Opposition» trat an keinem entscheidenden Wendepunkt der Politik seines Königreiches in Erscheinung. Erst viel später griff er ein, in der Stunde des militärischen Zusammenbruchs; früh genug, um das Ende des Faschismus zu beschleunigen, aber zu spät, um die Person Viktor Emanuels von den Verantwortlichkeiten zu befreien, die auf dem gestürzten Regime lasteten.

Während meiner ganzen Reise hatte ich überall die Zeichen wahrgenommen, die der Katastrophe voranliefen. Ich hatte die Hauptpersonen des Dramas in ihrer aufgeregten Bewegtheit gesehen, hatte ihre Schreie und ihre Appelle vernommen und gleichzeitig ihre Schwäche und die heftige Glut ihrer Leidenschaften ermessen. Aber bis zu welchem Grade der katastrophale Ausgang unvermeidlich war, hatte ich noch nicht erfasst. In der verdorbenen Atmosphäre so vieler entgegengesetzter Interessen hielten sich noch gewisse Illusionen. Die Politiker, von welcher Seite sie auch sein mochten, stellten zwischen sich und die Wirklichkeit so viele Berechnungen, dass das Bild des drohenden Konfliktes dadurch entstellt wurde. Viele glaubten, wenn sie ihren Plänen folgten, würden sie bis zum Schluss dem Schicksal den Weg versperren können.

Solche Illusionen hatten im Vatikan keine Geltung mehr. Dort, wo die Informationen auf eine gereinigte Atmosphäre trafen, die von leidenschaftserfüllten Kommentaren frei war, herrschte eine tiefe und schmerzvolle Gewissheit. Hier wurden die Kräfte nach ihrem wahren Wert eingeschätzt; die Dinge wie die handelnden Personen – jene, die sich stark und jene, die sich schwach wähnten – alles wurde dort gerichtet.

Diese Wahrheit enthüllte sich mir, als ich den Vatikan betrat; meine Mission verpflichtete mich, dort nicht geistlichen Trost, sondern politische Klärung zu suchen.

Begleitet von Nicolas Comnène, dem rumänischen Botschafter beim «Heiligen Stuhl», und von den Edelleuten, Kämmerern und der Garde des Papstes durch das prächtige Labyrinth der päpstlichen Gemächer geführt, trat ich mit innerer Bewegung vor die blendende, weisse Erscheinung Pius' XII. Um die starke Persönlichkeit des Papstes gab es so etwas wie eine Ausstrahlung von Intelligenz und Licht. Aber die Wahrheit, die der Papst dem Politiker zu sagen hatte, war tief schmerzlich; das Bild, das er zeichnete, erschien in seiner hellen Gegenwart noch düsterer.

Die Nachrichten, die der Vatikan aus Polen empfang, waren ungünstig. Der Interessenkonflikt konnte von einem Augenblick auf den anderen den verhängnisvollen Schlag auslösen. Der Papst fürchtete, dass die Welt in der Danziger Frage erneut vor ein *fait accompli* gestellt werden würde. Noch ernster als die offenen Drohungen erschienen ihm die Manöver



hinter den Kulissen, von denen er Kenntnis hatte, und die geheimen Vorbereitungen zur plötzlichen Entfesselung der Feindseligkeiten. Man konnte in das Wort gewisser Machthaber, welche die Geschicke der Völker leiteten, kein Vertrauen mehr haben – und das war das Zeichen dafür, dass sich das Handeln der Menschen dem Gesetz Gottes entzog. Die Lüge war die Waffe der Politik geworden; sie schuf die Vergötzung des Staates, lenkte die Begeisterung der Völker in falsche Bahnen und entfesselte in ihnen unbezähmbare Leidenschaften. Die Lüge beherrschte die Beziehungen zwischen den Staaten. Noch bevor sie den Krieg entfesselt hatte, hatte sie den Frieden unmöglich gemacht. Alle Sicherheit war dahin. Konnte man unter diesen Umständen noch an ein Abkommen zwischen Frankreich und Italien glauben? Der Papst wollte diese Hoffnung bewahren, für das Heil Europas und der Christenheit.

Der Papst sprach leise, ohne die Stimme zu erheben oder die kleinste Geste zu machen. Seine Kenntnis der Menschen und der Dinge, die Reinheit seines Urteils gaben dem, was er sagte, eine ergreifende Erhabenheit. Die diplomatische Sprache dieses asketischen Aristokraten war schlicht: sie gab der Wahrheit Ausdruck. Europa war so, wie er es mit seinem ruhigen, durchdringenden Blick sah: es hatte Kräfte der Zerstörung hervorgebracht, die kein menschlicher Wille mehr meistern konnte. Pius XII. sah noch weiter, und sein Blick umschleierte sich in einer unbeschreiblichen Traurigkeit: in der Welt, in der der Krieg sich vorbereitete, würden die geistigen Kräfte wirkungslos sein. Eine undurchdringliche Wand trennte bereits, wie in den trübsten Perioden der Geschichte, das Gebiet des Geistes von dem der Aktion. Die Menschen entzogen sich dem Königreich Gottes. Die Aufgabe der guten Hirten bestand darin, die Werte der Seele und des Gewissens in Obhut zu nehmen, um sie über die Sintflut hinüberzuretten.

Der Papst bewahrte in dieser Prüfung höchste Würde. Seine Haltung wie die Majestät seines Anblicks erweckten ein Gefühl vollkommener Schönheit. Ich dachte zurück an die zügellosen Gesten und die hemmungslose Sprache gewisser «grosser Figuren»; ich wusste dem Papst Dank dafür, dass er in meinen Augen das Bild der menschlichen Grösse wiederhergestellt hatte.

Aus den Gemächern des Papstes begab ich mich zum Kardinalstaatssekretär, der in diesen Tagen in den berühmten Loggien der Borgia empfing. Kardinal Maglione wollte sich mit mir über die französisch-italienischen Beziehungen unterhalten. Seine Mitarbeiter hatten ihn informiert, dass ich eine Botschaft Bonnets überbracht und zu Graf Ciano zugunsten einer Annäherung zwischen Frankreich und Italien gesprochen hätte. Der Kardinal legte Wert darauf, mir herzlich dafür zu danken, dass ich einer so guten Sache meine Hilfe geliehen habe: «Ein Sprichwort rät, man solle sich nicht in die Streitigkeiten zwischen Brüdern mischen. Aber in diesem Fall geht es um das Interesse aller, und wir müssen unser Bestes tun, um diese notwendige Aussöhnung zu beschleunigen.»

Der Kardinalstaatssekretär bestätigte mir so, was ich schon gehört hatte: dass die Diplomatie des Vatikans die grössten Anstrengungen entfaltete, um die Verhandlungen zwischen Paris und Rom zu einem guten Ende zu führen. Dies war, so urteilte man beim Heiligen Stuhl, der einzige Punkt, wo eine Intervention mit guten Absichten noch von einigem Nutzen sein konnte. Überall sonst war der Antrieb der Kräfte, die wesentlich zum Kriege trieben, so stark, dass das Eingreifen ehrlicher Makler vollkommen wirkungslos sein musste. Die Sprache der Vernunft konnte nur dort etwas ausrichten, wo nicht der Wille bestand, die Lunte an das Pulverfass zu legen. Dies war der Fall bei «den beiden lateinischen Schwestern»: Frankreich wollte den Frieden, und Italien wünschte den Krieg nicht. Unglücklicherweise lasteten unsichtbare Handlungen, von der einen und von der anderen Seite, auf den Unterhändlern. Die italienische Regierung war nicht frei, so zu handeln, wie sie es gewollt hätte. Sie wurde genau überwacht. Italien hatte – wenigstens war Kardinal Maglione davon überzeugt – alles getan, was in seiner Macht stand, um zu einer Verständigung mit Frankreich zu gelangen. Jetzt wäre es Aufgabe der französischen Regierung, die Verhandlungen in die Hand zu nehmen und rasch zu einem guten Ende zu führen. Ach, auch das Handeln der französischen Minister schien von entgegengesetzten Kräften gehemmt zu werden. Die letzten Nachrichten waren ungünstig: während Rom Entscheidungen vermied und Paris sie vertagte, stand Ribbentrops Ankunft in Italien bevor. Der Vatikan erwartete nichts Gutes von dieser

## ITALIEN UNTERZEICHNET DEN «STAHLPAKT»

Reise. Der Kardinal bat mich, meine Freunde in Paris zur Eile zu mahnen: es war notwendig, dass Frankreich schnellstens eingriff.

\* \* \*

Am gleichen Abend übermittelte ich durch einen Sonderkurier die Worte, die ich in Rom über die französisch-italienischen Verhandlungen vernommen hatte, nach Paris. Ich hatte keine grosse Hoffnung mehr, dass die gewünschte Intervention sich rasch genug vollziehen könnte. Wie hätte Mussolini den Abschluss eines «Stahlpaktes» vermeiden können, wenn Hitler diese Forderung erhob? Er hatte zu viel gesprochen. Um mit seinem Partner auf gleicher Stufe zu bleiben, hatte er in den gleichen Ausdrücken wie der Führer der Welt gedroht und getrotzt. Wenn er das Abkommen, das jener ihm anbot, ablehnte, würde er allein bleiben. Hitler konnte ohne ihn siegen oder sich ohne ihn mit dem Westen verständigen. Was sollte dann aus ihm werden, wenn er nicht mehr aus der Furcht Nutzen ziehen konnte, die Deutschland der Welt einflösste? Und wie sollte er allein dem wachsenden Zorn Deutschlands die Stirn bieten?

Gefangener seiner Sprache, seiner Ressentiments und der ständigen Übersteigerungen seines Hochmuts – und wie Hitler Gefangener des begangenen grossen Unrechts – konnte der Herr Italiens den Deutschen nicht mehr widerstehen. Die Verständigung mit Frankreich war möglich; die letzten Schwierigkeiten waren gefallen; die Bedingungen waren beiderseits akzeptabel. Aber das Abkommen mit Frankreich würde nicht geschlossen werden. Frankreich und Italien blieben Gegner, und morgen würden sie Feinde sein.

In der ersten Maiwoche, wenige Tage nach meiner Abreise aus Rom, wurde in der Villa d'Este der Stahlpakt angenommen, und am 22. Mai wurde er feierlich abgeschlossen. Von dieser Stunde an verfügte Italien nicht mehr über sein Schicksal. Es versuchte, noch einige Zeit eine gewisse Bewegungsfreiheit zu bewahren. An dem Tage, an dem Hitler, zum Kriege entschlossen, in Salzburg (am 12. August 1939) von seinen Verbündeten verlangte, sie sollten ihre Verpflichtungen einhalten, erinnerte Ciano daran, dass Italien nicht früher als nach drei Jahren zu

militärischer Beteiligung verpflichtet war. Als die deutschen Armeen in Polen eindringen, versuchte Mussolini, mit äusserster Anstrengung das Steuer herumzuwerfen; er schlug einen sofortigen Waffenstillstand und neue Verhandlungen zwischen den Grossmächten vor. Das war Italiens Stunde, und für diesen Augenblick hatte Mussolini seine ganze vorhergehende Politik betrieben. Der Versuch scheiterte: Mussolini blieb durch den Stahlpakt gebunden. Die Hoffnung, die Ciano noch auf die Bildung eines Blocks der Neutralen, unter Mitwirkung der Balkanstaaten und unter der Ägide Italiens, setzte, sollte gleichfalls scheitern. In grobem Ton rief Deutschland Italien zur Ordnung. Der Verlauf der Kriegshandlungen vernichtete alle geheimen Hoffnungen. Der Zusammenbruch Frankreichs zerstörte schliesslich alle Kalkulationen auf einen «Frieden ohne Sieger und ohne Besiegte». Von den deutschen Siegen mitgerissen, vertraute sich Mussolini bedenkenlos der Kraft der Achse an. Er beugte sich vor der deutschen Vorherrschaft auf dem Kontinent. Am 10. Juni 1940 erfolgte der Dolchstoss in den Rücken; an dem Tage, an dem Mussolini sich entschloss, auf Frankreich loszuschlagen, beging er ein Verbrechen gegen sein eigenes Land, und seine Niederlage war besiegelt.

Diesen Ausgang konnte man noch nicht voraussehen, als ich Italien verliess. Handlungen, die jeder Vernunft Hohn zu sprechen schienen, schlossen ihn in sich.



*Im Vatikan: «aus den Gemächern des Papstes begaben wir uns zum Kardinalstaatssekretär Maglione, der in den berühmten Loggien der Borgia empfing.»  
(Kapitel VII, S. 190.)*

## DIE RÜCKKEHR

*Aufenthalt in Belgrad. – Prinz Paul und seine Minister. – Die «Vorsicht» des jugoslawischen Regenten.*

*Ankunft in Bukarest: Besuch des stellvertretenden Aussenkommissars Potemkin. – Potemkin ist optimistisch.*

**M**eine Reise durch Westeuropa endete in Rom. Ich legte Wert darauf, den Rückweg über Belgrad zu nehmen.

Die jugoslawische Regierung war nach der tiefen Erregung, die durch die Ermordung König Alexanders entstanden war, von allen Regierungen an der Donau und auf dem Balkan am empfindlichsten für die europäische Krise. Ihre Beunruhigung veranlasste sie zu einer zögernden Politik, die zur traditionellen Tapferkeit des serbischen Volkes in Gegensatz stand. Jugoslawien, das dem Druck der Achse ganz besonders ausgesetzt war, hatte sich zunächst durch den Ministerpräsidenten Stoyadinowitsch auf den Weg der absoluten Neutralität führen lassen, als ob es hoffte, dass die passive Haltung, die es den deutschen und italienischen Machenschaften entgegenstellte, den Unwillen alter Gegner entwaffnen könnte. Nach jedem Schlag, der gegen die Existenz der kleinen Staaten geführt wurde, suchte das offizielle Jugoslawien in Berlin und in Rom neue Versicherungen und eine Garantie dafür, dass es überleben werde. Es war ihm gelungen, nach dem Verschwinden der Tschechoslowakei seine Verbindungen mit Deutschland enger zu gestalten. Nach dem Verschwinden Albaniens schickte es sich an, seine Beziehungen zu Italien zu festigen. Die Positionen, die es sich auf diese Weise gesichert hatte, waren reine Hirngespinnste: Hitler und seine Helfershelfer gaben vor, das serbische Volk um seiner militärischen Qualitäten willen zu schätzen und rühmten sich, seine Freundschaft gewonnen zu haben. Es gab

sogar zwischen Berlin und Rom eine gewisse Rivalität über die Frage, wer den grösseren Einfluss in Belgrad ausübe. Vor einiger Zeit hatte ich den schlaun Stoyadinowitsch behaupten hören, durch seine Geschicklichkeit unterhalte er zugunsten seines Landes eine vorteilhafte Eifersucht zwischen Deutschen und Italienern.

Jugoslawien gehörte noch zur Balkanentente. Es war ein wesentlicher Bestandteil dieses Bundes, und seine Verbündeten waren nicht geneigt, auf seine Mitwirkung zu verzichten. Wenn Jugoslawien zu weichen begänne, würde Rumänien sich vollständig von Griechenland und der Türkei getrennt sehen, und das politische System des Balkans würde zusammenbrechen. Wenn aber Jugoslawien durchhielte, konnte man hoffen, dass sich Bulgarien uns anschliessen werde. Der unterirdische Kampf, der in Belgrad zwischen den Vertretern der Achse und den Vertretern der Balkanstaaten geführt wurde, war ausserordentlich zäh.

Die Achse veranlasste das Eingreifen Ungarns, welches Jugoslawien wissen liess, dass es auf jede territoriale Forderung verzichten würde; dadurch hoffte Rom, die Jugoslawen mit den Ungarn zu verbinden. Die Belgrader Regierung schien dem Bündnis mit ihren Nachbarn treu zu bleiben. Aber ich hatte in Rom das Gefühl gehabt, dass die Italiener das Spiel nicht aufgäben. Ciano hatte mehrfach seinen Wunsch durchblicken lassen, die Balkanentente durch ein anderes System zu ersetzen, das sich auf Budapest und Belgrad stützte. Ich war entschlossen, dieses Projekt zu durchkreuzen.

Prinz Paul schickte sich gerade an, nach Rom zu reisen; des Weiteren rechnete er darauf, im folgenden Monat Berlin einen Besuch abzustatten. Sein Aussenminister war vor ihm in den beiden Hauptstädten gewesen und hatte das Terrain sorgfältig vorbereitet. Weder der Regent noch sein Minister dachten daran, ihre diplomatischen Erkundungen weiter nach Westen auszudehnen.

Prinz Paul folgte in allem den Inspirationen, die von Berlin und Rom zu ihm gelangten, aber sein Gefühl war an dieser Politik nicht beteiligt. Der jugoslawische Regent liebte das Dritte Reich nicht, und dem faschistischen Italien misstraute er. In England aufgewachsen, von der englischen Gesellschaft geschätzt und verwöhnt, hatte er eindeutig pro-

## DIE RÜCKKEHR

britische Empfindungen. Aber dieser feinfühlende, innerlich beunruhigte Liebhaber der Künste unterlag in der Politik dem Einfluss brutaler und herrschsüchtiger Kräfte. Die Furcht, die ihm die Gewaltsamkeit und die Ausschreitungen der totalitären Staaten einflössten, bestimmte sein Handeln und seine Haltung. Er lächelte den Leuten zu, die er nicht liebte. Er pflegte die Vorsicht wie eine Kunst, und so war es ihm gelungen, in einer durch alle Arten von Brutalitäten aufgewühlten Epoche als der «neutralste» und demgemäss geschickteste Fürst zu gelten.

Seine Vorsicht entsprach übrigens nicht nur seinem Temperament. Es kam hinzu, dass er durch den Tod seines Cousins zu treuen Händen eine bedrohte Krone empfangen hatte, die er unversehrt weitergeben musste. Die Tatsache, dass er sein Amt nur für eine begrenzte Zeit ausübte, vermehrte seine Besorgnis und verpflichtete ihn zu vervielfachten Vorsichtsmassnahmen. Aber er wurde niemals zum Narren seiner eigenen Politik und teilte nicht den Optimismus einiger seiner Mitarbeiter. Er kannte genau den Charakter der deutschen und italienischen Absichten. Wenn er zu seinen Gesprächspartnern Vertrauen hatte, gab er seinem Argwohn und seiner tiefen Besorgnis sehr feinen Ausdruck. Er wusste, dass seine Reise nach Rom, unmittelbar nach der Besetzung Albaniens, in Serbien nicht populär war. Er fühlte, dass das serbische Volk seine Politik nicht schätzte; er selbst schätzte sie ebenso wenig. Er trieb diese Politik, weil er glaubte, dass jedes andere Vorgehen dazu führen müsste, Jugoslawien in den Abgrund gleiten zu lassen, in dem die Tschechoslowakei verschwunden war und in dem Polen zu verschwinden drohte.

Die Ungarn flössten ihm keinerlei Vertrauen ein; ungeachtet ihrer freundlichen Worte vergassen sie keins ihrer Ressentiments. Der Prinz zürnte vor allem dem König der Bulgaren, der noch geschickter zu sein versuchte als er. Wenn der Regent von seinem königlichen Nachbarn sprach, verschoss er die schärfsten Pfeile. Die Balkanentente hingegen gefiel ihm; sie repräsentierte in seinen Augen die einzige charaktervolle Politik. Dank dieser Entente konnte man es noch wagen, indirekt auf die grossen Länder des Westens zu blicken. Der Prinz wollte seinen Verbündeten treu bleiben; aber er musste den Verdacht der Achse beschwichtigen. Und es galt, auf die Sowjetunion zu achten! Von Russland sprach



der Prinz mit einer bemerkenswerten Einfühlungsgabe, die er zweifellos seiner russischen Abstammung verdankte. Als Einziger unter den Staatsmännern, denen ich begegnet war, hatte er den Sinn und die Bedeutung des Wechsels verstanden, der sich soeben in Moskau vollzogen hatte, wo Molotow Litwinow an der Spitze des Aussenkommissariats abgelöst hatte.

Während ich den Regenten sprechen hörte, dachte ich an die Launen der Politik, die ihn dahin führten, einem furchtlosen Volk die ängstlichste Haltung durch die kühnsten Methoden aufzuzwingen. Denn Paul von Jugoslawien übte eine fast autokratische Macht aus. In dieser merkwürdigen und düsteren Epoche schuf ein Übermass an Vorsicht genau wie ein Übermass an Gewalt Diktatoren.

Prinz Paul sollte sich in diesem Spiel ebenso sachverständig wie zäh zeigen. Ich erinnerte mich, ihn zu Beginn des Jahres in Gegenwart von Stoyadinowitsch gesehen zu haben. Das war im Belgrader Weissen Palais, wo der Prinz und seine anmutige Gattin mich in ihrer nach feinstem britischem Geschmack eingerichteten Residenz empfingen. In dieser sehr kultivierten Umgebung hob sich die breitschultrige Gestalt des Ministerpräsidenten mit befremdlicher und beunruhigender Heftigkeit ab. Wenn es zu einem Zusammenstoss zwischen dem Regenten und seinem wichtigsten Mitarbeiter kommen sollte (gerade in diesen Tagen kursierten Gerüchte von einer Krise und einem Komplott), so war, sagte ich mir, für die Person des Prinzen alles zu fürchten. Am gleichen Abend war ich abgereist, bis zum Bahnhof begleitet von dem arglosen Lachen Stoyadinowitschs. Noch bevor ich in Bukarest angekommen war, hatte ich erfahren, dass die Krise ausgebrochen war, aber dass es sich um ein glücktes Komplott des Prinzen handelte. Der mächtige Stoyadinowitsch war in der Versenkung verschwunden, und von nun ab hinderte den Prinzen nichts mehr, die ausgedehntesten Vollmachten in seine zarten Hände zu nehmen.

Jetzt hatte ich mit einem der Männer, die das Vertrauen des Prinzen besaßen, mit Cinczar Markowitsch, dem früheren Gesandten in Berlin, die Probleme zu diskutieren, die mich interessierten.

Cinczar Markowitsch war von den gleichen Befürchtungen beherrscht wie der Prinz. Das Dritte Reich erschien ihm umso gefährlicher, da er es

## DIE RÜCKKEHR

schon für allmächtig hielt. Im Voraus für eine Politik äusserster Vorsicht eingenommen, war er seinem Chef restlos ergeben. Da er kein Heimweh nach England hatte, führte er munteren Sinnes die Befehle aus, die ihm der Prinz mit innerem Bedauern gab.

Er war gerade von einer Reise zurückgekehrt, die ihn in die Achsenländer geführt hatte, und war tief befriedigt, dass er hatte feststellen können, dass Jugoslawien am Vorabend einer gewaltigen Krise nicht bedroht war. Graf Ciano, dem er in Venedig begegnet war, hatte ihm die Versicherung gegeben, dass Italien, nachdem es in Albanien «defensive Positionen» besetzt hatte, die Integrität des jugoslawischen Territoriums zu respektieren beabsichtige. In Berlin hatte ihm Herr von Ribbentrop Erklärungen voller Vertrauen gemacht. Cinczar Markowitsch glaubte, dass Jugoslawien, wenn es keinen Fehler beginge und keinen Argwohn erweckte, hoffen könne, den Krieg zu vermeiden. Gewiss verstanden die Jugoslawen zu kämpfen! Aber der letzte Krieg hatte sie zu schwere Opfer gekostet. Um jeden Preis musste man, so dachte der Minister, ausserhalb des Konfliktes bleiben, mindestens am Anfang.

Ich schloss aus seinen Worten, dass die Staatsmänner der Achse zu Cinczar Markowitsch viel deutlicher gesprochen hatten als zu mir. Zu ihm hatten sie offen vom Krieg geredet. Und sie hatten es verstanden, ihn von den Vorteilen der Neutralität zu überzeugen. Ich begegnete da von Neuem einer der Lieblingsideen Hitlers: wenn der Führer so grossen Wert darauf legte, die Serben ausserhalb des Krieges zu halten, so deshalb, weil er nicht die «Fehler» seiner Vorgänger wiederholen wollte: der Krieg sollte nicht wiederum dort beginnen, wo er 1914 ausgebrochen war.

Ich versuchte, meinen jugoslawischen Kollegen von der Notwendigkeit zu überzeugen, beständige und enge Beziehungen zu den Westmächten aufrechtzuerhalten; eine Politik, die sich ausschliesslich auf den Wunsch gründete, die Drohungen des Krieges fernzuhalten, schien mir geeignet, die schlimmsten Eroberungspläne zu begünstigen. Cinczar Markowitsch glaubte nicht mehr an die Möglichkeit, den Frieden zu retten; jeder, so dachte er, sollte vor allem an *seine eigene Rettung* denken. Es war nicht die Rede davon, mit dem Westen zu brechen; die Beziehungen Serbiens zu seinen alten Verbündeten wären derart, dass es niemals

zu einem Bruch kommen könnte. Prinz Paul werde immer auf das Verständnis und die Sympathie der politischen Kreise Englands zählen können. Was die Sowjets beträfe, so wäre nichts unsicherer als ihre Haltung gegenüber Deutschland; wie sein Chef, so sah auch der Minister in dem Wechsel, der in Moskau vor sich gegangen war, ein Anzeichen für die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen der Sowjetunion und dem Dritten Reich; daher erschien es ihm umso schwieriger, offen gegen die Politik der Achse Stellung zu nehmen. Cinczar Markowitsch glaubte also, dass man besorgt sein müsse, nicht zu den ersten Opfern zu gehören; und nur die mutmasslichen Angreifer waren in der Lage, wirkungsvolle Versicherungen gegen die Gefahr des Angriffs zu geben. Der Minister war wohl bereit, mir zuzugeben, dass die Balkanentente nichts von ihrem Wert eingebüsst hätte. Jugoslawien werde seinen Nachbarn treu bleiben. Es werde keinen Sonderpakt mit Ungarn schliessen, so verführerisch die ungarischen Vorschläge wären. Aber die Balkanentente müsse ihre «Unabhängigkeit» bewahren und dürfe sich nicht in die Auseinandersetzungen zwischen Grossmächten einmischen. Die Entente dürfe nicht die internationale Position irgendeines ihrer Mitglieder schwächen. Die Position Jugoslawiens aber – das hatte Cinczar Markowitsch eben erst in Berlin und Rom festgestellt – war ausgezeichnet!

Der Optimismus meines jugoslawischen Kollegen sollte sehr bald auf eine harte Probe gestellt werden. Er begleitete den Prinzen Paul nach Rom und konstatierte dort «eine sehr veränderte Haltung». Unter dem Eindruck einer heftigen Erregung liess er mich alsbald seine Besorgnisse wissen.

Was war geschehen? England hatte inzwischen seine Balkanpolitik genauer umrissen. Wie Lord Halifax mir angekündigt hatte, war es in aktive Verhandlungen mit der Türkei eingetreten. Diese Verhandlungen hatten am 12. Mai zu einem öffentlichen Austausch von Erklärungen geführt. Die beiden Regierungen verpflichteten sich, «ein definitives Abkommen von langer Dauer zu schliessen» (dieses Abkommen wurde erst am 19. Oktober abgeschlossen) und kamen überein, *«dass inzwischen Grossbritannien und die Türkei bereit waren, aktiv zusammenzuarbeiten und sich gegenseitig jede in ihrer Macht stehende Hilfe und Unterstützung zu gewähren, für den Fall eines Angriffs, der einem Krieg im Mittelmeergebiet führen würde»*.

## DIE RÜCKKEHR

Artikel 6 bezog sich auf den Balkan; es hiess darin, dass *«die beiden Regierungen anerkannten, dass es gleichfalls notwendig ist, die Herstellung der Sicherheit auf dem Balkan zu garantieren; sie stehen in Beratung, um dieses Ziel so rasch wie möglich zu erreichen»*.

Diese Erklärungen hatten Ciano die erwünschte Gelegenheit gegeben, einen heftigen Angriff gegen die Balkanentente zu richten. Was bedeutete das Spiel der Türkei? Wie konnte sie auf Rechnung ihrer Nachbarn Verpflichtungen übernehmen? War das nicht eine allgemeine Stellungnahme des ganzen Balkans gegen Rom und Berlin?

Eine solche Sprache hatte die Absicht, die jugoslawische Regierung in die Lage zu versetzen, zwischen der Achse und ihren Verbündeten auf dem Balkan wählen zu müssen. «Die Situation sei äusserst ernst», sagte Cinczar Markowitsch.

Ich suchte sogleich zusammen mit der türkischen Regierung nach einer Formel, die geschmeidig genug wäre, um «die Unabhängigkeit» der Balkanentente ins Licht zu rücken und Jugoslawien zu erlauben, das Andrängen der Achse zurückzuweisen. Die Krise wurde beigelegt, und die Entente hielt gut. Aber der Schreck war heftig gewesen; und Cinczar Markowitsch sollte von nun ab Zweifel hegen, ob seine Position gegenüber Berlin und Rom wirklich so «ausgezeichnet» war.

\* \* \*

Ich war seit zwei Tagen zurückgekehrt und hatte die Musse gehabt, dem König und der rumänischen Regierung meinen Bericht zu erstatten, in dem ich der Angst, die ich in mir trug, Ausdruck verlieh, als Potemkin, stellvertretender Aussenkommissar in der Sowjetregierung, in Bukarest eintraf.

Im Jahre 1939 stand Sowjetrussland am Ende einer Periode strenger Isolierungspolitik gegenüber Europa. Moskau bereitete eine nationale Aussenpolitik vor. Die Enttäuschungen, welche die Sowjetunion erlitten, das Bewusstsein ihrer Stärke, das sie gewonnen hatte, schliesslich die Hoffnungen, die sie am Vorabend einer grossen Krise nährte, die vielerlei Veränderungen hervorrufen konnte – all dies kam zusammen,

um der Sowjetregierung den Wunsch einzugeben, eine immer grössere Rolle in der internationalen Politik zu spielen.

Wenn die Staatsmänner der an Russland angrenzenden Staaten ein wenig hätten fühlen können, was wirklich jenseits ihrer Ostgrenze vor sich ging, hätten sie vielleicht mehr als einen politischen Fehler und manche tödliche Erschütterung vermeiden können. Diplomatische Erkundungen im Innern Russlands waren aber ausserordentlich schwierig. Mangels solcher Kontakte mussten sich die Nachbarn Russlands damit begnügen, mit den Repräsentanten der Sowjetunion im Ausland friedliche Versicherungen und liebenswürdige Worte auszutauschen. Und die Botschafter des offiziellen Geistes Moskaus nahmen ausserhalb der geheimnisvollen Grenzen ihres Landes eine geistige Haltung ein, die sie oft dahin brachte, in Bezug auf die wirkliche Stimmung ihrer Regierung auf eine falsche Fährte zu führen.

So geschah es, dass Potemkin im Verlauf seiner Reise durch die Balkanstaaten auf seinen Weg die beruhigendsten Illusionen pflanzte. Die Aufrichtigkeit Potemkins wie seine Ergebenheit gegenüber der Sowjetregierung konnten nicht verdächtigt werden; aber in seinen galanten Umgangsformen lebte etwas vom alten Regime und man empfand Vergnügen darin, diesem liebenswürdigen Menschen Vergnügen zu bereiten, indem man ihm gegenüber Verständigungsgedanken zum Ausdruck brachte; man fühlte, wie glücklich er war, seinerseits in einem gewählten Französisch den freundlichen Gedanken Ausdruck verleihen zu können, welche die Sowjetunion für ihre nächsten Nachbarn empfand.

Als Potemkin in Bukarest eintraf, hatte er drei Viertel des Balkans auf solche Weise beruhigt. In Ankara, wo er in die Politik eingeweiht worden war, welche die Türken mit England und Frankreich in die Wege leiten wollten, hatte er die Zustimmung der Sowjetunion überbracht und hoffen lassen, dass dieses Gebäude bald durch einen russisch-türkischen Beistandspakt vervollständigt werden würde. In Sofia hatte ihn das Spiel der Achsenmächte beunruhigt; er hatte nicht mit Warnungen und guten Ratschlägen geheizt; und die Beifallskundgebungen der Massen, deren Gegenstand er war und die ihm gegen die Ansichten der Regierung gerichtet zu sein schienen, hatten Eindruck auf ihn gemacht.

## DIE RÜCKKEHR

Ich empfing Potemkin bei mir und verbrachte den Tag mit ihm in langen und interessanten Gesprächen. Ich erzählte ihm von meiner Reise, sprach von der Kriegsgefahr, die ich überall konstatiert hatte und von den Anstrengungen gewisser Mächte im Hinblick auf einen gemeinsamen Widerstand. Potemkin erklärte mir, er habe auf dem Balkan den Wunsch nach einer Union angesichts der Hitlerschen Drohungen gefunden; nach seiner Ansicht «kristallisierte sich die Front des Widerstandes überall». Durch die üblichen vorsichtigen Wendungen und Formeln hindurch erkannten wir bald, dass wir dieselbe Sprache sprachen. Alle Manöver der Achse schienen uns verdächtig; alle Bemühungen, die darauf gerichtet waren, der Expansion des Hitlerschen Reiches den Weg zu versperren, waren uns sympathisch. Der Abgesandte Moskaus sprach damals so, wie man es auch in London, in Paris und in Bukarest tat.

Potemkin glaubte an den glücklichen Ausgang der Verhandlungen zwischen Moskau und dem Westen. «Die totalitären Mächte verbreiten das Gerücht, dass die Sowjetunion bereit wäre, sich Deutschland und Italien zu nähern. Das ist eine besondere Taktik der Berliner Regierung, um den Zusammenschluss Englands, Frankreichs und Russlands zu verhindern. Hitler selbst hat sich dieses Tricks bedient, indem er seine Vertrauten glauben lässt, er habe sich die Möglichkeit vorbehalten, im geeigneten Augenblick enge Bande mit der Sowjetunion zu knüpfen. Alle diese Schliche werden die Politik der Sowjets nicht beeinflussen. Moskau will den Frieden – und gedenkt, den Frieden mit friedlichen Mitteln zu verteidigen.»

Diese Erklärungen ermutigten mich, Potemkin im Einzelnen die Politik Rumäniens darzulegen. Ich verheimlichte ihm nicht die Hoffnungen, die wir, für die Verteidigung der allgemeinen Sicherheit, in ein Abkommen zwischen den Westmächten und Russland setzten. Wenn wir an den Verhandlungen nicht direkt teilnahmen, so deshalb, um nicht unangenehme Reaktionen Deutschlands hervorzurufen und um nicht unsererseits eine schon reichlich gespannte internationale Situation zu verschärfen. Aber die Garantien, die wir von England und Frankreich entgegengenommen hatten – das Misstrauen, das die Umtriebe der Achse unserer öffentlichen Meinung einflössten – die Haltung unserer Regie-

rung und vor allem die Zusammenziehung unserer bewaffneten Kräfte längs unserer Westgrenzen: alles bewies eindeutig, von welcher Seite wir uns bedroht fühlten und gegen wen wir unseren Widerstand zu organisieren gedachten. Diese Haltung war, das wussten wir, ein Unterpfand für die Sicherheit unserer östlichen Nachbarn; die militärischen Massnahmen, die wir in Siebenbürgen durchführten, deckten indirekt das Gebiet der Ukraine. Die Bekräftigung unserer Beziehungen guter Nachbarschaft mit Russland, die wir erstrebten, sollte den Wert und die Möglichkeiten unseres Widerstandes noch erhöhen. Ich fügte hinzu, dass wir uns im Schoss der Balkanentente bemühten, unsere Nachbarn zu einem mächtigen Organismus im Dienste des Friedens zusammenzufassen. Und wir wären glücklich zu sehen, dass wir durch Vermittlung der Türkei im Begriff wären, in ein Sicherheitssystem einzutreten, das Moskau mit den Westmächten verbinden würde.

Potemkin schien sehr befriedigt. Er zeigte ein spezielles Interesse für unsere Balkanpläne. Indessen legte er Wert darauf, uns vor Bulgarien zu warnen und war der Ansicht, man dürfe dieser Macht keinerlei Zugeständnis machen, ohne ihrer Mitwirkung versichert zu sein. Solange Bulgarien nicht seinen Willen unter Beweis stellte, sich vom unheilvollen Einfluss der Achsenmächte zu befreien, empfahl uns Potemkin Misstrauen.

Der stellvertretende Aussenkommissar hatte den Wunsch, mir eine einzige etwas heikle Frage zu stellen; sie betraf den Bündnisvertrag zwischen Polen und Rumänien. Sollte dieser Vertrag nur für den Fall eines sowjetrussischen Angriffes in Kraft treten, oder war er *erga omnes* errichtet? Ich antwortete wahrheitsgemäss: der Text des Vertrages war in allgemeinen Ausdrücken gehalten, aber die Militärkonvention, die ihn ergänzte, sah nur den Fall eines sowjetrussischen Angriffs vor. Nichts hinderte indessen daran, andere Fälle ins Auge zu fassen, und die rumänische Regierung war bereit, das Abkommen auf alle vorhersehbaren Handlungen auszudehnen<sup>1</sup>).

<sup>1</sup>) Anlässlich meines Aufenthaltes in London hatte ich Lord Halifax, der mich gleichfalls über die wirkliche Tragweite des polnisch-rumänischen Bündnisses befragt hatte, die gleiche Antwort gegeben.

## DIE RÜCKKEHR

Potemkin nahm es zur Kenntnis. Er versicherte mir, dass die Sowjetunion bald handgreifliche Beweise ihres Willens zur allgemeinen Verständigung geben werde. Er sagte mir ferner, dass der in seiner Abwesenheit vollzogene Wechsel an der Spitze des Moskauer Aussenkommissariats eine rein personelle Angelegenheit sei: Molotow werde genau die gleiche Politik verfolgen wie Litwinow. Die Instruktionen, die er von seinem neuen Chef empfangen hatte, waren gleichlautend mit denen, die ihm vor seiner Abreise gegeben worden waren<sup>1</sup>). In Bukarest wie in Ankara hatte Potemkin bei seinem Aufenthalt die Atmosphäre aufgeheitert; ein Hoffnungsschimmer schien sich von Moskau her zu zeigen.

Das grösste Wunder sollte der Besuch des stellvertretenden Aussenkommissars in Warschau hervorrufen. Sein milder Charme wirkte sogar auf den unzugänglichen Oberst Beck. Der Oberst vertraute seine Freude dem französischen Botschafter Noël an:

«Zum ersten Mal seit 1932 hatte ich mit einem Vertreter der Sowjetunion eine Unterredung, die frei war von Misstrauen. Potemkin hat die polnische Politik vollkommen verstanden. Er hat begriffen, dass Polen sich im Wesentlichen aus Gründen der Vorsicht weigerte, mit der Sowjetunion irgendein Sicherheitssystem entsprechend dem Westpakt einzugehen – und dass diese Gründe übrigens für Moskau ebenso gelten; er hat eingesehen, dass Polen sich ebenso wenig einer Kombination entgegen gesetzten Sinnes anschliessen würde.»

Potemkin stellte Beck die Frage, die er an mich in Bezug auf das polnisch-rumänische Bündnis gerichtet hatte. Die Antwort war nicht mit meiner identisch. Beck akzeptierte keinerlei Ausdehnung der polnisch-rumänischen Verpflichtungen. Er betonte seine Politik der Rücksichtnahme gegenüber Ungarn und rühmte sich, «auch in dieser Beziehung jeden Argwohn der Sowjets zerstreut zu haben». Er glaubte gleichfalls,

<sup>1</sup>) Die Sowjetregierung sollte die gleiche Versicherung allen Regierungen gegenüber abgeben. Der sowjetrussische Botschafter in Paris erklärte gegenüber Bonnet, «dass der Rücktritt Litwinows nicht als Änderung der russischen Politik betrachtet werden dürfe». Der sowjetrussische Geschäftsträger in Berlin versicherte Coulondre, «dass der Rücktritt Litwinows keinerlei Veränderung der wesentlichen Linien der sowjetrussischen Aussenpolitik ankündige».



mit seinem Gesprächspartner einig geworden zu sein «in der Feststellung des gemeinsamen Interesses, dass Polen und Sowjetrussland an der Aufrechterhaltung der vollen Unabhängigkeit der baltischen Staaten hatten». Beck war überzeugt, dass «Potemkin genaue Instruktionen seines neuen Chefs erhalten hatte», um solche Versicherungen abgeben zu können.

Die allgemeine Befriedigung, die durch die Reise Potemkins hervorgerufen wurde, war nicht auf seine Gesprächspartner beschränkt. Der stellvertretende Volkskommissar schien selbst die Freude zu teilen, die er um sich verbreitet hatte. So sagte er zu Payart, dem französischen Geschäftsträger in Moskau, «welch günstigen Eindruck ihm sein Gespräch mit Beck hinterlassen hätte». Beck hätte schliesslich anerkannt, dass im Falle eines deutschen Angriffs «Polen auf Gedeih und Verderb an die Sowjetunion gebunden und gegebenenfalls gezwungen wäre, sich auf sie zu stützen».

Die Zufriedenheit Potemkins hatte auch Molotow ergriffen, der «sich mit Sympathie über die Rede Becks geäussert und das ganze Interesse unterstrichen hatte, dass er der Rettung der polnischen Unabhängigkeit entgegenbrachte».

Zu mir drangen ähnliche Echos der Eindrücke, die Potemkin in Bukarest empfangen hatte. Der sowjetrussische Diplomat hatte den rumänischen Gesandten informiert, dass seine lange Unterredung mit mir «ihn vollkommen befriedigt hatte». Er hatte hinzugefügt, dass *«er überall, wo er gewesen wäre, den gleichen Wunsch, für den Frieden zu arbeiten und den Widerstand gegen einen möglichen Angriff organisieren, konstatiert hätte»*. Ferner hatte Potemkin festgestellt: «Überall versteht man, dass in der einen oder anderen Form die Zusammenarbeit mit der Sowjetunion notwendig ist.» Und er hatte hinzugefügt: «Sogar die Staaten, die auf Grund ihrer früheren Verbindungen mit Deutschland am widerspenstigsten waren, wie Polen, verstehen jetzt diese Wahrheiten.»

Die Feststellungen Potemkins waren ganz richtig. Von all den angrenzenden Ländern, die den furchtbaren Druck Deutschlands wachsen fühlten, konnte kein einziges aggressive Absichten gegenüber Sowjetrussland haben. Selbst Polen, trotz seinen «früheren Verbindungen mit

## DIE RÜCKKEHR

Deutschland», würde sich im Westen zur Wehr setzen müssen. Die Front des Widerstandes existierte potentiell und konnte sich, wie Potemkin sagte, «überall kristallisieren».

*Dies hing von den Verhandlungen zwischen den Grossmächten ab.* Diese Verhandlungen mussten den Rahmen schaffen, in den wir uns einfügen würden.

Sah man in Moskau voraus, wie die Verhandlungen enden sollten? Nichts erlaubt, dies zu wissen. Auf jeden Fall war der Optimismus Potemkins in diesem Punkt durch keinen Misston verdüstert. Und nach der Durchreise des stellvertretenden Aussenkommissars erblühten die letzten Illusionen, welche die Länder Osteuropas noch kennenlernen sollten – bevor das Moskauer Abkommen zustande kam und der Krieg ausbrach.

## BALKANREISE

*Ankara: die Türkei als Drehscheibe der Friedensdiplomatie. – Ein Ball im Palast von Ankara.*

*Jalowa: Audienz bei Präsident Ismet İnönü.*

*Athen: die Ruinen der Akropolis. – Ein Abend am Kap Sunion. – Der Heroismus des Generals Metaxas.*

Ich hatte den Wunsch, unseren Freunden in Ankara und Athen selbst das Ergebnis meiner Überlegungen mitzuteilen. Der König stellte mir eines der weissen Schiffe des rumänischen Marinedienstes zur Verfügung, die sich seit mehr als vierzig Jahren an den Ostküsten des Mittelmeers des besten Rufes erfreuen. Bei schönstem Sommerwetter schiffte ich mich mit meiner Frau und einigen Mitarbeitern auf der *Dacia* ein. Diese letzte Reise in einem Gebiet, das bald darauf vom Kriege widerhallen sollte, hinterliess uns die unauslöschliche Erinnerung an ein erstaunlich ruhiges, blaues Meer, unter einem wolkenlosen Himmel.

### I

Konstantinopel empfing uns in heiterer Fröhlichkeit, hielt uns aber nicht zurück. Die wunderbare Hauptstadt alter Reiche ist für den offiziellen Besucher nur noch eine Durchgangsstation – eine Etappe auf dem Wege zu den anatolischen Hochebenen, wo die Staatsmänner der türkischen Republik ihren Wohnsitz genommen haben. Man mag die unfruchtbaren Gegenden, in denen sich die neue Hauptstadt, räumlich und geistig so weit entfernt von den bezaubernden Ufern des Bosphorus, erhebt, lieben oder nicht lieben – auf jeden Fall ist es schwer, nicht von der Grösse der Anstrengung gepackt zu werden, für die alle vollendeten

oder begonnenen Arbeiten Zeugnis ablegen; sie zielen darauf hin, eine der rauhesten Gegenden des alten Asien mit Europa zu verknüpfen. Die ruhige, aber unbezähmbare Energie, die von dieser Landschaft ausgeht, war die gleiche wie die der Männer, deren Charakter ich seit langer Zeit schätzte. Ich war also glücklich, in Ankara befreundete Hände zu drücken.

Ankara schien im Mittelpunkt der Bemühungen zu liegen, die in der Welt unternommen wurden, um dem Kriege den Weg zu versperren. Die türkische Hauptstadt spielte gern die Rolle der «Drehscheibe» der Friedensdiplomatie. Die türkische Regierung hatte ihre Sicherheitsabkommen mit England fertiggestellt; ein Austausch von Erklärungen zu diesem Thema hatte am 12. Mai stattgefunden; gleichlautende Erklärungen sollten binnen Kurzem mit Frankreich gewechselt werden. Aber die Abkommen mit Westeuropa sollten öffentlich nicht abgeschlossen werden, ehe die Türkei einen Beistandspakt mit Russland verwirklicht hätte. Die Fäden der europäischen Sicherheit konnten so in Ankara verknüpft werden. Stark dank der Unterstützung, die sie von Moskau wie von den westlichen Hauptstädten zu erhalten rechnete, beabsichtigte die Türkei, ihrerseits eine Widerstandspolitik auf dem Balkan zu unterstützen; sie hoffte, die Gefahr eines Angriffs der Achse gegen Süden ausschalten zu können. Diese entschlossene Politik bedrohte niemanden: die Türkei bot Hitler Trotz, aber sie provozierte ihn nicht; es bestanden zwischen Deutschland und der Türkei sehr alte wirtschaftliche Beziehungen, welche die Berliner Regierung zu entwickeln wünschte und welche die türkische Regierung nicht zu behindern beabsichtigte.

Die Beziehungen zwischen Moskau und Ankara erschienen in solchem Grade gut und vertrauensvoll, dass Saradschoglu mir seine guten Dienste anbot, um dazu beizutragen, entsprechend meinen Wünschen einen engeren Kontakt mit der Sowjetunion herzustellen. Es wurde vereinbart, dass Rumänien bis zur Ernennung eines neuen sowjetrussischen Gesandten in Bukarest ständige Beziehungen zu dem Botschafter der Sowjets in Ankara pflegen solle. Andererseits würde Rumänien als Bindeglied zwischen Polen und der Türkei dienen. Die türkische Regierung hoffte, auf diese Weise das einzige Land Osteuropas, das sich hartnäckig einem all-

gemeinen Sicherheitssystem entzog, auf seine Seite hinüberziehen und mit seiner Widerstandspolitik verbinden zu können.

Ohne Zweifel war die Türkei (wo man besser als irgendwo anders den entscheidenden Einfluss einschätzte, den Russland auf die Entwicklung der europäischen Krise nehmen konnte) fest überzeugt von Moskaus Entschlossenheit zugunsten des allgemeinen Friedens. Diese Überzeugung erklärte den Optimismus Saradschoglus und sein Vertrauen in die Anstrengungen, die er unternahm.

Der Aussenminister war übrigens nicht der Einzige, der mit Vertrauen in die Zukunft blickte. Trotz den im Westen angekündigten grossen Tiefs stand in Ankara das Barometer auf Schönwetter, und das ausländische diplomatische Korps wetteiferte mit der türkischen Regierung in Optimismus.

Dieses ausländische diplomatische Korps führte in der Hauptstadt der türkischen Republik ein ganz besonderes Leben; durch die Beengtheit der Verhältnisse war es gezwungen, sich immer wieder an den gleichen Orten zu treffen. Ich hatte Gelegenheit, bei dem Empfang, der anlässlich unseres Besuches im Palast von Ankara gegeben wurde, diese Tatsache schätzen zu lernen. Da der türkische Aussenminister die friedlichen Abkommen förderte, zeigten die hervorragenden Missionschefs jeder Färbung, die bei der türkischen Regierung akkreditiert waren, ihren Eifer in der Unterstützung seiner Gesichtspunkte. Neben den offiziellen Besprechungen gab es eine ausgedehnte diplomatische Party, der sich die Empfänge und Tanz anschlossen. Als sich unter dem wohlwollenden Blick des Präsidenten Kemal Atatürk, dessen Porträt als einziges die Wand beherrschte, der Bankettsaal in einen Ballsaal verwandelt hatte, hielten die Spitzen der orientalischen Politik ihren feierlichen Einzug. Umgeben von seinem politischen und militärischen Generalstab, erschien Herr von Papen und bewegte sich mit einer sehr betonten Grandezza unter den ersten Paaren, die sich unter den Klängen des Jazz bildeten. Mit grossem Geschick gab er sich die Miene des Friedensstifters. Er schien der wachsamste Hüter der europäischen Sicherheit zu sein. «Ich beglückwünsche Sie», sagte er, als er mich ansprach, «zu der friedlichen Aktion, die Sie hier ausüben. Man muss die Geister beschwichtigen. Ich



*Reise in die Türkei: «ich war glücklich, in Ankara befreundete Hände zu drücken.» (Kapitel IX, S. 207.)*

*Von rechts nach links: Saradschoglu, türkischer Aussenminister; Lucassievici, rumänischer Generalkonsul in Istanbul; G. G.*

bemühe mich, meinerseits das Gleiche zu tun, hier und vor allem in meinem Lande. Wir brauchen keinen Krieg. Der Krieg ist ein Unglück, das ich dem Regime, das gegenwärtig in Deutschland herrscht, ersparen möchte.» Und Herr von Papen fügte mit einem Augurenlächeln hinzu: «Sie verstehen sicher meine Sorge um dieses Regime. Ich habe mehr Gründe als irgendjemand anders zu wünschen, dass das kleine Experiment, das gegenwärtig von meinem Lande gemacht wird, keine zu grossen Enttäuschungen erzeugt.» Das «kleine Experiment», für das der Botschafter des Dritten Reiches sich mit Recht verantwortlich fühlte, und das er mit einer so eleganten Ungeniertheit erwähnte, war das nationalsozialistische Regime! Wenn Herr von Papen sich die Aufgabe gesetzt hatte, mit diesen Mitteln die Geister zu beruhigen, so muss man anerkennen, dass es eine undankbare Aufgabe war.

Der französische Botschafter Massigli, der seinem Wesen nach wenig geneigt war, die Sorgen seines Amtes mit choreographischen Vergnügungen zu verbinden, befand sich in ernstem Gedankenaustausch mit einigen Kollegen. Der Botschafter Seiner Britischen Majestät hingegen wusste die glückliche Entspannung, die eine Tanzgesellschaft erzeugte, fruchtbar zu machen. War nicht die Stunde des Cafés, der Liköre und des ersten Tango, nach einem guten Diner und beschwingten Tischreden, häufig günstig für grosse Entschlüsse? Sir Hugh Knatchbull-Hugessen verfolgte den Plan, die Länder Südosteuropas in einem festen Block zu vereinen; wie sein grosser Landsmann Winston Churchill war er überzeugt, dass nur die territoriale Streitfrage der Süddobrudscha Bulgarien hinderte, der Balkanentente beizutreten. Man musste infolgedessen meine gute Stimmung ausnutzen, um, durch ein Opfer Rumäniens, Bulgarien für die gemeinsame Sache zu gewinnen.

Ich wurde von ihm und meinem Freund Saradschoglu aufgefordert, die Stätte zu verlassen, an der beflissene junge Gesandtschaftssekretäre die Gattinnen der Botschafter zum Tanz aufforderten, um in einer dunkleren Ecke des Saales einem bleichen und traurigen Manne mit fiebrigem Blick zu begegnen, dem bulgarischen Gesandten Christoff<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Kurze Zeit später sollte Christoff in Moskau an Lungenschwindsucht sterben.

Christoff war auf diese Unterredung vorbereitet; mit Wärme und Beredsamkeit setzte er mir all die Wohltaten auseinander, die sich für den Balkan aus einem rumänisch-bulgarischen Abkommen ergeben konnten; eine grossherzige Geste Rumäniens – die Abtretung der Süddobrukscha – konnte nach seiner Ansicht den Frieden für immer besiegeln. Ich erwiderte sehr unzweideutig, dass ich stets eine Verständigung zwischen meinem Land und Bulgarien gewünscht hätte; um die wirklichen Absichten meines Gesprächspartners zu erforschen, fügte ich hinzu, dass mir keine Handlung übertrieben schiene, um den Frieden auf dem Balkan wahrhaft zu sichern: werde sich aber Bulgarien mit der Süddobrukscha begnügen?

Durch diesen unerwarteten Erfolg überrascht, öffnete mir der bulgarische Gesandte sein Herz. Bulgarien konnte sich in der Tat nicht mit so wenig zufriedengeben. Übrigens wäre es nicht gerecht, wenn Rumänien allein die Kosten der Versöhnung zu tragen hätte. Da mein Blick ihn zu ermutigen schien, entwickelte Christoff sein ganzes Programm: Jugoslawien müsste Zaribrod und einen Teil Mazedoniens abtreten; Griechenland müsste auf das westliche Thrazien verzichten .... Ich war jetzt im Bilde; nichts konnte mich mehr hindern, zu den Tänzern zurückzukehren.

«Nun?» fragte mich der englische Botschafter, der von weitem unser Gespräch beobachtet hatte, «sind Sie einig geworden?»

«Über alle Ihre Erwartungen hinaus», erwiderte ich ihm heiter.

«Sie haben ihm Hoffnungen gemacht auf die Rückkehr der Süddobrukscha?»

«Wenn es nur das wäre! Ich habe ihm alles überlassen: Zaribrod, Mazedonien, Westthrazien ....»

«Was!» rief Sir Hugh verblüfft, «das alles hat er von Neuem verlangt?»

«Alles. Und das ist nur ein Anfang. Der Appetit kommt beim Essen.» Ich führte den Botschafter zum Buffet, wo Saradschoglu schon auf uns wartete. Es wurde vereinbart, dass ich meine Gespräche mit dem bulgarischen Gesandten nicht weiterführen solle. Christoff hatte die Hoffnung, die man auf ihn gesetzt hatte, schmachlich enttäuscht: er hatte Gebiete



verlangt, von denen weder England noch die Türkei wünschten, dass sie den Besitzer wechselten.

Das diplomatische Korps sollte die so glücklich begonnenen Gespräche an einem anderen Ort fortsetzen, der für die Erörterung von Weltproblemen günstig ist: auf dem Bahnhof von Ankara, am Tage unserer Abreise. Die Zahl der Botschafter, die erschienen waren, um sich zu verabschieden – und von denen die einen Süßigkeiten, die anderen Blumensträuße überreichten –, hätte einem ausländischen Reisenden den Kopf verdrehen können, hätte er nicht gewusst, dass im Nahen Osten nichts so sehr den Austausch diplomatischer Gesichtspunkte fördert wie der Quai eines Bahnhofs. Unsere Abfahrt war glanzvoll, und da Saradschoglu uns auf der Reise begleitete, teilten wir mit ihm die Ehre der herzlichsten aller Ovationen.

Wir wurden nach Jalowa geleitet, einem reizenden Badeort am asiatischen Ufer des Marmarameers, wo Ismet Inönü, der Präsident der Republik, uns erwartete. Er, der unter dem Namen Ismet Pascha einen so grossen Anteil an der Befreiung der Türkei genommen hatte, übernahm von seinem grossen Vorgänger Kemal Atatürk einen nationalen Staat, dessen «revolutionäre» Prinzipien er getreulich respektierte, wobei er sich aber bemühte, sie mit gewissen, verfloßenen Jahrhunderten entstammenden Traditionen zu versöhnen, die er mit Betonung pflegte. Es war eine ganz besondere Gunst, mit ihm und den Seinen eine Mahlzeit teilen zu dürfen und ihn mit fester und ruhiger Stimme seine Ansichten über die politische Situation darlegen zu hören.

Der Präsident hoffte, dass der Frieden gerettet werden könne. Aber er hoffte es als Soldat; er traf seine Vorsichtsmassnahmen und studierte das politische Problem unter militärischen Gesichtspunkten. Er entfaltete die Karte und setzte mir auseinander, wo die Achse angreifen konnte und wo die vereinigten Balkanstaaten ihre Verteidigung organisieren müssten. Das Studium der Karte des Balkans, Seite an Seite mit Ismet Pascha, führte mich in gewisse militärische Überlegungen ein, zu deren gründlicher Prüfung ich bis dahin noch keine Gelegenheit gehabt hatte. Es gestattete mir auch, die politischen Gedankengänge des Präsidenten der türkischen Republik besser zu erfassen, als es an Hand diplomatischer

Erklärungen möglich gewesen wäre. Mein Gastgeber glaubte an einen einzigen möglichen Angriff, den der Achse. Gegen sie musste man sich im Voraus sichern, indem man den allgemeinen Widerstand organisierte. Der Präsident war überzeugt, dass dieser Widerstand sich auf die Sowjets stützen konnte. Mit dem Finger zeigte er mir die Stelle, wo die Russen landen würden, um ihre Hilfe zu bringen, in enger Verbundenheit mit den türkischen Armeen. Der Präsident überschlug die Erfolgsaussichten der beiden feindlichen Lager und erklärte, er sei des Sieges der Alliierten sicher.

Einen Monat nach meinem Besuch in Jalowa, am n. August 1939, legte die Jacht König Carols, die in den türkischen Gewässern kreuzte, vor dem Palast von Dolma Bagtsche an. Präsident İnönü empfing den König und wiederholte ihm mit Nachdruck, was er mir gesagt hatte. Die deutsche Gefahr wurde immer drohender. Der Präsident war der Ansicht, dass «die Interessen der Türkei, Rumäniens und der anderen Balkanstaaten so eng miteinander verknüpft seien, dass jedes Eindringen Deutschlands und Italiens in diese gemeinsame Zone eine gemeinsame Lebensgefahr darstelle». Es gelte, schnellstens eine «Barriere der angrenzenden Staaten» zu errichten, die sich fest auf Sowjetrußland stütze. Da König Carol seinem Zweifel in Bezug auf Rußland Ausdruck gab, versprach İsmet İnönü seine guten Dienste, um eine Entspannung zwischen Rußland und Rumänien herbeizuführen. Dies ereignete sich, ich wiederhole es, am 11. August 1939, zwanzig Tage vor Kriegsausbruch.

Es ist recht reizvoll, die Haltung, welche die türkischen Staatsmänner mit Festigkeit bis zum letzten Tage einnahmen, mit jener zu vergleichen, welche die polnischen Politiker hartnäckig bis zum gleichen Zeitpunkt verteidigten. Wir haben gezeigt, dass die Polen den Russen misstrauten: der Krieg würde nicht ausbrechen, meinten sie, wenn Polen sich niemals Rußland näherte. Die Türken lehnten kein Bündnis ab und glaubten an die kollektive Sicherheit: nach ihrer Ansicht konnte und wollte Rußland die entscheidende Hilfe bringen. Die Politik beider Staaten wurde durch das gleiche Ereignis zunichte gemacht: am 23. August 1939 setzte das deutsch-russische Abkommen zu gleicher Zeit den Berechnungen Becks und den Hoffnungen des Präsidenten İnönü ein Ende.

Dieses Abkommen fegte mit einem Schlage die gute wie die schlechte Politik der benachbarten Staaten beiseite. Unter dem brüsken Druck der Ereignisse sollte das «unabhängige Polen» als erstes Land im Kriege untergehen. Und die Türkei, die sich zu jedem Beistandspakt bereit gefunden und ihre Neutralität auf hundert und eine Art aufs Spiel gesetzt hatte, sollte entgegen jeder Voraussicht ihre Neutralität bewahren.

## II

Als wir in Jalowa von unseren Gastgebern Abschied nahmen, ahnten wir nicht, dass der vertrauensvolle Händedruck, den wir austauschten, für sehr lange Zeit der letzte sein sollte. Die *Dacia* nahm Kurs auf Athen. Unter betäubenden Zurufen fuhren wir in den Piräus ein. Alles war beflaggt und festlich geschmückt, die Sirenen der Schiffe heulten, die im Hafen aufmarschierten Matrosen schwenkten ihre Mützen, eine brausende Menge drängte sich auf den Quais. Von einem leuchtend hellen Himmel hob sich noch strahlender und wie von unsichtbaren Flügeln getragen das Parthenon ab. In diesem Rahmen, dem schönsten der Welt, wo so viel Lebensfreude, so viel überströmendes Glück uns empfinden, empfand ich im Gegensatz dazu die herannahende Katastrophe besonders heftig. War nicht in dieser von den Göttern bewohnten Region das Gefühl des Tragischen immer der Erregung verwandt, die durch das Schauspiel des Schönen hervorgerufen wird? Unter Verzicht auf die traditionellen diplomatischen Formeln versuchte ich, meiner Ahnung Ausdruck zu verleihen, als ich mit folgenden Worten auf die Begrüßungsrede des Präsidenten Metaxas antwortete:

«Sie wissen ohne Zweifel, dass ich seit unserer letzten Zusammenkunft eine lange Reise durch die europäischen Hauptstädte unternommen habe, als Abgesandter meines Landes. Als ich heute unter dem blauen Himmel Athens den heiligen Hügel und die weissen Säulen des Tempels der Göttin der Vernunft erblickte, verstand ich, dass ich am Ende meiner Reise angekommen bin. Bringt nicht dieser Tempel in seinen vollkommenen Proportionen die Idee der Einheit Europas zum Ausdruck, das

Erbe der glänzendsten Kultur, die es jemals gegeben hat – und wirkt er nicht mit seinen grossartigen und doch schmerzlichen Ruinen wie eine feierliche Warnung für all jene, die ein zweites Mal das gemeinsame Erbe zerbrechen möchten?»

Der Empfang, den uns die griechische Regierung bereitete, war ganz besonders herzlich. Es gab in der Aussenpolitik keinerlei denkbaren Gegensatz zwischen Präsident Metaxas und mir: wir waren uns über alle Punkte unseres gemeinsamen Vorgehens einig. Seit der Gründung der Balkanentente hatten Rumänien und Griechenland die gleichen Ansichten gehabt und die gleichen Entscheidungen getroffen. Die europäische Krise hatte unsere beiden Länder einander noch nähergebracht. Griechen und Rumänen nahmen die Ereignisse auf die gleiche Art auf, mit der gleichen raschen Intuition.

Damit wir fern von offiziellen Zeremonien die letzten Nachrichten austauschen könnten, die uns über die Krise zugegangen waren, entführte mich der Präsident zum Kap Sunion, um den Sonnenuntergang zu betrachten. Wenige Schritte entfernt von den Ruinen des Tempels, in den Lord Byron seinen Namen einschrieb, gab es eine kleine Herberge, in der ein Essen vorbereitet war. Ach, ich konnte der Gastfreundschaft Metaxas' keine Ehre erweisen. Ein Anfall jenes Leidens, das ich vor den Abgesandten Ribbentrops simuliert hatte, hatte mich hier wirklich betroffen. Ich war gezwungen, mich auf ein Feldbett zu legen, in einem kleinen Zimmer der Herberge, durch dessen geöffnete Fenster die duftenden Ausströmungen der griechischen Landschaft vermischt mit den Düften gebratener Fische eindrangten. Väterlich setzte sich der alte Präsident ans Kopfende meines Bettes, und um mich in meinen Schmerzen zu zerstreuen, erzählte er bedächtig mit leiser Stimme die vielen Erinnerungen seines politischen Lebens.

General Metaxas hatte in seinem langen, bewegten Leben vielerlei gesehen: parlamentarische Streitigkeiten, Parteikämpfe, Verschwörungen, Staatsstreiche – in erbitterter Rivalität mit einem sehr bedeutenden Gegner hatte er Gefängnis, Exil, Verfolgung und einige Verurteilungen zum Tode erlebt; dann hatte er «regiert» und seinerseits mit Exil und Gefängnis nicht gespart und jetzt mit eiserner Faust die öffentliche Ordnung

gesichert. Die Stimme des gefürchteten Generals besass Töne von erstaunlicher Zartheit, um das Ohr eines kranken Freundes zu schonen und auch, um die Inbrunst seiner glühenden Vaterlandsliebe besser zum Ausdruck zu bringen. Diese Liebe erfüllte ihn vollständig, seit die Leidenschaften des Parteipolitikers erloschen waren. Das einzige Ziel, das Metaxas noch verfolgen wollte, war, Griechenland zu bewaffnen, damit es sich verteidigen könne. Wenn er sich veranlasst sah, der leidenschaftlichen Freiheitsliebe seines Volkes entgegenzutreten, so geschah dies, sagte er, um ihm besser zu ermöglichen, diese nationale Freiheit zu bewahren. Denn die Zeiten, die heraufkamen, waren den kleinen Staaten nicht günstig. Überall richtete sich die «Neue Ordnung» gegen unsere teuersten Gedanken: angesichts der Tendenzen zur gewaltsamen Vereinheitlichung war unser Vaterland ständig in Gefahr. Es war, als wären die Nationen von nun ab unnütz. Was konnte es indessen Grösseres in der Welt geben als unser kleines Vaterland? Der Präsident wies mit dem Arm in die Richtung, in der die Ruinen des Tempels der Pallas Athene in der Dunkelheit untergetaucht waren:

«Dort hat Europa seinen Anfang genommen», sagte er mit schlichtem Stolz. «Dort kann es sein Ende erleben, wenn wir nicht ständig auf der Wacht bleiben.» Dann wandte er sich zu mir und fragte mich unvermittelt: «Wenn sie zu Euch kommen, seid Ihr entschlossen, Euch zu schlagen?»

«Das meine ich wohl; deutet es Ihnen nicht unsere ganze Politik an?» «Ich hoffe», erwiderte er, «dass Sie die Möglichkeit haben werden, es zu tun. Was uns betrifft, so sichert uns das Meer unsere Handlungsfreiheit. Wir werden uns schlagen, und wenn wir unser Land von Neuem mit Ruinen bedecken müssten.»

Präsident Metaxas sollte Wort halten. Als in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1940 der italienische Gesandte in seiner Villa in Kiphissia erschien und ihm eine in drohendem Tone gehaltene Note überreichte, wies er, ohne einen Augenblick zu zögern, die feindliche Zumutung zurück. In einer Epoche, in der fast alle europäischen Nationen sich vor der Achse gebeugt hatten, war dies eine gewaltige Geste. Das Echo dieser Handlung und der ersten Erfolge der griechischen Armee sollte mich in

Moskau erreichen, wo ich damals die Interessen meines Landes wahrnahm; es erfüllte mich mit Furcht und mit Stolz zugleich. Griechenland rächte die Ehre der Balkanentente. Die Zeitungen veröffentlichten die prachtvollen Worte, die Metaxas zum griechischen Volk gesprochen hatte:

«Vor einigen Tagen hat uns ein heimtückischer Feind ohne irgendeinen Grund angegriffen. Sein einziges Ziel war, uns das zu rauben, was unser teuerstes Gut ist: die Unabhängigkeit, die Freiheit, die Ehre. Wie ein Mann hat sich Griechenland erhoben und zu den Waffen gegriffen. Nach erbitterten Kämpfen lächelt ihm der Sieg: von Mazedonien bis zum Epirus befindet sich der Feind an der ganzen Front auf der Flucht. Ich habe nur eins hinzuzufügen: Griechenland vergisst weder Santarosa noch Fratti noch Garibaldi, noch die vielen anderen Italiener, die ihr Blut für unsere Freiheit vergossen haben. Wenn sie heute lebten, wären sie unterdrückt: denn das faschistische Regime erträgt keine freien Menschen. Mussolini hat uns angekündigt, dass Griechenland vernichtet werden würde; wir antworten, dass wir entschlossen sind, uns nicht vernichten zu lassen. Griechenland wird unabhängig und frei bleiben. Was das italienische Volk betrifft, so wird es die Folgen seiner Niederlage ermaßen können, wenn es seine Rechnung mit Mussolini begleichen wird.

Bis dahin, Hellenen, lasst uns die Fäuste ballen und unsere Herzen erheben. Kämpfen wir mit der Erbitterung, die ein verräterischer Angriff in uns hervorruft. Wir kämpfen nicht nur für unsere Sache. Wir kämpfen für die Freiheit der Balkanvölker. Wir kämpfen für ein Ideal, das weit über die Grenzen unseres Landes hinausreicht und dem ganzen Menschengeschlecht gehört.»

Einige Zeit später – am 29. Januar 1941 – starb Präsident Metaxas nach kurzer Krankheit. Drei Monate nachher brachen die deutschen Armeen den heroischen Widerstand des griechischen Volkes.

Ich werde die Erinnerung an jene Worte bewahren, die ich an einem Abend am Kap Sunion gehört habe. Das alte Europa sollte enden, als das Hakenkreuz auf der Akropolis flatterte.

## EPILOG

Die diplomatischen Anstrengungen, die ich im Verlauf dieser Reise, welche den Gegenstand dieses Berichtes bildet, beobachten konnte, verstärkten sich gegen Ende des Frühjahrs; in aller Eile versuchte das alarmierte Europa, seine Verteidigung zu organisieren. Vom Juni ab trat man in die entscheidende Phase ein. Es war keine geräuschvolle Krise, keine überstürzte Aufeinanderfolge sensationeller Ereignisse. Das Ringen zwischen den Staatskanzleien spielte sich in gedämpfter Tonart und vor den Augen der Welt verhüllt ab – mit einer manchmal unerträglichen Langsamkeit. Das Gleichgewicht der Kräfte stand auf dem Spiel: die Einen wollten es festigen, um den Frieden zu sichern – die Anderen wollten es umstürzen, um Krieg führen zu können. Der mächtige Druck, der von beiden Seiten ausgeübt wurde und der unvermittelt den Konflikt entfesseln konnte, entging den gewöhnlichen Sterblichen; nur wenige Eingeweihte ermassen wirklich die Bedeutung dessen, was vorging.

Die Verwirrung der Geister und die Ungewissheit in der Beurteilung der Geschehnisse waren derart, dass viele sich fragten, ob die deutschen Vorbereitungen wirklich mit düsterem Vorbedacht auf ein Verbrechen hinzielten, oder ob sich hinter ihnen nur ein neuer Bluff verberge. Angst wechselte mit «Optimismus».

In Wirklichkeit war Hitler, der die europäische Ordnung offen herausgefordert und sich vom Westen abgewandt hatte, schon im Begriff, die entscheidende Kraftprobe zu wagen. Wenn Europa gemeinsamen Wi-

derstand gegen ihn aufzurichten vermochte, so blieb er allein, und sein Machtstreben, das gerichtet und verdammt wurde, war zur Ohnmacht verurteilt. Gelang hingegen Europa sein Bemühen nicht, so würden die in Deutschland aufgehäuften Explosionsstoffe ungehemmt wirken; der Erfolg Hitlers würde dann so gross sein, dass nichts seinen Eroberungswillen aufzuhalten vermöchte.

Es waren also die Verhandlungen in Moskau – wo der Westen und die Sowjetunion sich in dem Ziel begegneten, die Mittel zur Rettung des Friedens zu finden – die in letzter Instanz entscheiden würden.

Während im Vordergrund der politischen Szene die Ereignisse von Danzig und Polen abliefen – Streitigkeiten unter Nachbarn, Erhebungen von Minderheiten, Austausch von Noten und Kugelwechsel – wurde das Schicksal der Welt im Dunkel der Staatskanzleien ausgehandelt. Dort entschied sich, in der Auseinandersetzung um gewisse Formeln und einige Einzelheiten des Verfahrens, die bedeutendste diplomatische Partie der Geschichte.

\* \* \*

Am 2. Juni waren die Verhandlungen zwischen den Kabinetten von London, Paris und Moskau in eine neue Phase eingetreten<sup>1)</sup>. An diesem Tage hatte die Sowjetregierung ein Vertragsprojekt formuliert, das in den westeuropäischen Hauptstädten gewisse Hoffnungen erweckt hatte. Man war in London *«glücklich, fest stellen zu können, dass das Abkommen in einem wesentlichen Masse schon realisiert war»*. Dieses Abkommen enthielt – immer nach London – die folgenden Punkte:

«1. Zwischen den drei Grossmächten soll auf dem Fusse der Gleichberechtigung ein Vertrag geschlossen werden, in dem jede der drei gleichartige Verpflichtungen gegenüber den beiden anderen übernimmt.

2. Die drei Mächte werden eine der anderen unmittelbaren Beistand gewähren,

a) für den Fall, dass eine von ihnen Gegenstand eines direkten Angriffs einer europäischen Macht wäre,

\*) Siehe Kapitel V, S. 137 ff., und Kapitel VI, S. 162 ff.



b) für den Fall, dass eine der drei Grossmächte gewissen Staaten zu Hilfe käme, denen gegen einen Angriff beizustehen sie sich verpflichtet hätte.»

Die im Verlauf des Monats Mai infolge eines ständigen Notenwechsels zwischen den drei Hauptstädten erreichten Fortschritte waren in der Tat «wesentlich». Die Engländer hatten das Prinzip des Dreierpaktes angenommen, anstelle einseitiger Erklärungen, die sie anfangs ins Auge gefasst hatten. Sie hatten gleichfalls akzeptiert, in diesem Abkommen den Fall des «direkten Angriffs» vorzusehen, wie die Russen es wollten. Die Sowjetregierung ihrerseits hatte zugestimmt, am Schutz der angrenzenden Staaten teilzunehmen.

Um den Abschluss zu beschleunigen, schickte die britische Regierung Mr. Strang vom Foreign Office nach Moskau. Die Verhandlungen mittels Noten und Gegenvorschlägen sollten durch direkte Fühlungnahme und durch «ein Verfahren Artikel um Artikel» ersetzt werden. Die Westmächte hatten es eilig. Am 6. Juni stellte der französische Ministerrat einstimmig fest, dass «es von äusserster Wichtigkeit wäre, rasch zum Abschluss zu gelangen».

Leider gab es im Projekt Sowjetrusslands vom 2. Juni einige Punkte, die «wesentliche Schwierigkeiten» auslösen sollten. Das Foreign Office stellte fest, dass diese Punkte «die Regierung Seiner Majestät ausserordentlich störten».

Die erste Schwierigkeit bezog sich auf den Willen der Sowjets, der Liste der Staaten, denen beizustehen man sich verpflichtete, Finnland, Lettland und Estland hinzuzufügen. Der russische Gesichtspunkt erschien logisch: da es sich darum handelte, die Situation von zwei angrenzenden Staaten, Polen und Rumänien, zu festigen, warum sollte man da nicht den Schutz auf das ganze Gebiet des Ostens zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ausdehnen? Aber dieser Gegenvorschlag hatte in London Argwohn erweckt: man fragte sich, was das Drängen Sowjetrusslands zugunsten der baltischen Staaten bedeute, die sich ihrerseits bis jetzt geweigert hatten, die Garantie von Grossmächten zu akzeptieren. Am Quai d'Orsay war man nicht minder beunruhigt; man erklärte dort, dass «der Pakt, so wie er beabsichtigt war, bestimmt wäre, die Sicherheit und die Unabhängigkeit friedlicher Staaten zu gewährleisten, dass es aber

nicht notwendig sei, dass die Sowjetunion daraus für sich das Recht ableiten könne, in den baltischen Staaten militärisch zu intervenieren».

Der Widerstand der Westmächte erweckte den Argwohn Moskaus. Warum begrenzten England und Frankreich ihren Schutz auf Polen und Rumänien und liessen einen Zugang nach Russland durch die baltischen Länder offen? Bedeutete dies nicht das Eingeständnis, dass die Westmächte auf den Dreierpakt nur dann Wert legten, wenn er sich auf jene östlichen Staaten bezog, die sie unmittelbar interessierten?

Seit seiner Ankunft in Moskau sollte Mr. Strang auf dieses Misstrauen der Sowjets stossen. Molotow liess ihn wissen, dass er durch die Weigerung, die baltischen Staaten in das Abkommen einzubeziehen, enttäuscht wäre; er «erwarte Besseres von Seiten der Westmächte». Die direkten Verhandlungen begannen in einer Atmosphäre, in der kein Vertrauen herrschte. Die Worte, die von der einen und von der anderen Seite gebraucht wurden, hatten nicht den selben Sinn; man fürchtete Absichten, die man ahnte, und man fürchtete noch mehr jene, die man nicht zu erkennen vermochte.

Die Westmächte versuchten eine aufrichtige Auseinandersetzung. Bonnet beauftragte seinen Botschafter, die Sowjetregierung, «um ihr Misstrauen zu zerstreuen», daran zu erinnern, dass die Regierungen Englands und Frankreichs den allergrössten Wert auf die wirksame Zusammenarbeit mit der Sowjetunion legten. Sie hatten dies in weitem Masse bewiesen, «indem sie sich um diese Zusammenarbeit bewarben und sich seit zwei Monaten unaufhörlich bemühten, sich dem sowjetrussischen Standpunkt anzunähern; nichts rechtfertigte den Verdacht Molotows, dass die beiden Regierungen sich Möglichkeiten zu Vorwänden vorbehalten wollten».

Diese beruhigenden Erklärungen riefen andere gleichartige hervor, aber die Sowjets blieben stumm. Um in der Frage der baltischen Staaten ein Kompromiss zu erleichtern, schlugen die englischen und französischen Unterhändler eine allgemeine Formel vor, die alle «angrenzenden» Staaten umfassen sollte – jene des Ostens so gut wie jene des Westens. Sobald dieser Gedanke bekannt wurde, erhoben sich eine Reihe von Protesten. Kein kleines Land wollte auf einer Liste figurieren, die es dem deutschen Zorn preisgab; einige dieser Länder fürchteten die russische

Einmischung. Die Regierung der Niederlande gab bekannt, dass «sie in keiner Weise in die zwischen Grossmächten gepflogenen Verhandlungen einbezogen wäre». Der Aussenminister Estlands erklärte, die baltischen Staaten beabsichtigten nicht, sich dem Schutze einer Grossmacht zu unterwerfen, die in ihrem eigenen Interesse «die Rolle eines Verteidigers spielen» wolle.

Ohne sich um diese Reaktionen zu kümmern, setzte die Sowjetregierung ihren Weg fort. Sie bewilligte ihren Beistand weder den Niederlanden noch der Schweiz, denn mit diesen Staaten unterhielt sie keine diplomatischen Beziehungen. Hingegen mussten die baltischen Länder um jeden Preis in dem Dreierpakt in Erscheinung treten. Weit entfernt, an ein Kompromiss in dieser Frage zu denken, forderte Moskau im Gegenteil neue Präzisionen. Und die Westmächte gaben nach; am 6. Juli wurde der sowjetrussische Standpunkt restlos angenommen.

In der Zwischenzeit hatte die Sowjetregierung ihre Ansprüche noch hinaufgeschraubt. So war sie dazu gekommen, die berühmte Frage des *indirekten Angriffs* aufzuwerfen. In dem Projekt, das Molotow am 4. Juli unterbreitete, war Artikel 1 folgendermassen formuliert:

*«England, Frankreich und die Sowjetunion verpflichten sich, sich gegenseitig unmittelbar jeden wirksamen Beistand zu gewähren, wenn eins dieser drei Länder in Feindseligkeiten mit irgendeinem europäischen Staat verwickelt wird, als Folge: eines Angriffs dieser Macht gegen eins dieser drei Länder, eines direkten oder indirekten Angriffs dieser Macht gegen irgendeinen europäischen Staat, falls eines der drei beteiligten Länder es als seine Pflicht erachtet, die Unabhängigkeit und die Neutralität dieses Staates zu verteidigen.»*

In einem angefügten Brief wurde erläutert, dass der Vertrag in Kraft träte «im Fall eines direkten oder *indirekten* Angriffs, das heisst eines *inneren Staatsstreiches* oder eines dem Angreifer *günstigen politischen Umschwungs*». Durch dieses Projekt schien Molotow Schwierigkeiten machen zu wollen. Der Beistandspakt nahm damit das Aussehen eines internationalen Aktes an, der das Eingreifen in die Angelegenheiten der kleinen Länder autorisierte. Um ihre Forderung zu rechtfertigen, erinnerte die Sowjetunion an den Präzedenzfall der Tschechoslowakei, wo das Regime Hacha in Wechselbeziehung mit der deutschen Eroberung gewesen

war. Mussten sich nicht die Grossmächte im Voraus gegen ein solches Vorgehen schützen? Aber das Recht, das sich die Sowjetunion anmassen wollte, «politische Veränderungen» bei seinen Nachbarn zu kontrollieren, eröffnete beunruhigende Perspektiven und rechtfertigte Befürchtungen seitens der Westmächte. Die Forderungen der Sowjetunion in Bezug auf die baltischen Staaten waren bekannt; ihnen ein Recht in dieser Region einzuräumen, bedeutete im Grunde, diese Staaten dem Machtwillen der Sowjets zu überlassen.

Als Paris und London den neuen russischen Vorschlag erhielten, beunruhigten sie sich. «Das Foreign Office scheint sehr entmutigt», meldete der französische Botschafter seinem Chef. Bonnet war es ebenfalls. Die Worte «indirekter Angriff», die zum ersten Mal in einem sowjet-russischen Text auftauchten, schienen ihm «gefährliche Zweideutigkeiten» zu enthalten. Der Minister meinte, «dass es unmöglich wäre, dass ein innerpolitischer Wechsel in einem Staat automatisch einen allgemeinen Konflikt nach sich ziehen könnte».

Aber weder in London noch in Paris dachte man daran, die «Anregung» Molotows einfach vorbehaltlos zurückzuweisen. Der Wunsch, zu einem Abkommen zu gelangen, wuchs in dem Masse, in dem das Fieber in Europa stieg. Bonnet fügte sich darein, die neuen Begriffe anzuwenden, die der Volkskommissar vorgeschlagen hatte, und versuchte lediglich, ihnen eine begrenzte Bedeutung zu geben: Als indirekter Angriff sollte jedes Ereignis betrachtet werden, *«das die Wirkung haben würde, einen inneren Staatsstreich herbeizuführen, der offensichtlich die Veräusserung oder Zerrüttung der Souveränität zugunsten des Angreifers mit sich brächte»*.

Auch das Foreign Office suchte eine Definition, «um bei den baltischen Völkern den schlimmsten Argwohn zu entkräften». Es schlug die folgende Formel vor: *«Es wird vereinbart, dass der Begriff Angriff so verstanden werden soll, dass er auch eine Aktion umfasst, die unter der Androhung von Gewalt von einem Staat hingenommen wird und die Preisgabe seiner Unabhängigkeit oder seiner Neutralität nach sich zieht.»*

Molotow schlug seinerseits, um die Pille zu versüssen, den englischen und französischen Botschaftern vor, festzulegen, dass der indirekte Angriff, um den es ging, jener wäre, *«dessen Ziel sei, das Gebiet eines der ge-*

## EPILOG

*nannten Staaten zu benutzen, um einen Angriff gegen ihn oder gegen eine der vertragschliessenden Mächte auszuführen».*

Diese Definition, die beste der drei, kreuzte sich mit den Vorschlägen der westeuropäischen Regierungen. Bonnet beeilte sich, sie telegraphisch zu akzeptieren. Es war zu spät. Molotow hatte sich der englischen «Anregungen» bemächtigt und hatte sie schon mit seinem eigenen Projekt «kombiniert». Die Formel, auf die er sich festlegen sollte, war folgende: « ... im Falle eines indirekten Angriffs, dessen Ziel wäre, *unter der Androhung von Gewalt oder ohne eine solche Drohung* das Gebiet eines der genannten Staaten zu benutzen, um einen Angriff gegen ihn oder gegen eine der vertragschliessenden Mächte auszuführen.»

Die von beiden Seiten gemachten Anstrengungen, verwickelte Formeln zu kombinieren, während der Krieg schon vor der Tür stand, konnte sinnlos erscheinen. In Wirklichkeit enthüllte er den ganzen Ernst der Fragen. Die Sowjetunion wollte sich vollkommene Handlungsfreiheit in Bezug auf ihre Nachbarn sichern; sie wünschte, das «Problem» der baltischen Staaten zu lösen. Das war der Preis ihrer Mitarbeit. Die Westmächte hatten nicht geglaubt, einen solchen Preis zahlen zu sollen, als sie die Verhandlungen mit dem Osten eingeleitet hatten. Boten sie nicht Russland – dem Lande, welches vom Reich in erster Linie bedroht war – einen Beistand, dessen Wert mindestens dem entsprach, den Russland bieten konnte? Aber in dem Masse, in dem die Sowjetunion ihre Ansprüche erhöhte und es mit dem Abschluss des Abkommens weniger eilig zu haben schien, verbreitete sich eine dumpfe Unruhe in den Staatskanzleien. Wenn es Moskau gefiel, die Erörterungen in die Länge zu ziehen, so musste die Sowjetunion von Hitlers Umtrieben weniger zu fürchten haben; woher kam ihm denn diese Versicherung? Die Möglichkeiten eines deutsch-sowjetrussischen Einverständnisses machten wahrlich einen raschen Abschluss der Verhandlungen *notwendig*<sup>1)</sup>. Die Eng-

<sup>1)</sup> Die letzten Informationen liessen indessen eine solche Verständigung nicht voraussehen. So berichtete Coulondre am 8. Juli aus Berlin: «Der Geschäftsträger der Sowjetunion, den ich gestern Abend gesehen habe, hat mir in der kategorischsten Form erklärt, dass keinerlei politische Verhandlung zwischen Berlin und Moskau im Gange sei... . Ich kann Ihnen versichern – hat er mir gesagt – dass keinerlei politisches Gespräch, auch kein offizielles, mit Berlin eingeleitet worden ist.»

länder und Franzosen schienen sich damit abzufinden, in allem nachzugeben; das Ringen um Formeln drückte nur noch den Wunsch aus, den Schein zu wahren. Die sowjetrussische Definition des indirekten Angriffs mit allem, was sie in sich schloss, sollte noch den Gegenstand mehrfachen Gedankenaustausches bilden; in Wirklichkeit war sie seit der ersten Hälfte Juli angenommen.

Eine neue Bedingung der Sowjets sollte eine noch tiefergehende Unruhe hervorrufen. Seit dem Beginn der Verhandlungen hatten die Russen den Wunsch kundgetan, ein militärisches Abkommen und ein Flottenabkommen sollten das politische Abkommen vervollkommen. In seiner Note vom 2. Juni hatte Molotow den Gedanken geäußert, der Dreierpakt solle erst nach der Unterzeichnung der militärischen Vereinbarungen als abgeschlossen gelten. Das Foreign Office hatte sofort seine Bedenken zum Ausdruck gebracht. Es fürchtete «die Wirkung, welche die Vertagung des Inkrafttretens des Dreierpaktes bis zum Abschluss einer Militärkonvention auf die europäische Situation hervorrufen würde». Eine solche Konvention schien ihm erwünscht, aber es glaubte nicht, dass sie «in einem hinreichend kurzen Zeitraum» abgeschlossen werden könnte.

Diese Frage sollte wieder auftauchen, sobald die durch den «indirekten Angriff» hervorgerufene Erregung sich etwas beruhigt hatte. Sie sollte den Umfang des gegenseitigen Misstrauens sichtbar machen. Bonnet, der nicht aufgehört hatte, ausgleichend zu wirken, informierte London am 9. Juli, dass ihm die von Molotow gestellte Bedingung unannehmbar scheine. «Die sowjetrussische Formel», sagte der Minister, «droht dadurch, dass sie das Inkrafttreten des politischen Abkommens vom Abschluss der militärischen Vereinbarungen abhängig macht, in einer Periode, die sich als besonders kritisch ankündigt, die psychologische Wirkung und die praktische Anwendung dieses Abkommens zu verzögern. Die Sowjetregierung muss verstehen, dass die französische und die englische Regierung nicht seit mehreren Monaten ihre Verständigungsbemühungen im Hinblick auf den Abschluss eines Abkommens vervielfacht hätten, wenn sie nicht entschlossen wären, diesem Abkommen im kürzesten Zeitraum seine volle Wirksamkeit zu sichern .... Wenn wir



*«Mit fester und ruhiger Stimme legte mir der Präsident seine Ansichten über die politische Situation dar.» (Kapitel IX, S. 211.)*

## EPILOG

uns auf den von Molotow vorgeschlagenen Weg begeben, so laufen wir Gefahr, uns im Monat August, das heisst in dem Zeitpunkt, in dem die internationale Situation am ernstesten sein kann, folgender Alternative gegenüber zu sehen: entweder uns allen Forderungen der Sowjetregierung in militärischer Hinsicht zu beugen, das heisst ihr im Westen umfassende Unterstützung im Austausch gegen begrenzte Unterstützung im Osten zuzusichern – oder einen Bruch der militärischen Verhandlungen hinzunehmen, der zur gleichen Zeit das militärische Abkommen und das politische Abkommen zunichtemachen würde. Dieses Spiel gegen uns zu spielen, wäre umso leichter, als das militärische Abkommen, um im Osten wirksam zu werden, die Zustimmung Polens und Rumäniens erfordert, welche nichts weniger als gewiss ist.» Das war der Argwohn Bonnets zu diesem Thema. Moskau erwiderte mit einem ganz ebenso grossen Misstrauen. Molotow war der Ansicht, dass «solange die militärische Konvention nicht abgeschlossen wäre, man nicht wissen könne, dass über sie verhandelt werden würde». Der französische Botschafter sagte in Bezug auf den sowjetrussischen Staatsmann: «Seine grosse Sorge scheint zu sein, dass wir uns mit der moralischen Auswertung des Abschlusses eines feierlichen Vertrages begnügen könnten, der durch das Fehlen einer militärischen Konvention ohne jede Bedeutung und praktische Tragweite sein würde. Eine zweistündige Diskussion hat nicht vermocht, ihn zur Aufgabe dieser Position zu bewegen.» Naggiar fügte folgende sehr bezeichnende Bemerkung hinzu: «Ich fürchte, dass eine gründliche Aussprache zur Abweisung des sowjetrussischen Vorschlages das Misstrauen jener Mitglieder des Politbureaus verstärken wird, die uns vorwerfen, wir erstrebten eher eine gemeinsame Erklärung als eine konkrete Verpflichtung. In diesem Sinne macht sich eine deutsche Propaganda bemerkbar, die sich bemüht, zu beweisen, dass England und Frankreich mit ihren Verpflichtungen nicht bis ans Ende gehen werden.»

Es war offensichtlich, dass die Westmächte (was sie gar nicht verheimlichten) eine psychologische Wirkung suchten. Sie wollten zwischen West und Ost eine Solidarität schaffen, die Hitler hindern sollte, seinen Krieg zu entfesseln. Dieser Plan war vollkommen gerechtfertigt; es war natürlich, dass jede Verzögerung seiner Realisierung unerträglich schei-



nen musste. Der Standpunkt der Sowjets war gleichfalls vertretbar: Moskau wollte sich nicht leichtsinnig verpflichten. Wenn trotz dem prinzipiellen Abkommen der Krieg ausbrach, konnte sich der entscheidende deutsche Ansturm gegen die Sowjetunion richten. Indem die Sowjetunion immer präzisere Verpflichtungen forderte, vertrat sie ihre Interessen; aber sie hatte Unrecht, ihren Argwohn allzu sehr zur Schau zu stellen. England, das bis dahin alles akzeptiert hatte, empfand, wie kränkend das sowjetrussische Misstrauen war. Das Vorgehen Sowjetrusslands erschien ihm «ganz und gar ungewöhnlich». – «Die Tatsache, dass Molotow ein solches Ansuchen vorbringt», sagte man in London, «enthüllt in Bezug auf unsere Aufrichtigkeit und unsere ehrlichen Absichten den verletzendsten Argwohn, der umso weniger gerechtfertigt ist, als wir bereit sind, unmittelbar nach der Unterzeichnung militärische Verhandlungen zu eröffnen. Bei einem gegenseitigen Beistandspakt ist es das natürliche Verfahren, dass das politische Abkommen den militärischen Vereinbarungen vorausgeht. Die Hartnäckigkeit, mit der die sowjetrussische Regierung verlangt, dass das politische Abkommen vom militärischen Abkommen abhängig gemacht werde, führt zu dem peinlichen Verdacht, dass die Regierung der Sowjetunion hofft, uns so zu zwingen, militärische Bedingungen zu akzeptieren, die unseren Ansichten entgegengesetzt sind.» Man erinnerte an die zahlreichen Zugeständnisse, die England bereits gemacht hatte, um das Vertrauen Moskaus zu gewinnen:

«1. Wir haben das Verlangen der Sowjetregierung berücksichtigt, die baltischen Staaten in den Vertrag einzubeziehen.

2. Wir haben darauf verzichtet, zu verlangen, dass die Niederlande, die Schweiz und Luxemburg unter den Ländern aufgeführt werden, die das Abkommen decken soll.

3. Wir haben akzeptiert, im Fall eines indirekten Angriffs in Aktion zu treten.

4. Wir haben, mit innerstem Widerstreben, akzeptiert, diesen Fall zu definieren.

5. Wir sind bereit, diese Definition in das Abkommen selbst aufzunehmen .. . aber wir sind an dem Punkt angelangt, wo wir nicht mehr

eine Methode fortsetzen können, die darin besteht, jede neue Forderung der Sowjetregierung zu akzeptieren.»

Man liess durchblicken, dass Englands Geduld «nahezu» erschöpft sei und dass die Regierung Seiner Majestät «gezwungen sein könnte, ihre gesamte Position zu überprüfen». Paris wurde gleichzeitig informiert, dass die englische Regierung der Ansicht sei, wenn die Sowjetregierung in dem einzigen Punkt, in dem die britische Regierung Vorbehalte gemacht habe, jedes Zugeständnis verweigere, würde «die Fortsetzung der Verhandlungen unmöglich werden».

Die französische Regierung fühlte, wie begründet die Reaktion Englands war; sie erkannte die Gefahr, die daraus resultierte. Der Abbruch der Verhandlungen wäre ein Triumph für Hitler. Bonnet ging über die Vorbehalte hinweg, die er selbst formuliert hatte, und wandte sich direkt an Lord Halifax: «Ich verkenne nicht die sehr bedeutsamen Zugeständnisse, die wir bereits gemacht haben. Aber wir gelangen an einen entscheidenden Punkt, wo es uns notwendig erscheint, nichts zu versäumen, um zum Abschluss zu kommen. Wir dürfen uns nicht die verheerende Wirkung verheimlichen, die das Scheitern der Verhandlungen nicht nur auf unsere beiden Länder, sondern auch auf die Aufrechterhaltung des Friedens ausüben würde. Ich fürchte sogar, es wäre das Signal für eine Aktion Deutschlands gegen Danzig. Diese Verhandlungen dauern seit mehr als vier Monaten an. Die öffentliche Meinung aller Länder misst ihnen die grösste Bedeutung bei. Dadurch haben diese Verhandlungen einen symbolischen Charakter angenommen. Der Ministerpräsident und ich sind der Ansicht, dass es unter diesen Umständen von entscheidender Bedeutung ist, zum positiven Abschluss von Verhandlungen zu gelangen, deren Erfolg uns heute eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung des Friedens zu sein scheint.»

Während einiger Tage lebte der Quai d'Orsay im Alarmzustand. Die Gereiztheit der englischen Regierung wich nicht. Man glaubte in London, dass die sowjetrussischen Unterhändler niemals aufrichtig gewesen wären; sie trieben ihr Spiel mit alliierten Zugeständnissen, um etwas anderes zu erpressen. Man müsse, so meinte man, eine neue Taktik versuchen. Die französische Regierung kam auf ihr Anliegen zurück. Sie

zeigte, dass ein Abbruch der Besprechungen das ganze Dispositif der europäischen Sicherheit erschüttern könnte. «Der Abschluss oder das Scheitern der Verhandlungen», sagte sie, «wird einen entscheidenden Einfluss auf die Unternehmungen der Achse während der kommenden Monate ausüben.» Und sie ermahnte die englische Regierung, ein letztes Zugeständnis zu machen: «Angesichts des Ernstes der Stunde und der unberechenbaren Konsequenzen, die der Abschluss oder das Scheitern des Abkommens haben können, ist die französische Regierung der Ansicht, dass – wie sich auch der Wertgehalt dieses Abkommens vermindern möge – sein politischer Wert und seine vorbeugende Wirkung gross genug bleiben, um uns das Opfer noch so ernster Vorbehalte aufzuerlegen ....»

Gegen den 24. Juli liess sich das Foreign Office endlich bewegen. Es willigte ein, wie ein Telegramm aus London meldete, «seine Instruktionen elastischer zu gestalten». Nach einer Beratung des engeren Kabinetts beschloss die englische Regierung, ein weiteres Mal nachzugeben. Diese Nachricht, die sofort in Moskau mitgeteilt wurde, machte dort den besten Eindruck. Molotow gab seiner vollen Befriedigung Ausdruck; seine Politik notierte einen neuen Punkt. Die Unterhändler betrachteten das politische Abkommen als *«potentiell abgeschlossen»*. Es galt, rasch zur Prüfung der militärischen Probleme überzugehen. Die Sowjetregierung erklärte sich bereit, die Besprechungen unmittelbar aufzunehmen. Die alliierten Botschafter, die neue Gegenströmungen fürchteten, waren der Ansicht, man müsse sich schnellstens mit dieser Frage befassen. Sie wiegten sich in der Hoffnung, dass die Verhandlungen endlich einen günstigen Verlauf nähmen. Naggiar meinte: «Indem die Regierung der Sowjetunion selbst ohne längeres Zögern die Eröffnung technischer Besprechungen verlangt, obschon sie Wert darauf legt, zu betonen, dass die politischen Klauseln von den militärischen untrennbar seien, bezieht sie jetzt deutlich genug vor aller Welt Stellung, sodass wir von jetzt ab aus dieser öffentlichen Haltung den psychologischen Vorteil ziehen können, den wir wünschten.»

Die westeuropäischen Regierungen erkannten die Berechtigung dieses Argumentes an. Während die Diplomaten sich bemühten, das «provi-

sorische» Abkommen, das über die politischen Klauseln zustande gekommen war, in einem Communiqué zum Ausdruck zu bringen (ein solches Communiqué sollte niemals veröffentlicht werden, da es nicht die Zustimmung der drei Partner auf sich vereinigen konnte) reisten die militärischen Delegationen nach Russland ab.

Der Empfang, den Moskau den alliierten Offizieren bereitete, war äusserst herzlich. Von den ersten Banketten an wussten die neuen Unterhändler die Grossartigkeit der sowjetrussischen Gastfreundschaft zu schätzen. Das hatte seine Wirkung auf die Beziehungen; Optimismus war an der Tagesordnung, und die Besprechungen schienen unter den besten Auspizien zu stehen.

Aber in der Nacht vom 14. auf den 15. August wurden die Staatskanzleien Frankreichs und Englands benachrichtigt, dass sich soeben ein *Coup de théâtre* ereignet habe: im Verlauf einer «technischen» Besprechung hatte Marschall Woroschilow die Frage gestellt: *«Würden die sowjetrussischen Truppen im Falle eines gegen Frankreich und England gerichteten Angriffs berechtigt sein, durch den Korridor von Wilna und durch Galicien auf polnisches Gebiet und auch auf rumänisches Gebiet einzudringen?»* Diese Frage erschien dem Marschall umso natürlicher, «als Frankreich schon einen Vertrag mit Polen besass und Grossbritannien die Integrität dieses Landes garantiert hatte».

Als die alliierten Missionen auf den politischen Charakter des Problems hinwiesen, hatte der Marschall sofort erklärt, *«die sowjetrussische Delegation sei der Ansicht, dass bei Versucht auf eine Lösung dieser Frage die späteren Besprechungen mit Sicherheit zum Scheitern verurteilt seien; sie könne ihrer Regierung nicht empfehlen, sich auf ein Unternehmen einzulassen, das so offenkundig zu scheitern bestimmt sei»*.

Diese unerwartete Wendung hatte die Verhandlungen nach vier Monaten harter Bemühungen zu ihrem Ausgangspunkt zurückgeführt. Man hatte sich viel Mühe gegeben, ein System zu entwerfen, das die angrenzenden Staaten schützen sollte, ohne an ihre Zustimmung zu appellieren. Jetzt, da das Problem eine politische Lösung gefunden zu haben schien, wurde es im militärischen Rahmen von Neuem gestellt.

Es ist wenig wahrscheinlich, dass die Sowjetregierung, als die Frage

Woroschilows aufgeworfen wurde, nicht gewusst hat, welche Verwirrung sie hervorrufen würde. Und es ist gleichfalls wahr, dass die Notwendigkeiten der Aussprache die Lösung einer solchen Frage erheischen. Wie sollte man genaue Verpflichtungen militärischen Charakters übernehmen, ohne einen Operationsplan vorzusehen und ohne die Haltung der zwischen den Grossmächten liegenden Länder klarzustellen? Dass die Frage auf politisches Gebiet Übergriff, war eine andere Angelegenheit, die den Marschall Woroschilow nicht mehr betraf. Er beschränkte sich darauf, zu fragen, ob und wie der militärische Vertrag, den er unterzeichnen sollte, ausgeführt werden könnte. Der Antwort auf seine Frage, so wie er sie zu stellen gewusst hatte, konnte man nicht mehr ausweichen; die Antwort musste lauten: Ja oder Nein. Von diesem Ja oder Nein würde unmittelbar das Schicksal der Verhandlung – und der Weltfrieden abhängen.

In aller Eile musste man die Zustimmung der angrenzenden Länder einholen. Die Regierungen Westeuropas wandten sich an Polen.

Der Quai d'Orsay meinte, dass die Antwort der polnischen Regierung günstig sein müsste. Hatte nicht Beck noch letzthin in Bezug auf die Moskauer Verhandlungen, von denen er Kenntnis hatte, erklärt, «dass er befriedigt wäre, wenn sie zum Abschluss kämen, und dass er ihr Scheitern bedauern würde»? Der französische Aussenminister rief den polnischen Botschafter Lukasiewicz zu sich und bat ihn, seinem Chef die Frage Sowjetrusslands zu übermitteln. War Polen einverstanden, dass die russischen Truppen im Fall eines feindlichen Angriffs das polnische Territorium durch den Korridor von Wilna und durch Galizien durchqueren? «Mit Nein antworten», bemerkte Bonnet, «heisst den Bruch der Verhandlungen herbeiführen, mit allen seinen Konsequenzen. Man würde vor der Katastrophe stehen.» Lukasiewicz erwiderte, er werde die Botschaft ohne Kommentar übermitteln; er glaubte, im Voraus sagen zu können, dass Beck ablehnend antworten werde. Der Botschafter fügte hinzu: «Was würden Sie sagen, wenn man von Ihnen verlangte, Sie sollten Elsass-Lothringen durch die Deutschen schützen lassen?»

Bonnet war gewarnt; sofort drängte er den französischen Botschafter in Warschau, Noël, energisch auf die polnische Regierung einzuwirken:

## EPILOG

«Es kommt darauf an, dass Sie selbst bei Beck auf der Notwendigkeit beharren, dass die polnische Regierung die russische Hilfe unter den eindeutig abgegrenzten Bedingungen, unter denen sie vorgeschlagen wird, akzeptiert. Sie werden nicht verfehlen, mit allem Nachdruck zu unterstreichen, dass die eventuelle russisch-polnische Zusammenarbeit auf dem östlichen Kriegsschauplatz eine *unerlässliche Bedingung* für die Wirksamkeit unseres gemeinsamen Widerstandes gegen den Angriffsplan der Achse ist.... Wir müssen voraussetzen, dass Polen, wenn es sich weigerte, die strategischen Bedingungen der russischen Intervention erörtern zu lassen, die Verantwortung für ein Scheitern der Moskauer militärischen Besprechungen mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben, übernehmen würde.»

Durch Lukaszewicz bereits benachrichtigt, war Oberst Beck vorbereitet, dem französischen Botschafter die Stirn zu bieten: «Als ich sein Arbeitszimmer betrat», telegraphierte Noël, «hatte ich sofort den Eindruck, in ihm trotz seiner gewohnten Höflichkeit den Gesprächspartner zu treffen, mit dem ich in diesen letzten Monaten oft lebhafte Auseinandersetzungen über die Fragen gehabt habe, in denen die polnische Politik zur unsrigen im Gegensatz stand.»

Beck behielt sich seine definitive Antwort für die nächsten Tage vor; aber er machte sofort folgende Einwendungen: es schien ihm offenkundig, dass die Sowjetregierung Winkelzüge machte, um die Verantwortung für das Scheitern auf Polen abzuwälzen; wenn Polen sich zu der beabsichtigten Kombination bereitfände, würde Deutschland sofort davon informiert werden (die Russen selbst würden das übernehmen) und der Krieg wäre unvermeidlich; wenn Polen akzeptierte, was ihm vorgeschlagen worden war, würde die Sowjetunion ihre militärischen Verpflichtungen nicht einhalten (sie wäre dazu materiell gar nicht in der Lage), aber sie würde sich politische Pfänder verschaffen.

All die alten Argumente und Anklagen Becks tauchten wieder auf: Angst vor der Brutalität Deutschlands, tiefes Misstrauen gegenüber Russland. War die Sowjetunion militärisch schwach – was sollte es dann nützen, sich mit ihr zu verbinden? War sie aber stark, so würde sie die besetzten polnischen Gebiete niemals wieder verlassen. Gegen diese Be-

fürchtungen waren die besten Argumente umsonst. Noël konnte gut den Schluss ziehen, die beste Antwort Polens, um die sowjetrussischen Winkelzüge – wenn es welche waren – zu durchkreuzen, bestände darin, zu akzeptieren, was ihm vorgeschlagen wurde; Beck zeigte sich unzugänglich.

Die Zeit drängte. «Die nächste Zusammenkunft», meldete Naggiar aus Moskau, «ist auf den 21. angesetzt, um uns Gelegenheit zu geben, vor diesem Datum die notwendigen Angaben über das polnische Problem zu erhalten. Ich unterstreiche, dass die militärischen Besprechungen eine Unterbrechung erfahren werden, wenn wir mangels einer offiziellen, offiziösen oder mindestens stillschweigenden günstigen Lösung nicht in der Lage wären, zustimmend zu antworten.»

Bonnet sandte eine neue Botschaft nach Warschau: «So wenig befriedigend die erste Reaktion von Oberst Beck sein mag, so erscheint sie zu sehr politischer und psychologischer Natur, als dass wir sie in einer im wesentlichen technischen Frage als definitiv akzeptieren könnten.»

Der Minister beauftragte Noël, die Diskussion «unermüdlich» auf das militärische Gebiet zurückzuführen: «Vom technischen Gesichtspunkt her muss die polnische Regierung dahin gebracht werden, das russische Problem als einen wesentlichen Teil des allgemeinen Problems der Organisation der Verteidigungsfront in Osteuropa anzusehen. Die Angelegenheit kann nicht auf eine Frage der polnisch-russischen Beziehungen begrenzt werden. Die in Vorbereitung befindliche militärische Aktion verpflichtet gleichermassen die Türkei, Rumänien und unter Umständen andere Länder. Eine vollkommene Koordinierung ist unerlässlich.» Und Bonnet fügte hinzu: «Wenn die polnische Regierung entschlossen ist, jede praktische Hilfe der Sowjetunion zurückzuweisen, so ist es unbeeidlich, dass sie, ohne uns über ihren Standpunkt aufzuklären, zugelassen hat, dass wir politische Besprechungen aufnahmen, von denen Beck Ihnen wiederholt gesagt hat, dass er aufrichtig einen günstigen Ausgang wünsche.» Er schloss: «Wir treten in eine entscheidende Periode ein. Nächsten Sonntag soll Hitler in Tannenberg eine Rede halten. *Von der polnischen Antwort hängt der Erfolg oder das Scheitern der englisch-französisch-russischen Verhandlungen ab.* Es ist Sache der polnischen Regierung, den

## EPILOG

ganzen Umfang ihrer Verantwortung zu ermassen, wenn ihre Haltung zum Abbruch unserer Verhandlungen mit der Sowjetunion führen sollte.»

Bevor Beck diese letzte Botschaft empfangen hatte, hatte er seine Entscheidungen getroffen. Sie lautete eindeutig und entschieden Nein! «Es ist dies für uns», erklärte er Noël am Abend des 19. August, «*eine Frage des Prinzips*: wir haben kein militärisches Abkommen mit der Sowjetunion, und wir wollen keins haben. Wir lassen es nicht zu, dass man in irgendeiner Form die Benutzung eines Teils unseres Territoriums durch fremde Truppen erörtern könnte. Es gibt darin übrigens nichts Neues: dies war immer unser Grundsatz, und wir haben ihn Ihnen oft dargelegt.» Beck gab diese Antwort, bevor er noch die letzten Argumente Bonnets zur Kenntnis genommen hatte. Die Frage, die von den Westmächten unter technischen Gesichtspunkten betrachtet wurde, war für Polen eine eminent politische Frage; noch mehr: *eine Angelegenheit des Prinzips*. Oberst Beck schien dem französischen Minister zu antworten: Warum haben Sie sich in Verhandlungen verloren, die in diesen Engpass führen mussten, wo wir Ihnen doch unseren «Grundsatz» nie verheimlicht hatten?

General Stachiewicz, der polnische Generalstabschef, unterstützte die Weigerung Becks: «Polen kann nicht akzeptieren, dass fremde Truppen in sein Territorium eindringen.»

Die französische Regierung entschloss sich nun zu einer äussersten Massnahme: Naggiar und General Doumenc, der Führer der französischen Militärdelegation, hatten angesichts der drohenden Gefahr am 20. August die Anregung gegeben, «die Einwendungen Becks, der vielleicht nur eins wünschte, nämlich von der ganzen Sache nichts zu wissen, nicht ganz wörtlich zu nehmen» und die Unterhändler zu autorisieren, eine *im Prinzip* zustimmende Antwort zu geben. Diese Antwort sollte ausführen, dass der vorgesehene Durchmarsch erst nach Ausbruch der Feindseligkeiten bewilligt werden würde.

Am 21. August empfing General Doumenc telegraphisch Daladiers Instruktionen, die ihn bevollmächtigten, unter den bestmöglichen Bedingungen das Militärabkommen zu unterzeichnen. Die französische Regierung willigte ein, über die Weigerung Becks hinwegzugehen.



## EUROPAS LETZTE TAGE

Zu spät! Am gleichen Tage erfuhr man, dass Ribbentrop nach Moskau reiste. Zwei Tage später, am 23. August 1939, war das deutsch-russische Abkommen unterzeichnet.

So scheiterte Europas letzte Anstrengung, seinem Schicksal zu entgehen, das darin bestand, der Hitlerschen Drohung die Stirn bieten zu müssen. Lässt sich entscheiden, wer die Verantwortung für diesen verhängnisvollen Ausgang zu tragen hat?

England hatte redlich gehandelt, ohne übermässigen Eifer, aber mit dem deutlichen Willen, zum Ziel zu gelangen. Man konnte ihm sein Zögern vorwerfen, seine vagen Vorschläge und seine komplizierten Formeln; man hatte sogar an seiner Entschlossenheit zweifeln können, mit den Waffen einzugreifen. Dieser Zweifel war durchaus unbegründet. England sollte als erster Staat den Krieg erklären. Es sollte den Mut haben, die Feindseligkeiten zu eröffnen, und dies, um sein Wort zu halten.

Frankreich hatte während der Verhandlungen viel mehr gegeben. Unermüdlich hatte es Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt, erfüllt von dem Wunsch, ans Ziel zu gelangen. Da es voraussah, dass die Folgen eines Scheiterns der Verhandlungen katastrophal sein müssten, hatte es hartnäckig gekämpft. Schliesslich sollte auch Frankreich den Mut haben, den Krieg zu erklären, um sein Wort zu halten.

Indessen war das Handeln Frankreichs, wie dasjenige Englands, mit einem sehr schweren Gewicht belastet: dem Pakt von München. In den Verhandlungen hatte die Sowjetunion ihn nicht erwähnt. Aber das Misstrauen, das sich an diese Vergangenheit knüpfte, dauerte zweifellos an und hatte die Verhandlungen selbst durchdrungen. Um es wettzumachen, hätten die Unterhändler ein neues Element ins Feld führen müssen: die formelle Zustimmung Polens. Und diese Zustimmung hatte ihnen gefehlt.

Die Polen schoben die Schuld den Russen zu. Beck wurde durchaus nicht beunruhigt, als er die Nachricht von der Reise Ribbentrops empfing. Er versicherte, dass «sich sachlich nicht viel ändern würde». Beck sah in dem Ereignis «eine zusätzliche Rechtfertigung» seines Misstrauens

gegenüber der Sowjetunion. Russland war niemals loyal gewesen; jetzt war «die Reihe an Herrn von Ribbentrop, die Aufrichtigkeit der Sowjets zu ermassen».

Die Russen klagten Polen an. Als Marschall Woroschilow am 24. August den militärischen Delegationen mitteilte, die «technischen» Verhandlungen seien nunmehr gegenstandslos, machte er die polnische Regierung für den Misserfolg restlos verantwortlich. Molotow war ebenso kategorisch. Am 25. empfing er den französischen Botschafter, um ihm zu erklären: «Nachdem die Sowjetregierung festgestellt hatte, dass trotz der Bemühungen der drei Regierungen *die hartnäckige Weigerung Polens einen dreiseitigen Beistandspakt unmöglich machte*, musste sie, so weit es sie betrifft, das Problem durch die Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes mit Deutschland lösen.» Die schwere Verantwortung für die tiefgehenden Umwälzungen, die der deutsch-russische Vertrag nach sich ziehen könnte – fügte Molotow hinzu – *werde ausschliesslich auf die Warschauer Regierung zurückfallen*. «Ein grosses Land wie Sowjetrussland konnte nicht so weit gehen, Polen anzuflehen, einen Beistand anzunehmen, den es um keinen Preis wollte.»

Die Sowjetregierung hatte es leicht, die anderen anzuklagen. Sie hatte ihre Sache mit grösster Geschicklichkeit geführt und schien keinerlei Fehler begangen zu haben. Von Anfang an war ihre einzige Sorge gewesen, den Charakter der Verpflichtungen zu präzisieren. Sie hatte niemals um ihren Beitrag zum gemeinsamen Werk gefeilscht, und wenn sie die Unmöglichkeit einer Verständigung hatte feststellen müssen, so deshalb, weil man ihr kein praktisches Mittel gegeben hatte, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Ein Abbruch der Verhandlungen konnte gewiss den Krieg provozieren, und dieser Krieg konnte sich zuerst gegen Osten richten; so ergriff die Sowjetunion rechtzeitig ihre Vorsichtsmassnahmen. In dieser logischen Beweisführung gab es keine Lücke.

Indessen konnte man den Russen ihre übertriebene Logik vorwerfen. Der Mangel an Präzision bei den Westmächten, an dem sie sich gestossen hatten, änderte nichts am Charakter des Abkommens, das man Russland vorgeschlagen hatte: es war eindeutig ein Abkommen für den Frieden. Diese Unbestimmtheiten setzten die Sowjetunion keiner Gefahr aus, da

## EUROPAS LETZTE TAGE

ja Frankreich und England obendrein die angrenzenden Länder garantiert hatten, welche die Grenzen Sowjetrusslands deckten. Indem Russland die gewiss viel «präziseren» Vorschläge des Dritten Reichs vorzog, hatte es für Hitler optiert, der den Krieg wollte. Wenn das Misstrauen Sowjetrusslands sich auf klügere Art geäußert hätte, so hätte Russland, um mit Molotow zu reden, «das Problem auf eine Art lösen können», die, vielleicht, der Welt – und Russland – grosses Unheil erspart hätte.

Die wirkliche Verantwortung fiel also auf Polen. Beck hatte alles getan, was eine allgemeine Gereiztheit hervorrufen musste; und seine diplomatischen Handlungen hatten einen vorsätzlich negativen Wert gehabt. Seine Steifheit, seine Übertreibung und vor allem sein Hochmut hatten ihn dahin geführt, mit schuldhafter Hartnäckigkeit das Spiel Deutschlands zu treiben. Es gab indessen hinter dieser unangenehmen Selbstgefälligkeit ein tieferes Gefühl: wie eine Angst, welche die Unruhe des polnischen Volkes vor den düstersten Perspektiven spiegelte. Die Furcht vor Deutschland und das Misstrauen gegenüber Russland stellten Beck vor eine Alternative, in der sich der Einfluss der tragischen Kräfte, die über dem Geschick Polens hängen, geltend machte. Das erinnert an jenes orientalische Märchen, in dem ein Diener, der den Tod fürchtet, vom Felde seines Herrn flieht, um sich in der Stadt zu verbergen; und der Tod begegnet dem Herrn und sagt ihm, er müsse in aller Eile in die Stadt gehen, um den Diener zu packen. Oberst Beck konnte sich den Kopf zerbrechen, um durch Wendungen, die er für äusserst klug hielt, Hitlers Absichten zu durchkreuzen; der Krieg trachtete nach ihm und würde ihn schliesslich packen.

Die «Schuld» Polens kann nur im Rahmen der Beziehungen, die damals zwischen dem Westen und Sowjetrussland bestanden, gerecht gewürdigt werden. In seiner Lage auf der Demarkationslinie zwischen zwei Welten, die einander im Wesen fremd waren, wusste Polen aus trauriger Erfahrung, wie schwer es ist, sie zusammenzuführen. Täuschte sich Polen über das Missverständnis, das den Westen und Russland trennte? Auf diesem gleichen Missverständnis baute Hitler seine Politik auf. Hitler drängte sich zwischen die uneinigen Völker, die trotzdem in gleicher

## EPILOG

Weise wünschten, das Unglück eines Konfliktes zu vermeiden; er erzwang den Krieg, der sie schliesslich alle erfasste<sup>1)</sup>.

Was Rumänien betrifft, so war es an der letzten Phase des Dramas nicht beteiligt. Die Westmächte hatten es von den letzten Verhandlungen nicht informiert; die Frage, die Marschall Woroschilow gestellt hatte, hatte man ihm nicht übermittelt. Die rumänische Regierung wurde mit keinem Verlangen befasst und hatte keinerlei Entscheidungen zu treffen. War man in London und Paris – infolge der Besprechungen, die ich gehabt hatte – der Ansicht, dass man im entscheidenden Augenblick auf eine zustimmende Antwort Rumäniens rechnen konnte? Wie dem auch sei, *keinerlei Verantwortung für das Scheitern der Verhandlungen fällt auf Rumänien.*

\* \* \*

Kein Mensch in Europa konnte sich über die Bedeutung des Moskauer Vertrages täuschen. Die grosse Koalition, die dem Krieg vorbeugen sollte, war tot. Die kleineren Vereinigungen mussten alsbald verschwinden. Die Politik der Balkanentente, die Politik der Türkei waren mit einem Schlage gelähmt. Osteuropa sah sich vom Westen getrennt.

Hitlers Krieg begann. Über dem ungeheuren Abgrund, in den unzählige Völker stürzen sollten, erhoben sich zwei Männer, die dem Schicksal die Führung der Geschehnisse streitig machten.

Der eine war der Sieger in der diplomatischen Schlacht. Alles war Hitler geglückt. Er hatte die Welt getrennt und geteilt, um sie seiner Willkür preiszugeben. «So oder so», gemäss seiner Formel, war alles vor ihm zurückgewichen. Hitler wählte den Krieg, den er wollte, und wie er ihn wollte. Er gedachte, von vornherein die Zahl seiner Feinde zu beschränken: zuerst würde er Polen vernichten. Seine Verachtung für die Menschen und die Nationen war so gross, dass er sicher war, die Westmächte würden sich nicht rühren. In seiner Rede vom 1. September 1939, in der er den Angriff verkündete, bagatellierte er das Problem: «Ich nenne jetzt unsere Ziele. Ich bin entschlossen, erstens

\*) Siehe Anhang 1, S. 240.

die Danziger Frage zu lösen; zweitens die Frage des Korridors zu liquidieren; drittens dafür zu sorgen, dass in den Beziehungen zwischen Deutschland und Polen ein Wechsel eintritt, der ein gemeinsames friedliches Leben sichern wird. Ich will von den deutschen Grenzen das Element der Unsicherheit und die Atmosphäre einer ewigen Bürgerkriegssituation entfernen. Ich will, dass an unserer Ostgrenze der gleiche Friede herrscht wie an unseren anderen Grenzen.»

Man weiss, dass Hitler nicht über den Krieg verfügen konnte, wie er über den schlechten Frieden zu verfügen vermocht hatte. Vom ersten Tage an trat der Krieg aus dem Rahmen, den er sich gedacht hatte; und wie er in Polen gegen die Welt Krieg führte, so begann die ganze Welt gegen ihn Krieg zu führen.

Der andere Mann war Winston Churchill. Im Getöse der ersten englischen Schicksalsschläge und während des militärischen Zusammenbruchs Frankreichs wurde Churchill britischer Premierminister. Das ganze Gebäude der Sicherheit, das er mit solcher Hingabe hatte errichten wollen, war zweimal unter seinen Augen zusammengebrochen. Einer nach dem andern hatten sich die Staaten, auf die er gezählt hatte, von der Gruppe der Westmächte losgelöst. Russland verschwand im Nebel des Moskauer Abkommens; und diese Nebel verhüllten die angrenzenden Staaten. Churchill fand im Osten kein befreundetes Europa mehr. Die ersten Schlachten sollten das Werk der europäischen Auflösung vollenden. Englands Verbündete selbst wurden durch Gewalt von ihm getrennt. Grossbritannien schien zur Isolierung und zur Niederlage verurteilt. Churchill, der so viel Energie aufgebracht hatte, um die ganze Welt gegen den Krieg zu einigen, sollte nun allein kämpfen müssen. Aber sein Glaube verliess ihn nicht; dieser hingebungsvolle Verteidiger der kollektiven Sicherheit sollte die edelsten Worte finden, um die Einsamkeit seines Vaterlandes zu preisen:

«Von nun ab sind wir die einzigen bewaffneten Kämpfer, um die Sache der Welt zu verteidigen. Wir werden unser Bestes tun, um uns dieser grossen Ehre würdig zu erweisen. Wir werden unsere Insel verteidigen, und zusammen mit dem Britischen Empire werden wir unbesiegbar den Kampf fortsetzen, bis der Fluch Hitlers nicht mehr die Stir-

## EPILOG

nen der Menschen beugt. Wir sind gewiss, dass am Ende alles gut gehen wird.»

Der Krieg erreichte, was die Diplomatie verfehlt hatte. Er isolierte den Eroberer und verwirklichte die Idee Churchills, indem er die Nationen zwang, sich für den Sieg zu einigen.

Aber diese Einigung unter Alliierten, die aus einer Notwendigkeit und nicht aus einem Abkommen hervorging, wird eine Bestätigung präziseren Charakters erfordern. Das Abkommen wird nicht zu umgehen sein. Die Verhandlungen, die durch Hitler unterbrochen wurden, werden nach seinem Verschwinden wieder aufgenommen werden müssen; von ihrem glücklichen Abschluss wird der Sinn und der Wert des gemeinsamen Sieges abhängen.

Die Besiegten haben bedingungslos kapituliert. Um den Frieden schliessen zu können, werden die Sieger ihre Bedingungen untereinander in Einklang zu bringen haben.

## ANHANG

### 1.

Um ein endgültiges Urteil über die Ereignisse fällen zu können, die sich im Verlauf des Sommers 1939 zutragen, genügt es nicht, die Verhandlungen zwischen Frankreich, England und Sowjetrußland zu kennen; man müsste gleichfalls wissen, in welcher Art die Besprechungen zwischen der Moskauer Regierung und der Berliner Regierung zustande kamen. Die offiziellen Dokumente schweigen jedoch über dieses Thema, und es existiert keine genaue Informationsquelle. Man darf annehmen, dass das Schweigen, welches Hitler in seiner Rede vom 28. April 1939 gegenüber der Sowjetunion wahrte, einen Hintergedanken enthüllte; angesichts des Misserfolges seiner Westpolitik dachte der «Führer» seit damals an eine Umwälzung seiner Politik im Osten. Eine solche Umwälzung (welche die «Vertrauten» Hitlers schon seit einiger Zeit ahnten) musste eine gewisse Stütze im deutschen Grossen Generalstab finden, der sich immer bemüht hatte, mit der Roten Armee in Fühlung zu bleiben, ebenso wie in Wirtschaftskreisen, die den Austausch zwischen den beiden Reichen zu intensivieren wünschten.

Aber die Frage, die sich stellt, ist: *Wann und wie hat sich die Verständigung zwischen der Politik des Reiches und der der Sowjetunion vollzogen?* Nach einer Version, die in der unmittelbaren Umgebung des Grafen Schulenburg, des deutschen Botschafters in Moskau, kursierte, war die poli-



Athen: *«Der Empfang, den uns Präsident Metaxas bereitete,  
war ganz besonders herzlich.»*  
(Kapitel IX, S. 214.)



## ANHANG

tische Annäherung, die zum Abkommen vom 23. August 1939 führen sollte, das Ergebnis eines ganz unvermittelt von Hitler angeordneten Schrittes und nicht der Schlussstein langer, geheimer Besprechungen.

Nach dieser deutschen Version hätten sich die Dinge folgendermassen abgespielt:

Am Tage nach jener Sitzung, in der Marschall Woroschilow den alliierten Militärdelegationen die Frage nach dem Durchmarschrecht durch Polen gestellt hatte (jene Frage, welche die letzte und verhängnisvolle Krise zwischen den Westmächten und den Sowjets hervorrufen sollte), unterzeichnete eine deutsche Wirtschaftskommission in Moskau *ein Handels- und Kreditabkommen*. Dieses deutsch-russische Abkommen überschritt nicht den Rahmen von zweihundert Millionen Reichsmark, der durch die vorhergehenden Abkommen von 1935 und 1937 gezogen war; sein Abschluss in einem so kritischen Augenblick hatte dennoch eine besondere Bedeutung. Im Verlauf des traditionellen Banketts, das Mikojan, der Volkskommissar für den Aussenhandel, den Mitgliedern der deutschen Mission bot, fasste man in einer freundschaftlichen Atmosphäre die Möglichkeit ins Auge, sich «noch über andere Fragen» zu einigen. Am gleichen Abend ging ein langes Telegramm der deutschen Botschaft nach Berlin ab und wurde sofort dem «Führer» unterbreitet.

Hitler ergriff die Gelegenheit, die sich ihm bot; die militärischen Besprechungen in Moskau störten seine Pläne und verstimmten ihn im höchsten Grade. Jetzt hatte er endlich das Mittel in der Hand, diese Verhandlungen aufzuhalten, die britische «Einkreisung» zu durchbrechen und *seinen* Krieg gegen Polen zu führen. Graf Schulenburg erhielt den Befehl, auf der Stelle Russland einen Freundschafts- und Nichtangriffspakt anzubieten.

Als der Botschafter dem Kreml dieses Angebot überbrachte, erhielt er von Molotow eine liebenswürdige, aber dilatorische Antwort. Die Sowjetregierung wies den deutschen Vorschlag, der ihre Aufmerksamkeit zu verdienen schien, nicht zurück; indessen konnte sie ihn nicht in Betracht ziehen, solange die Verhandlungen mit den Alliierten andauerten; man musste das Ende dieser Verhandlungen abwarten.

Aber Hitler war nicht geneigt zu warten. Er beauftragte den Grafen

Schulenburg, seinen Schritt zu wiederholen und Molotow darauf hinzuweisen, dass ein solches Angebot «nur ein einziges Mal gemacht werde»; das Angebot würde zurückgezogen werden, wenn es nicht sofort akzeptiert würde. Schulenburg sollte hinzufügen, dass das Flugzeug des Reichsaussenministers bereit war aufzusteigen; wenn die Sowjetregierung es wünschte, könnte Herr von Ribbentrop, mit allen Vollmachten ausgestattet, in wenigen Stunden in Moskau eintreffen.

Das Ungestüm des «Führers» triumphierte über das Zögern des Kreml. Müde der endlosen Verhandlungen, die ihr Sicherheitsverlangen nicht vollkommen zu befriedigen vermochten, wussten die sowjetrussischen Staatsmänner die schnelle Entschlossenheit des deutschen Diktators zu schätzen; Hitlers Absicht, ihnen seinen Aussenministerpersönlich zu schicken, machte einen guten Eindruck; die Russen begriffen den Vorteil, den sie aus einem Abkommen ziehen konnten, das sie in aller Hast mit einem Partner schliessen würden, der es derart eilig hatte. Hitlers Angebot enthielt eine Sicherheitsgarantie, die vielleicht nicht von Dauer, aber kategorisch und unmittelbar war. In diesen Tagen suchte aber die Sowjetunion vor allem anderen das Problem der Sicherheit zu lösen.

Molotow bemühte sich nicht länger, seine Entscheidung zu vertagen; er liess Herrn von Schulenburg wissen, dass das deutsche Angebot in Betracht käme: Ribbentrop konnte erscheinen.

Dies ereignete sich am Sonntag, den 20. August 1939. Am nächsten Tage, den 21. August, erlosch die Frist, die den alliierten Militärdelegationen für ihre Antwort in Bezug auf Polen eingeräumt worden war.

Es war die Hauptsorge der Deutschen, alle diese Schritte sorgsam vor den Westmächten geheimzuhalten. Die Diplomaten des Reichs verwiesen später mit Vergnügen darauf, dass Graf Schulenburg an diesem berühmten Sonntag die fremden Missionen zu einer *Garden Party* eingeladen hatte: ein Tennisturnier spielte sich in den Gärten der deutschen Botschaft ab, und Mr. Strang, der Chef der britischen Mission, gewann den ersten Preis.

Am anderen Tage, am 21. August, landete Hitlers persönliches Flugzeug, das den Wimpel des Reichsaussenministers trug, in Moskau. Feierlich und bewegt drückte Ribbentrop lange die Hände, die sich ihm ent-

gegenstreckten. Er wurde sofort in den Kreml geführt. Achtundvierzig Stunden später war das «Moskauer Abkommen» unterzeichnet.

Dieses Ereignis rief bei Hitler stürmische Freude hervor. Er empfing die Nachricht in Berchtesgaden, als er sich gerade mit einigen Getreuen zu Tisch setzte. Der «Führer» schwenkte das Telegramm über seinem Kopf und schrie: «Ich habe den Sieg in der Hand – einen hundertprozentigen Sieg!» In dieser gleichen Nacht traf er seine Dispositionen zum Angriff auf Polen.

Was Herrn von Ribbentrop betraf, so musste er an diesem Abend für seine Erfolge bezahlen. An Stalins Seite an einem reich gedeckten Tisch sitzend, wurde er gezwungen, unzählige Gläser mit Wodka und mit Champagner aus der Krim zu leeren – bald auf das Wohl des Reichs, bald auf das Sowjetrusslands. Mochte der Minister eine schwere Magenkrankheit ins Feld führen, um sich dieser Ehrenpflicht zu entziehen – Stalin blieb unnachgiebig und bewilligte ihm keine Pause. «Trinken Sie! Trinken Sie doch, es ist für das Wohl Ihres Landes!» sagte er. Wie sollte man einer solchen Aufforderung widerstehen? Ribbentrop trank und litt. Das war der erste Schatten, der auf das Moskauer Abkommen fiel.

## 2.

Die These, nach welcher die Teilung Europas unfehlbar zum Kriege führen muss, habe ich in dem folgenden Artikel ausgeführt, der am 25. Juli 1945 im *Journal de Genève* erschien:

*Worüber Potsdam schweigt*  
*Der Gegensatz der beiden Prinzipien*

Bevor Hitler den Krieg eröffnete, verwahrte er sich gegen die Behauptung, er wolle das britische Weltreich zerstören. «Im Verlauf meiner gesamten politischen Tätigkeit», erklärte er noch in seiner Rede vom 28. April 1939, «habe ich nicht aufgehört, zugunsten einer Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Deutschland und England zu plädieren.»

Diese Idee einer «Zusammenarbeit», die, wie er behauptete, seine teuersten Wünsche in sich schloss, hatte Hitler mehrfach den Engländern gegenüber zum Ausdruck gebracht, indem er ihnen die Frage stellte: «Wollt Ihr die Welt mit uns teilen?» Und die Engländer hatten geantwortet: «Nein».

Dieses hartnäckige und unversöhnliche *Nein* hatte Hitler mit Wut erfüllt. Ich habe im April 1939 bei einem offiziellen Besuch in der Reichskanzlei Gelegenheit gehabt, einer jener berühmten Szenen beizuwohnen, in denen Hitler sich vom Schwung seiner Rede mitreissen liess. In Hitlers Verwünschungen gegen «die Einsichtslosigkeit und hartnäckige Verblendung der englischen Staatsmänner» mischte sich eine geheime Hoffnung, dass diese so sehr ersehnte Teilung schliesslich doch noch Zustandekommen würde.

Drei Tage nach dieser Audienz war ich in Fortsetzung meiner offiziellen Reise in London, wo ich die Ehre hatte, bei einem Diner in der rumänischen Gesandtschaft Churchill vorgestellt zu werden.

Als ich ihm von den Bemerkungen berichtete, die der deutsche Kanzler vor mir über England gemacht hatte, rief Churchill aus:

«Ich weiss wohl, dass sie bereit sind, sich mit uns zu verständigen! Aber um welchen Preis? Und gegen wen?» Und Churchill erinnerte mich an eine Rede, die er ein Jahr zuvor, am 9. Mai 1938, gehalten hatte: «Man rät uns, uns nicht um all diese Länder in Zentraleuropa zu sorgen, uns nicht darauf zu versteifen, den Völkerbundspakt einzuhalten, sondern all dies als eitlen Wahn zu erkennen, damit wir einen speziellen Freundschaftspakt mit Deutschland abschliessen können .... Aber ich verlange zu wissen, was dieser Pakt wäre, und auf wessen Kosten er geschlossen würde? Gewiss könnte unsere Regierung zu einem Abkommen mit Deutschland gelangen; daran besteht keinerlei Zweifel. Es würde genügen .. . Hitler freie Bahn zu geben, indem wir ihn autorisieren, das nationalsozialistische System und seine Herrschaft in Zentraleuropa so weit auszudehnen, wie es seinen Wünschen entspricht. Nach meiner Ansicht wäre ein solcher Pakt schmachvoll und verhängnisvoll. Zunächst würde er uns geraden Wegs in den Krieg führen. Im Hochgefühl seines Triumphes und nunmehr ohne irgendeine Fessel würde das national-

sozialistische Regime nach seinem Ermessen seine ehrgeizigen Pläne verfolgen. Wir aber würden ohnmächtig, schweigend, geknebelt und allem Anschein nach zustimmend als einfache Zuschauer den Schrecken beiwohnen, die Zentraleuropa immer tiefer zu Boden drücken würden.»

Churchill nahm diese Überlegung vor mir wieder auf: «Was können wir mit Deutschland teilen?» rief er aus. «Die Welt? Aber die Welt gehört nicht uns. Und wenn wir in grossem Irrtum Hitler all das abtreten wollten, was uns nicht gehört, so könnten wir morgen nicht mehr behalten, was uns gehört. Hitler macht uns zum Vorwurf, dass wir glauben, was er selbst in seinem Buch geschrieben hat. Wie sollten wir ihn nicht beim Wort nehmen, wenn es um die Sicherheit und sogar um die Existenz unseres Reiches geht?»

Zwischen dem Prinzip der Teilung und dem des Gleichgewichts war kein Kompromiss möglich.

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Prinzipien war so heftig und so unüberwindbar, dass er zum Kriege führen musste. Das Land, dessen Hitler bedurfte, um mit ihm die Welt in gleiche Teile zu teilen, war keine Realität; es existierte nur in der Phantasie des deutschen Kanzlers. England, wie es wirklich war, musste sich mit innerer Notwendigkeit Ambitionen widersetzen, die darauf hinausliefen, das europäische Gleichgewicht und die europäische Ordnung umzustürzen und so die Grundlagen zu erschüttern, auf denen die Grösse, die Sicherheit und die Existenz des englischen Volkes ruhten. Die unmögliche Teilung, von der Hitler träumte, konnte nur seine Leidenschaften verschlimmern und ihn auf dem Weg zur Katastrophe weiterführen.

Sechs Jahre lang hat der Krieg gewütet. Europa und die Welt sind von oben bis unten umgewälzt worden. Ein Reich, das sich mit Schuld beladen hatte, wurde zerschlagen. Aber die beiden einander widersprechenden Prinzipien bestehen noch. Und ihr unüberwindlicher Gegensatz, der die Katastrophe herbeiführte, verdüstert heute den Beginn des Friedens.

Es ist wahr, dass dieser Gegensatz weniger handgreiflich und sein politischer Charakter weniger ausgesprochen ist. Denn die drei grossen Mächte, die heute über das Schicksal des Friedens entscheiden, sind ein-

mütig darin, im Prinzip die Teilung der Welt in Einflusszonen zu verwerfen. Die Sowjetunion verdammt mit ganz besonderer Strenge die Ideen einer Teilung. Sich von der Moskauer Politik leiten lassend, schrieb die *Humanité* im November des vergangenen Jahres (in dem Zeitpunkt, als von der Bildung eines Westblocks die Rede war): «Ein solcher Block wäre nichts anderes als ein erster Schritt zu einer schrecklichen Entwicklung, die einen dritten Weltkrieg heraufführen müsste, der noch schlimmer wäre als der letzte. Man würde auf diese Weise die Welt in abgeschlossene Zonen teilen, die gezwungenermaßen einander feindlich wären. Das kann nicht geschehen, und das wird nicht geschehen. Die Blocks werden sterben, damit die friedliche Vereinigung der freien und demokratischen Völker leben kann.»

Das kommunistische Blatt drückte im Grunde die europäische Idee aus, für die England in den Krieg eingetreten war. Aber es gibt heute praktische Situationen, die stärker zu sein scheinen als die Theorien. Die abgeschlossenen Zonen existieren. Das sollte nicht sein, aber es ist. Und so lange dies der Fall sein wird, werden die Völker weder demokratisch noch frei sein, und ihre Vereinigung wird ein Hirngespinnst bleiben. Diese Situation kann nur eine Folge des Krieges sein; ihre Verlängerung wäre jedoch gefährlich, denn wir sehen von Neuem das Prinzip der Teilung auftauchen, und es gewinnt sogar in England an Boden. In gewissen Kreisen denkt man daran, «Blocks» zu bilden – nicht mit der Absicht, eine Politik der Gerechtigkeit zu verwirklichen, sondern in der Hoffnung, auf diese Weise gewissen vollendeten Tatsachen und einer ständig weiter um sich greifenden Ordnung der Dinge einen Schutzwall und nützliche Gegengewichte entgegenstellen zu können.

Nichts erscheint uns vergeblicher als eine solche Hoffnung. Die Teilung ist der Krieg, welches Motiv sie auch eingeben mag. Churchill hatte es 1938 festgestellt. Die *Humanité* stellt es in unseren Tagen fest. Und diese wiederholten Feststellungen sind und bleiben wahr; die Teilung der Welt in Einflusszonen weckt Eifersucht, stachelt Ambitionen an, nährt entgegengesetzte Interessen und treibt zum Konflikt. Die Geschichte Europas ist dafür ein lebendiges Zeugnis.

Es ist gewiss nicht leicht, den Frieden zu schaffen. Der Gedanke der

Ordnung nimmt bei den einzelnen Grossmächten verschiedene Gestalt an; überall unterliegt diese Idee politischen und sozialen Einflüssen. Und jede dieser verschiedenen Auffassungen drängt ganz natürlich dahin, sich in einer möglichst ausgedehnten Region die Herrschaft zu sichern; sie beherrscht ein Gebiet und verknüpft sich mit ihm. Unter diesen Bedingungen ist es verlockend, eine Demarkationslinie zwischen den verschiedenen ideologischen Räumen zu ziehen. Aber man darf sich nicht täuschen: eine solche Linie, die in Geheimnis und Schweigen gehüllt ist, bedeutet nicht eine Friedensgrenze, sondern eine Kampffront.

Der wirkliche Frieden erfordert eine ungeheure Anstrengung unserer Einsicht: man muss den Mut haben, seine Ideen bis zum Ende zu denken und nicht unterwegs bei Kompromissen, die bequem erscheinen mögen, Halt machen. Es geht nicht darum, zwischen zwei Welten, die sich damit abfinden, einander fremd zu bleiben, den Vorhang niedergehen zu lassen, sondern man muss versuchen, einige gemeinsame Prinzipien durchzusetzen, die geeignet sind, eine allgemeine Ordnung zu bestimmen. Im Grunde geht es darum, die grossherzigen Absichten, welche die Grossen Drei immer öffentlich kundgegeben haben, in die Tat umzusetzen. Deshalb erwecken die Punkte, über die Potsdam schweigt, ein leidenschaftliches Interesse bei allen Völkern, deren Sehnsucht dahin geht, das Gespenst des Krieges auf immer gebannt zu sehen.

In Europa will man ganz besonders angstvoll wissen, ob in der Zusammenkunft der «Grossen» die Lösung der Ordnung über die Lösung der Teilung triumphieren wird. Wenn Europa geteilt bleibt, wird es das Schlachtfeld bleiben, auf dem sich Ideologien und grosse entgegengesetzte Kräfte ständig Kämpfe liefern werden. Wenn aber durch die auf richtige Anwendung gemeinsamer Grundsätze Europa als Ganzes unter den Schutz des Rechtes gestellt wird, wird der alte Kontinent das Bindeglied und ein Element wirklicher Versöhnung zwischen den Mächten werden, die heute die Welt beherrschen.

In dem Augenblick, in dem die Entscheidungen reifen, die den Sinn und den Wert des Sieges bestimmen werden, ist es gut, sich der Ursachen zu erinnern, die den Konflikt herbeigeführt haben.

Die Welt hat einen langen Krieg geführt, um die Idee der Teilung zu

töten. Um einen guten Frieden zu schaffen, muss sie ein zweites Mal getötet werden.

3.

Zum Thema der Rolle, die Frankreich beim Werk der Errichtung einer Rechtsordnung zufällt, habe ich im *Journal de Genève* vom 5. Februar 1945 folgenden Artikel veröffentlicht:

*Das Recht und die Vorteile*

Auf dem Wiener Kongress sagte Zar Alexander zu Talleyrand, er wünsche, dass die europäischen Fragen in einer Weise geregelt würden, dass «jeder dabei seine Vorteile fände». – «Und jeder sein Recht», erwiderte der französische Bevollmächtigte. – «Ja, gewiss», antwortete der Zar, «aber wenn Sie nicht wollen, dass jeder seine Vorteile findet, was verlangen Sie?» – «Ich stelle das Recht an die erste Stelle, und dann kommen die Vorteile», erwiderte Talleyrand.

Indem er das Recht jedem anderen Gesichtspunkt voranstellte, verfolgte der grosse Diplomat ein doppeltes Ziel. Er war der Ansicht, dass dies das beste und einfachste Mittel war, die Probleme zu lösen, die infolge der napoleonischen Kriege Europa erschütterten. In diesem Sinne gab er Castlereagh (der ihn zu überzeugen versuchte, dass gewisse Fragen, die die Krone Frankreichs betrafen, sich befriedigend lösen liessen) folgende Erklärungen: «Es ist jetzt nicht von diesen oder jenen Einzelfragen die Rede, sondern von dem Recht, das dazu dienen soll, sie alle zu regeln. Wenn einmal der Faden abgerissen ist, wie werden wir ihn wieder anknüpfen? Wir haben den Wünschen Europas zu entsprechen. Was werden wir für Europa getan haben, wenn wir nicht die Grundsätze wieder zu Ehren bringen, deren Missachtung so viel Unglück verursacht hat. Die gegenwärtige Epoche ist eine von jenen, die kaum einmal im Verlauf mehrerer Jahrhunderte in Erscheinung treten. Eine schönere Gelegenheit könnte uns nicht geboten werden. Warum sollten wir nicht entsprechend handeln?» – «Weil es Schwierigkeiten gibt»,



sagte Castlereagh, «die Sie nicht kennen.» – «Nein, ich kenne sie nicht!» rief Talleyrand im Ton eines Mannes, der gar nicht neugierig ist, sie kennenzulernen.

Aber der Vertreter Frankreichs hatte noch einen anderen Gedanken, als er in einer Zeit, in der, wie Benjamin Constant festgestellt hatte, «die Menschen, nachdem sie der Spielball des Wahnsinns gewesen waren, von der Begeisterung für den gesunden Menschenverstand und die Gerechtigkeit ergriffen waren», den hohen Wert des Rechtes pries.

Er wollte seinem Lande dienen und Frankreich, das manche ausserhalb der Beratungszimmer zu halten wünschten, wieder in die erste Reihe der grossen Mächte stellen. Frankreich war besiegt, besetzt und entwaffnet. Es besass nicht die Macht, die Tür zu den vertraulichen Beratungen der «Grossen» mit Gewalt zu öffnen. Die Sieger wollten allein bleiben, unter sich, um die letzten Entscheidungen zu treffen. Gewiss verachteten sie nicht das Recht, in dessen Namen sie einen schweren und langen Krieg geführt hatten, und ihr betonter Wunsch war, für immer einem Regime der Willkür ein Ende zu machen, das seit so vielen Jahren das alte Europa in Unruhe stürzte; aber niemals bricht ein Willkürregime zusammen, ohne der Kraft, die es niederschlägt – und mag sie von den besten Absichten beseelt sein – etwas von seinem leidenschaftlichen Charakter zu hinterlassen; und selten sind die Sieger fähig, in solchem Masse im Siege sich selbst zu überwinden, dass sie nicht in der Stunde der Entscheidungen an jene «Vorteile» denken, auf die Alexander I. angespielt hatte. In dieser bestimmten Stunde vom Recht zu sprechen – nicht in vagen Formeln, sondern mit dem genauen Sinn des Wertes der Begriffe und ihrer Bedeutung – es zu wagen, das allgemeine Interesse zu umreissen und die Idee Europas über Sondervorteile zu stellen: hiess das nicht, eine unentbehrliche Mission zu erfüllen, deren entscheidenden Beitrag bei der Ausarbeitung des Friedens kein Ausschluss behindern noch beschränken könnte?

Talleyrand verstand, dass Frankreich diese Mission erfüllen konnte und musste. Er bemühte sich, diese Prinzipien und ein ganzes System politischer Philosophie den Rat der Sieger durchdringen zu lassen und ging so weit, zu fordern, es solle ausdrücklich ausgesprochen werden, dass der

Kongress seine Sitzungen entsprechend den Prinzipien des Völkerrechts abhalten sollte. Das vollzog sich nicht ohne geräuschvollen Widerstand, dessen Erinnerung uns die *Correspondance inédite* des französischen Diplomaten bewahrt hat: «Herr von Hardenberg, stehend, die Fäuste auf dem Tisch, fast drohend, stiess folgende abgehackte Worte hervor: Das Völkerrecht? Nein, das ist überflüssig. Warum sollen wir sagen, dass wir gemäss dem Völkerrecht handeln werden? Das geschieht, ohne dass man es ausspricht.» Talleyrand erklärte, wenn das geschähe, ohne dass man es ausspreche, so werde es noch besser geschehen, wenn man es ausspreche. Herr von Humboldt schrie: «Was tut hier das Völkerrecht?» Darauf erwiderte Talleyrand: «Es macht, dass Sie hier sind.»

Das Völkerrecht setzte sich schliesslich auf dem Kongress durch, und Frankreich setzte sich gleichfalls durch. Seinem vorherrschenden Einfluss - seinem Einfluss und seiner Methode - verdankt man zum grossen Teil, dass die Friedensordnung von Wien, trotz ihrer Unvollkommenheit, fast während eines Jahrhunderts das Grundgesetz Europas blieb.

Die Situation einer Grossmacht, die Frankreich auf diese Weise wiedergewonnen hatte, verpflichtete es seitdem zu ständigen und oft sehr heftigen Anstrengungen, um seine Positionen zu wahren und seine Interessen zu verteidigen. Unter allen entscheidenden Umständen versäumte es aber nie die Rolle, deren Erfüllung es sich zur Mission gemacht hatte: es verteidigte mit selbstloser Hingabe das Recht und verbreitete mit grossherziger Glut rings um sich die Ideen der Gerechtigkeit, welche die Nationen befreien und einigen sollten. Die ständige Stütze, die es schwächeren Völkern gewährte, beruhte nicht auf irgendeiner Berechnung; es half spontan - ohne vorhergehende Verpflichtungen und ohne geschriebene Abmachungen - weil in seiner Auffassung von Ordnung und Kultur die Gerechtigkeit einen Wert an sich besass und weil sein Charakter es zu ständig wiederholten Bestätigungen der menschlichen Solidarität antrieb.

Frankreich gewann so nicht nur die Zuneigung der Völker, sondern, was mehr ist, ihr Vertrauen; überall und ganz besonders in Osteuropa, in Lateinamerika und im Orient wurde seine Stimme gehört, sein Rat befolgt und sein Urteil angenommen; die Grösse seiner Macht bestimmte

sich noch mehr durch die Ausstrahlung seines Geistes als durch die Ausdehnung seiner Kräfte. So blieb ihm der Platz, den es in der menschlichen Gemeinschaft einnahm, sogar im tiefsten Unglück erhalten. Frankreich blieb in seiner höchsten Not so universell, wie es in seinem Glanz gewesen war.

Ein Beispiel, unter vielen anderen, liess mich verstehen, was der Sturz Frankreichs bedeutete.

Es war in Moskau, im Mai 1941. Die deutsche Botschaft hatte Anweisung erhalten, in ihren Räumen den berühmten Film vom *Sieg im Westen* zu zeigen. Unter den eingeladenen Persönlichkeiten befanden sich einige hohe russische Funktionäre und die Mitglieder der fremden Missionen aller Länder, die nicht mit dem Reich im Kriege lagen. Es gab viele Botschafter und Gesandte, Militärs und Männer der Wirtschaft, Europäer und Asiaten. Der Film war in vieler Hinsicht bemerkenswert: er vermittelte ein eindrucksvolles Bild vom Blitzkrieg, wie ihn der deutsche Generalstab erdacht und ausgeführt hatte. Man konnte den alles zerschmetternden Vormarsch der Armeen verfolgen, das Werk der Artilleristen und der Pioniere, die Angriffe der Stukas, den Ansturm der Panzerwagen durch die rauchenden Ruinen und über die mit Menschenmassen erfüllten Strassen Frankreichs, gegen Paris ....

Diese Vorführung hätte ein grosser Erfolg sein sollen; sie war eine Katastrophe. Niemals habe ich ein schwereres, beängstigenderes und schmerzlicheres Schweigen empfunden als jenes, das die Zuschauer umhüllte, während der *Sieg im Westen* abrollte. Sobald die Lichter erloschen, gab es keine Neutralen mehr im Saal. Eine dumpfe Feindschaft gegen die Eroberer ergriff Reihe um Reihe, von den Plätzen der Donau- und Balkanvölker bis zu denen der Türken, der Perser und Afghanen. Das Unglück Frankreichs erweckte in jedem eine tiefe Unruhe, die sich auf seine eigene physische und moralische Sicherheit bezog. Jeder fühlte sich in seinem heiligsten Erbe getroffen – in seinem Geist, in seinem Herzen, in seinen Rechten. Das eisige und missbilligende Schweigen hielt an, als das Schauspiel zu Ende war. Es war der Ausdruck der tiefsten Empfindungen dieser Diplomaten, die doch gewohnt waren, ihre Gefühle zu verbergen: sie konnten nicht umhin, den Triumph des Erober-

ners, der auf dem Gipfel seiner Macht stand, als ein zufälliges und örtlich begrenztes Phänomen zu betrachten, während die Niederlage Frankreichs für sie die Proportionen eines Unglücks annahm, das allgemein und grenzenlos war...

\* \* \*

Diese Zeilen erheben nicht den Anspruch, eine Sache zu verteidigen, die im Voraus gewonnen ist. Wenn sich das Problem der Teilnahme Frankreichs an den Arbeiten des Rates der Grossen von Neuem stellt, so gewiss nur, um zu einer vollkommeneren Übereinstimmung über den Sinn des Friedens und über die Bedeutung der Sendung zu gelangen, die heute Frankreich zufällt. Denn wie gross auch das Verdienst der Mächte sein mag, deren heldenhafter Widerstand, deren Anstrengungen und Opfer am meisten zum gemeinsamen Erfolg beigetragen haben (ein Verdienst, das niemand zu bestreiten vermöchte) – es wäre schwierig, dem verbündeten Frankreich heute zu verweigern, was man ihm, zum Segen Europas, nach seiner Niederlage von 1814 nicht verweigert hat.

Damit der Friede gerecht sei, nach Voraussetzungen und Prinzipien, die nicht improvisiert werden können, damit er von den zahlreichen Völkern, die seine Wohltaten geniessen sollen, mit Vertrauen angenommen werde, damit Europa die Werte wiederfinde, deren es für seine Ordnung und seine Harmonie bedarf, ist es nicht nur gerecht, sondern im höchsten Masse nützlich, Frankreich sprechen zu lassen. Es wird sich, nach den Worten des Mannes, der heute seine Geschicke lenkt, bemühen, «unter den Völkern der Erde den Einfluss des menschlichen und weltumspannenden Charakters, der zu allen Zeiten der Charakter Frankreichs war, wieder zur Blüte zu bringen». So wird es ohne Zweifel die Sprache zu finden wissen, die in den letzten Entscheidungen gesprochen werden muss, und für sich wie für die anderen das Recht über die Vorteile stellen.

#### 4.

Als Erster sollte sich Churchill an den tiefen Sinn des Geschehens erinnern, den er in den Jahren 1938 und 1939 so beredt verteidigt hatte.

## ANHANG

Am 13. Mai 1945, fünf Tage nach dem Zusammenbruch des Hitlerschen Reiches, hatte der britische Premierminister am Rundfunk erklärt:

«Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen heute Abend sagen könnte, dass alle unsere Sorgen und unsere Nöte der Vergangenheit angehören. Dann könnte ich zufrieden die fünf Jahre meines Dienstes beenden, und wenn Sie glauben, dass Sie genug von mir haben und dass ich mich zurückziehen sollte, so würde ich das, ich versichere es Ihnen, sehr gern tun. Aber ich muss Sie im Gegenteil zur Wachsamkeit aufrufen, wie ich es getan habe, als ich vor fünf Jahren meine Aufgabe übernahm und noch niemand wusste, dass es so lange dauern würde. Denn es bleibt noch viel zu tun, und Sie müssen bereit sein, neue Anstrengungen geistiger und physischer Natur zu machen und in neue Opfer für grosse Dinge einzuwilligen, wenn Sie nicht wieder in Trägheit, in Verwirrung über die Ziele und in feige Furcht vor grossen Gesichtspunkten verfallen wollen. Sie dürfen in keiner Weise in Ihrer Wachsamkeit und Ihrem Alarmzustand nachlassen.... Auf dem europäischen Kontinent müssen wir so handeln, dass die einfachen und ehrenhaften Ziele, für die wir in den Krieg eingetreten sind, in den Monaten, die auf unseren Sieg folgen werden, nicht beiseite geschoben oder missachtet werden und dass *die Worte Freiheit, Demokratie und Befreiung nicht so entstellt werden, dass sie den wahren Sinn verlieren, den wir ihnen immer gegeben haben*. Es würde nicht viel nützen, die Nationalsozialisten für ihre Verbrechen zu bestrafen, wenn nicht Gesetz und Gerechtigkeit regierten und wenn totalitäre Regierungen oder Polizeiregime an die Stelle der deutschen Eroberer träten. Wir verlangen nichts für uns selbst. *Aber wir müssen die Gewissheit haben, dass der tiefe Sinn, für den wir gekämpft haben, am Tisch des Friedens in Wort und Tat anerkannt wird*.

Und vor allem müssen wir dafür arbeiten, dass die Weltorganisation, die zu schaffen die Vereinten Nationen im Begriff sind, nicht ein blosser Name und nicht ein Hort für die Starken und ein Spott für die Schwachen werde.»

Diese Erklärungen liessen voraussehen, dass der Kampf für den Frieden ebenso erbittert und vielleicht ebenso lang werden würde wie die kriegerische Anstrengung und der Kampf für den Sieg. Es würde sich

nicht nur darum handeln, über die Prinzipien einig zu werden, sondern auch über den *Wert* und den *Sinn* der Begriffe. Es würde vor allem darum gehen, den Methoden «totalitärer Regierungen oder Polizeiregime», die immer eine Tendenz zur Hegemonie und zur Weltherrschaft verraten, die Politik freier Länder entgegenzustellen, die sich bemühen, auf der Grundlage des Rechtes eine höhere Autorität internationaler Ordnung zu errichten.

Churchill sollte auf diese Ideen zurückkommen, um sie zu präzisieren und um erneut auf die Gefahren hinzuweisen, welche die Freiheit der Welt bedrohten. Nachdem er Führer der Opposition geworden war, forderte er von der englischen Regierung (in der Rede, die er am 17. August 1945 im Unterhaus hielt), sie solle «in den Fragen des Balkans und Osteuropas» ihre Haltung deutlich bekräftigen. Es gilt, sagte er, «stets die Bedeutung der Freiheit hervorzuheben». Denn die europäischen Länder seien einander zu nahe, als dass nicht die Ungerechtigkeit, die eines von ihnen trifft, auf die anderen zurückfiele. Es gelte vor allem, damit «niemand mehr Lust hat, über seinen Nächsten herzufallen», schnellstens in internationalem Massstab *«eine höhere Autorität zu schaffen, die den Frieden der Welt zu wahren und über die Gerechtigkeit zu wachen hat»*. Dies war, von all den «einfachen und ehrenhaften» Zielen, die das englische Volk zu verfolgen hatte, das höchste Ziel, das Churchill seinem Vaterlande und der Welt wies.

## PERSONENREGISTER

- Alexander I. von Russland 248, 249  
Alexander I. von Jugoslawien 147,183,  
193, 195  
Atatürk, Kemal 208, 21  
Balbo 72  
Boudouin, Paul 168  
Beck, Joseph 5, 31, 35-41, 44, 46-53,  
55-59, 61, 62, 67, 80-83, 89, 91, 128,  
129, 138, 155, 184, 203, 204, 212,  
230-234, 236  
Benesch 49, 147  
Berchtold, Graf 79  
Bismarck, Fürst Otto von 68  
Bonnet, Georges 29, 140, 146, 153  
bis 156, 161, 162, 165, 166, 168,  
169, 176, 181, 190, 203, 220, 222 bis  
225, 227, 230, 232, 233  
Boris, König von Bulgarien 6, 103,  
104, 195  
Byron, Lord 214  
Carol II. von Rumänien 6, 31, 32, 47,  
99, 103, 104, 142, 199, 206, 212  
Castlereagh, Lord 248  
Chamberlain, Joseph 87  
Chamberlain, Neville 6, 22, 23, 27, 53,  
57, 58, 61, 70, 97, 117, 122-127, 130,  
132, 143, 144, 151, 153, 158  
Christoff, Theodor 209, 210  
Churchill 22, 53, 106, 108-124, 127,  
137, 209, 238, 239, 244-246, 252-254  
Ciano 6, 49, 169, 172-185, 187, 190  
bis 192, 194, 197, 199  
Cincinnatus 151  
Codreanu, Corneliu 32  
Commène, Nicolas 188  
Constant, Benjamin 249  
Coulondre, Robert 29-31, 33, 80, 161,  
203, 223  
Crutzescu, Georges 93  
Crutzescu, Radu 75, 93  
Csaky, Graf 78  
Daladier 131, 132, 146, 151, 153, 155,  
168, 227, 233  
Doemberg, Baron 75  
Doumenc, General 233  
Eduard VII. von England 87  
Elisabeth, Königin von England 108  
Fabricius, Wilhelm 93  
Franassovici, Richard 53  
François-Poncet, André 22, 26, 27, 169  
Fratti 216  
Friedrich II. von Preussen 160  
Ganzer, Karl Richard 66  
Garibaldi 216  
Göring, Hermann 6, 21, 32, 45, 44,  
63, 72-75, 80, 92, 95, 120  
Goulin, Hauptmann 152  
Hacha 6, 28, 29, 67, 84, 93, 94, 221  
Halifax, Lord 57, 107, 122, 125-130,  
132-134, 136, 137, 139-145, 166,  
198, 202, 227  
Hardenberg 250  
Hauteclouque, Jean de 75  
Henderson, Sir Neville 143, 144  
Hitler 6, 8-13, 21-32, 35-38, 41-45,  
47-51, 54-59, 61-64, 66, 68-71, 73,  
75-100, 102, 103, 106, 108, 110-112,  
114, 116, 122, 124, 125, 129-131,

## EUROPAS LETZTE TAGE

- 137, 141, 144, 146-150, 153, 155-161,  
166, 167, 175, 176, 178-180, 185,  
191, 193, 197, 201, 207, 217, 218, 223,  
225, 227, 232, 234, 236-245, 253
- Hoare, Sir Reginald 133
- Horthy 78
- Humboldt, Wilhelm von 250
- Imredy 78
- Inönü, Ismet 206, 211, 212
- Jung, Professor 8
- Katharina II. von Russland 160
- Knatchbull-Hugessen, Sir Hugh 209,  
210
- Léger, Alexis 168
- Leith-Ross, Sir Frederick 133
- Lenbach 68
- Leopold III. von Belgien 6, 95, 99  
bis 104
- Litwinow 23, 39, 196, 203
- Lipski, Joseph 37, 45-47» 5<sup>1</sup>-54» 81
- Lukasiewicz, Julius 230, 231
- Maglione, Kardinal 190, 191
- Marius 179
- Markowitsch, Cinczar 196-199
- Massigli, René 209
- Metaxas 6, 206, 213-216
- Mikojan 241
- Molotow 161, 196, 203, 204, 220-226,  
228, 255, 236, 241, 242
- Moltke, Graf Hans Adolf von 54, 62
- Montaigu, Emile 7, 8
- Moret, Claude 65
- Mussolini 6, 70, 172-182, 185, 187,  
191, 192, 216
- Naggiar 220, 222, 225, 228, 232, 233,  
235
- Noël, Léon 203, 230-233
- Papen 208, 209
- Paul von Jugoslawien 6, 103, 104, 183  
193-198
- Payart 204
- Peter der Grosse 160
- Philipp II. von Spanien 106
- Pilsudski 36, 38, 41, 81, 83, 156
- Pius XII. 172, 188-190
- Potemkin, Wladimir 193, 199-205
- Raczynski, Graf 57, 138
- Raphael 172
- Ribbentrop 6, 44, 46-48, 50-54, 58, 63,  
67-69, 71, 72, 75, 92, 95, 131, 161,  
168, 176, 182, 190, 197, 214, 234,  
235, 242, 243
- Roosevelt 70, 71, 95, 98
- Santarosa 216
- Saradschoglu 135, 207-211
- Schiller, Friedrich 106
- Schleicher, General von 42, 43
- Schulenburg, Graf von 240-244
- Smigly-Rydz 44
- Stachiewicz, General 233
- Stalin 40, 139, 165, 243
- Starace, Achille 6, 174
- Stoyadinowitsch 183, 193, 194, T96
- Strang, William 219, 220, 242
- Stresemann 43
- Szembeck, Graf 43, 44
- Talleyrand 248-250
- Tilea, Viorel 125
- Tiso 93, 94
- Tisza, Graf 79
- Viktor Emanuel III. von Italien 172,  
184-187
- Weizsäcker, Baron von 29, 144
- Wilhelm II. von Deutschland 30, 87
- Woroschilow 229, 230, 235, 237, 241